K. F. 134 / 7
J. F. Wichard.

O. Flex:

Aus dem Palmenlande.

YALE UNIVERSITY LIBRARY

THE LIBRARY OF THE

DIVINITY SCHOOL

THE DAY MISSIONS LIBRARY

Aus dem

Palmenlande.

⁂

Aus dem

Palmenlande.

Selbsterlebtes aus Ost- und Westindien

von

O. Flex,

Verfasser von „Pflanzerleben in Indien".
„Beschreibende Ethnologie" von Bengalen u. a.

Mit 36 Illustrationen.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1907.

Yale Divinity Library
New Haven, Conn.

MT20.3
F639a

Das Übersetzungsrecht wird vorbehalten.

Vorwort.

Seit Jahren bemühe ich mich, durch Wort und Schrift das alte Wunderland Indien der deutschen Leserwelt näher zu bringen und in den gebildeten Kreisen ein lebendigeres Interesse für dasselbe zu erwecken.

Nur Fachgelehrte und Missionare haben bis jetzt das Land, seine Bevölkerung und seine Geschichte zu ihrem Spezialstudium gemacht, im allgemeinen aber ist dem Deutschen das ferne Indien immer noch eine terra incognita. Und doch verdient es, daß man sich eingehend mit ihm bekannt mache, denn seine Kultur, seine Religionen, seine Philosophien, seine Geschichte stehen einzig in der Welt da, und wie wenig ist von alledem in Deutschland bekannt! Wer denkt daran, daß die Hindu unsere arischen Brüder sind, wer erinnert sich, daß sie sich schon zur höchsten Stufe der Bildung erhoben hatten, als Europa noch im tiefsten Dunkel des Barbarismus versunken war. Wie wenige haben eine Ahnung von dem gewaltigen Geisteskampf, der das ganze Land jetzt erschüttert, nachdem es mit der Zivilisation des Westens in Berührung gekommen und sich zu einer beispiellosen Wiedergeburt auf politischem, sozialen und religiösen Gebiete hindurchzuringen sucht!

Seit mehr denn vierzig Jahren habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, durch Veröffentlichungen aller Art den Schleier hie und da ein wenig zu lüften, der das geheimnisvolle Land dem deutschen Stammverwandten noch verhüllt — und auch die folgenden Erzählungen sollen dies tun. Sie beruhen alle auf Selbsterlebtem und sollen dir, lieber Leser, indische Persönlichkeiten aus den verschiedensten Volksschichten, vom König bis zum Bettler, vom gelehrten Brahmanen bis zum unwissendsten Ureinwohner vorführen und dir durch naturgetreue, dem Leben abgelauschte Schilderungen einen Einblick gewähren in das Tun und Treiben deines indischen Bruders, in sein Geistesleben, in sein allmähliches Durchdringen der Schranken des Heidentums, die ihn umgeben und sein Hineinwachsen in eine neue, geistige, in eine christliche Atmosphäre, das ihn dir ebenbürtig macht.

Möge auch diese Arbeit dazu beitragen, ein herzliches Interesse für Indien zu erwecken und alle, in deren Hände dies Büchlein fällt, anregen, nach Kräften mitzuwirken an der idealen Neugestaltung des alten herrlichen Reiches. Das walte Gott!

Karlsruhe im November 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Der Nagbanshi oder Schlangenprinz	1
Carréras, die Insel der Gefangenen	26
Eine verlassene Missionsstation	58
Ein indischer Amtsrichter	82
Ein Missionsausflug am Brahmaputr	105
Wie mein Freund Somra ein Christ wurde	136
Missionsanfänge in Cedros	178
Ramlal	209
Eine hinterindische Plauderei	241
1. Indische Erholungsreisen	241
2. Rangun	245
3. Vorbereitungen zum Fancy-Bazar	252
4. Der Fancy-Bazar	273
5. Das Diskuswerfen	279

Der Nagbanshi oder Schlangenprinz.

Tief im Herzen Indiens, hineingebettet in die Täler und Schluchten des Vindhyagebirges, liegt ein Land, dessen Name einst in der Geschichte der christlichen Wiedergeburt des alten Hindostans mit goldenen Buchstaben verzeichnet sein wird. Es heißt Chota (spr. Tschota) Nagpur und hat den Ruhm, unter den heidnischen Provinzen Zentral-Indiens die erste gewesen zu sein, welche sich dem Evangelium erschloß. Mehr denn 50 000 Bekehrte sind lebendige Zeugen der wiederbelebenden Kraft des Wortes Gottes, und Hunderte, ja Tausende von ihnen wirken durch Wort und Tat an der Ausbreitung desselben unter den benachbarten Volksstämmen und an dem Aufbau der christlichen Kirche in ihrer eigenen Mitte.

Auf einem der Hochplateaus, welche sich in dieser gebirgigen und waldreichen Gegend erheben, liegt etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel Rantschi, der Hauptsitz der verschiedenen Missionsgesellschaften, welche diesen Teil des indischen Kontinents zu ihrer Arbeitssphäre gemacht haben. Der Ort ist reizend gelegen. Die mehrere Quadratmeilen umfassende Hochebene ist von allen Seiten von bewaldeten Bergketten umringt, welche sie von der Außenwelt abschließen. In schnellem Lauf machen sich die Flüsse Bahn durch die Bergwildnisse. Rauschende Wasserfälle unterbrechen die Stille der meilenweiten Urwälder. Nur wenige Pässe vermitteln den Zugang. Das Saumtier genügt noch, die wenigen ausländischen Waren, wie Tabak,

Salz und dergleichen, welche die Bewohner dieses abgelegenen Fleckchens Erde bedürfen, herbeizuschaffen, sowie die Produkte, welche sie abgeben können, und die zum größten Teil nur aus den verschiedenen Reissorten bestehen, welche in den buchtigen Einschnitten und Talschluchten gebaut werden, auszuführen. Und für den Reisenden, der dann und wann die Welt jenseits der Berge sehen will oder sich von draußen herein verirrt, gibt's, wenn er sich seinen eigenen Füßen nicht anvertrauen will, den landesüblichen Palki (Sänfte), den zweirädrigen Ochsenkarren und den abgetriebenen Klepper. Mode und Politik sind hier noch nicht erfunden; die Leute, den Urstämmen Indiens angehörend, stehen auf der primitivsten Stufe des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. Ein kleiner Streifen Zeug genügt ihnen, am Alltag ihre Blöße zu decken, ein größerer, um sie am Festtag zu schmücken Zwistigkeiten in der Familie schlichtet der Hausvater oder der älteste Sohn. Meinungsverschiedenheiten im Dorf legt der Pantschayat[1]) bei, und alles andere bleibt der väterlichen Fürsorge der Hakims[2]) überlassen. Nahrungssorgen quälen die Leute selten, denn ihre Hauptnahrung besteht in Reis, der überall wächst, und ist er aufgezehrt, so ersetzen Gräser, Kräuter, Baumblätter usw. seine Stelle. Wohnungsnot gibt es nie, weil jeder seine eigene Hütte hat, welche er aus Erde, Holz und Gras, was ihm nichts kostet, errichtet. Über die Erziehung der Kinder zerbricht man sich auch nicht den Kopf, denn die Kinder werden nicht erzogen; sie wachsen auf wie das Vieh, das sie hüten. In Krankheitsfällen verläßt man sich auf den

---

[1]) Wörtl. Fünfmännergericht, eine Versammlung der ältesten und einflußreichsten Leute des Ortes.

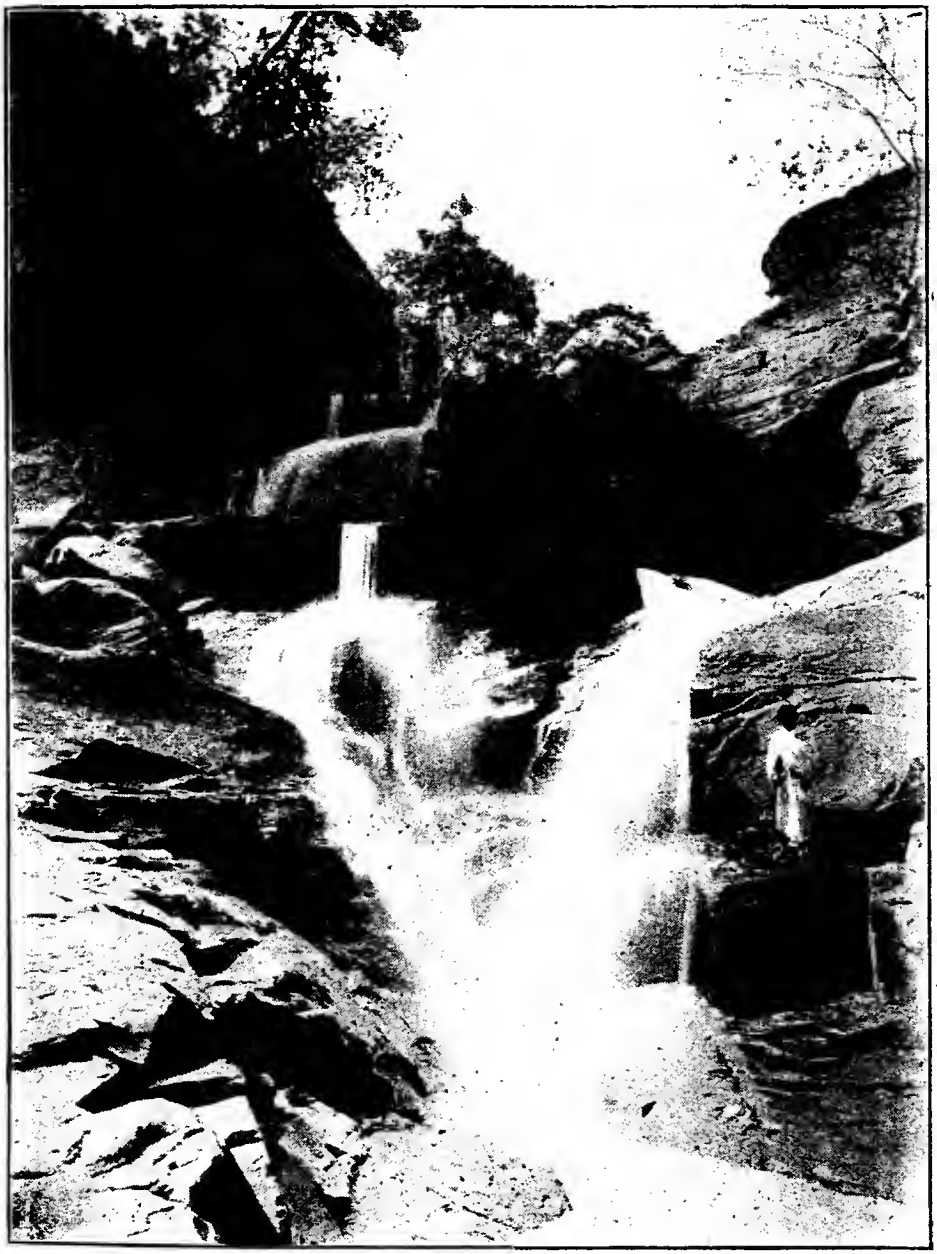
[2]) Gewöhnliche Bezeichnung der europäischen Richter.

Landschaft in Chota Nagpur.

Salz und dergleichen, welche die Bewohner dieses abgelegenen Fleckchens Erde bedürfen, herbeizuschaffen, sowie die Produkte, welche sie abgeben können, und die zum größten Teil nur aus den verschiedenen Reissorten bestehen, welche in den buchtigen Einschnitten und Talschluchten gebaut werden, auszuführen. Und für den Reisenden, der dann und wann die Welt jenseits der Berge sehen will oder sich von draußen herein verirrt, gibt's, wenn er sich seinen eigenen Füßen nicht anvertrauen will, den landesüblichen Palki (Sänfte), den zweirädrigen Ochsenkarren und den abgetriebenen Klepper. Mode und Politik sind hier noch nicht erfunden; die Leute, den Urstämmen Indiens angehörend, stehen auf der primitivsten Stufe des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens. Ein kleiner Streifen Zeug genügt ihnen, am Alltag ihre Blöße zu decken, ein größerer, um sie am Festtag zu schmücken Zwistigkeiten in der Familie schlichtet der Hausvater oder der älteste Sohn. Meinungsverschiedenheiten im Dorf legt der Pantschayat[1]) bei, und alles andere bleibt der väterlichen Fürsorge der Hakims[2]) überlassen. Nahrungssorgen quälen die Leute selten, denn ihre Hauptnahrung besteht in Reis, der überall wächst, und ist er aufgezehrt, so ersetzen Gräser, Kräuter, Bammblätter usw. seine Stelle. Wohnungsnot gibt es nie, weil jeder seine eigene Hütte hat, welche er aus Erde, Holz und Gras, was ihm nichts kostet, errichtet. Über die Erziehung der Kinder zerbricht man sich auch nicht den Kopf, denn die Kinder werden nicht erzogen; sie wachsen auf wie das Vieh, das sie hüten. In Krankheitsfällen verläßt man sich auf den

[1]) Wörtl. Fünfmännergericht, eine Versammlung der ältesten und einflußreichsten Leute des Ortes.

[2]) Gewöhnliche Bezeichnung der europäischen Richter.



Landschaft in Chota Nagpur.

Zauberer des Dorfes, der den Dämon, welcher das Leiden erzeugt, durch Opfer versöhnt oder verjagt, und geht's zum Ende, so erwartet man es mit apathischem Gleichmut als etwas, das nun einmal nicht zu ändern ist.

Unter diesem Urvolk fand das Evangelium den fruchtbarsten Boden. In alle Dörfer des Plateaus, ja bis tief in die Berge und Wälder der angrenzenden Provinzen hinein trugen die Missionare das Wort Gottes. Es bildeten sich Gemeinden, Kapellen entstanden, Schulhäuser wurden gebaut, größere Kirchen erhoben ihre Türme aus den grünlaubigen Dorfhainen. Glocken erklangen auf den Höhen und in den Tälern, und christliche Hymnen und Orgeltöne vermischten ihre melodienreichen Akkorde mit den monotonen Weisen der heidnischen Volkslieder, welche von alters her des Abends auf dem Dorfplan gesungen wurden, woselbst sich auch jetzt noch der nichtchristliche Teil der Dörfler durch Gesang, Musik und Tanz von der Tagesarbeit erholt.

Über dieses Naturvolk herrscht seit undenklichen Zeiten das Geschlecht der Nagbanshis. Sein Stammbaum reicht hinauf in jene sagenhaften Zeiten, in denen die Götter herabstiegen auf die Erde, um mit den Menschenkindern zu verkehren und an ihren Leiden und Freuden teilzunehmen; in denen die Tiere Macht hatten, menschliche Gestalt anzunehmen, und oft begabt mit urwüchsiger Weisheit und Kraft, eine bedeutende Rolle unter den Erdensöhnen spielten, und in denen die letzteren nur zu oft infolge irgend eines machtvollen Zauberspruchs als „verwunschene" Prinzen und dergleichen ein jammervolles Dasein in Tiergestalt fristen mußten.

Der Urahn der Nagbanshis war kein anderer als der Schlangenkönig Nag selbst. Dem kam einmal der Wunsch an, die Weisheit der Menschen kennen zu lernen, er nahm

deshalb die Gestalt eines schönen Jünglings an und ging nach Kasi, der heiligen Stadt der Hindu (dem heutigen Benares), wo er sich bei einem grundgelehrten Pandit[1]) in Pension gab und die gelehrten Schulen besuchte. Der Pandit half durch Privatunterricht nach, und bald wurde der junge Student ein solcher Ausbund von Gelehrsamkeit, daß sich Götter und Menschen ob seiner Weisheit verwunderten.

Der Pandit hatte eine schöne Tochter, in die sich der Schlangenprinz verliebte, und die er schließlich, nachdem er seine Studien vollendet, mit Bewilligung ihres Vaters heiratete.

Soweit wäre alles in Ordnung gewesen. Nun bemerkte aber eines Abends, als der Prinz schlief und dabei den Mund ein klein wenig aufmachte, seine junge Frau, daß er statt einer Menschenzunge eine Schlangenzunge hatte, die von Zeit zu Zeit blitzartig aus dem offenen Munde hervorzuckte.

Da war das Unglück fertig. Der Prinz wurde am nächsten Morgen scharf ausgefragt und bei allen Göttern Indiens beschworen, ihr das Geheimnis der Schlangenzunge mitzuteilen.

Der Arme kam in die furchtbarste Verlegenheit, denn nur unter der Bedingung, seine wahre Abkunft nie einem Menschen zu verraten, hatte er überhaupt Menschengestalt annehmen dürfen, mit Ausnahme der Zunge, die mußte Schlangenzunge bleiben.

Was nun tun! Die Frau quälte ihn Tag und Nacht und ließ ihm mit ihren Tränen und Klagen über seine Hartherzigkeit keine Ruhe. Da kam er auf die Idee, daß

---

[1]) Brahmane, der sich besonders mit dem Studium der Sprachen und der Auslegung der heiligen Schriften der Hindu beschäftigt.

sie eine Luft- und Ortsveränderung vielleicht auf andere Gedanken bringen und die Geschichte mit der Zunge vergessen lassen würde. Er überraschte sie also mit dem Vorschlag, eine ihrer entfernten Verwandten zu besuchen, welche sie seit ihrer Verheiratung nicht gesehen hatte. Die Gemahlin ging mit Freuden darauf ein, und man machte sich ohne Verzug auf den Weg.

Als das Ehepaar etwa zwei Tage unterwegs war, kam man gegen Mittag an einen wunderschönen See, der mit Laubgebüsch dicht umwachsen war. Einen passenderen Ort zum Ausruhen und zur Bereitung des Mittagsmahls konnte man kaum finden. Der Reisewagen, von breitschultrigen Stieren gezogen, hielt also an, und man lagerte sich im Schatten der Bäume am Ufer des Sees.

Als das Mahl eingenommen war, und der Prinz sich eben zur Siesta ins weiche Gras, über das Seidendecken gebreitet waren, zurechtgelegt hatte, da fiel der Frau auf einmal die Zungenangelegenheit wieder ein. „Jetzt oder nie," dachte sie — und hier schlug des Prinzen schwache Stunde. Er unterlag den Überredungskünsten seiner Frau und offenbarte ihr, daß er nicht ein Brahmanensohn sei, wie er vorgegeben, sondern der Schlangenkönig Nag.

Kaum aber war das letzte Wort seinem Munde entschlüpft, als die Frau statt ihres herrlich gestalteten Gatten ein Schlangenungetüm vor sich sah, das sich hoch aufbäumte, sie mit einem mitleidsvollen Blick ansah und sich mit klagendem Abschiedszischen in den See stürzte. Laut aufschreiend brach die Frau zusammen. Das Ungeheure ihrer frevelhaften Neugier kam ihr jetzt zum Bewußtsein. Sie rief Götter und Menschen um Hilfe an.

Da trifft sie ein neues Leid. Die furchtbare Gemütserschütterung wirft sie in vorzeitige Geburtswehen. Sie bringt ein Knäblein zur Welt. Doch was soll sie, die

Witwe,[1]) mit dem Kinde ohne den Vater, als dessen Mörderin sie sich nun anklagen muß. Als echtes Hinduweib folgt sie ihrem Manne in den Tod. Sie hüllt das Kind in ihre kostbaren Obergewänder, legt es unter den nächsten Strauch und wirft sich mit gellendem Angstruf ihrem Gatten nach in die Wellen.

Am Abend desselben Tages kamen Hirten zum See, um ihr Vieh zu tränken. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie am Rande desselben eine Riesenschlange erblickten, welche zusammengerollt auf ihren Ringen ein weinendes Kindlein hin und her wiegte. Bestürzt wichen sie zurück.

„Bleibt," rief die Schlange, „ich bin Nag, der König der Schlangen, dies Kind ist mein Sohn, seine Mutter war eine Brahmanin, er ist von edelster Geburt, nehmt ihn mit euch, zieht ihn auf, er wird König dieses Landes werden."[2])

Die Hirten taten, wie ihnen geheißen, und bis auf diesen Tag herrscht das Geschlecht der Nagbanshis[3]) in Chota Nagpur, und in den Abzeichen ihrer königlichen Würde sieht man überall das Schlangenbild; ihren Turban tragen sie um das Haupt gewunden, daß er einer zusammengeringelten Schlange gleicht, deren emporstehender Kopf durch einen hervorragenden Zipfel des Turbans nachgeahmt ist; auf dem Siegelring, welchen der König an seiner rechten Hand trägt, ist eine Schlange eingraviert; auf den Wappenschildern, welche ihm bei seinen

---

[1]) Die Witwen der Hindu haben ein überaus klägliches Los, früher verbrannte sich die Witwe mit der Leiche ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen.

[2]) Der Teich, an dessen Ufern das Kind gefunden wurde, existiert noch, er liegt in der Nähe von Pithuria, einer früheren Missionsstation.

[3]) Nag = Schlange. Bansh = Geschlecht.

Ausritten vorangetragen werden, sieht man auf rotem Grunde eine silberne Schlange. Wem das alles noch nicht Beweis genug sein sollte, daß das Geschlecht wirklich von dem König der Schlangen abstammt, der kann die ganze Geschichte, wie es Schreiber dieser Zeilen getan, in der Chronik des königlichen Hauses, welche die Hofbrahmanen fabriziert haben, nachlesen.

Der so und sovielte Nachkomme jenes Schlangenkindes kommt jetzt eben auf mein Haus zugeritten.

Wir Abendländer haben, wahrscheinlich aus dem Alten Testament her, die Idee, daß die Könige im Morgenland immer auf Eseln oder Maultieren reiten müßten. Das paßt aber auf Indien nicht, hier tut's kein echter Radscha unter einem Elefanten; und diese Elefanten sind meistens wahre Prachttiere, auf deren Ausstaffierung ungeheure Summen verwendet werden. Das Tier, welches den mir zugedachten königlichen Besuch trägt, gehört auch zu dieser Klasse. Es ist von geradezu gigantischen Dimensionen und schreitet mit wahrhaft königlichem Anstand einher. Sein breiter Rücken ist mit rotsamtenen, golddurchstickten Decken behangen, welche mit ihren echt goldenen, langen Fransen fast die Erde berühren. Der mit duftendem Öl eingeriebene, glänzende, massive Kopf des Elefanten ist mit roten und blauen Figuren bemalt. Über die Stirn bis zu den Augen herab hängt eine andere, mit goldenen Sternen durchwirkte purpurfarbene Sammetdecke. Die enormen Stoßzähne sind bis in die Nähe des Rüssels abgesägt und mit goldenen und silbernen Spangen geschmückt, auf denen kunstvoll gezeichnete Schlangenarabesken einziseliert sind. Auf dem Rücken ist der zweisitzige Hauda befestigt. Er ist ein Stück der wunderbarsten Holzschnitzerei und an den Rücken- und Seitenlehnen mit Silber überzogen. Die Sitze sind von dunkelrotem

Sammet, in den mit goldenen Fäden die groteskesten Blumen und Vogelfiguren gestickt sind. Das zum Schutze gegen die Sonne über dem Hauda angebrachte Dach ruht auf elfenbeinernen Stützen und ist inwendig mit Gold überzogen, aus dem silberne Sterne hervorstrahlen.

Auf dem ersten Sitz ruht der Eigentümer all dieser Pracht, Maharadscha Kumar Sing. Er ist nicht der König selbst, sondern nur einer seiner vielen Verwandten, welcher im Südwesten der Provinz ausgedehnte Ländereien und mehrere Dörfer besitzt, hat also auf den Titel Maharadsch keinen Anspruch. Trotzdem wird ihm derselbe bei der Anrede aus Höflichkeit gegeben.

Ungefähr 50 Schritt vor meinem Hause hält der Elefant unter einem schattigen Mangobaum, und einer der beiden Vorläufer des Prinzen kommt eilig herangelaufen, um mir den Besuch desselben anzumelden.

Mein Tschaukidar (Haus- und Platzwächter) hat mich schon längst benachrichtigt, daß der Prinz Kumar Sing kommt, ich stehe also schon in der Veranda bereit, ihn zu empfangen.

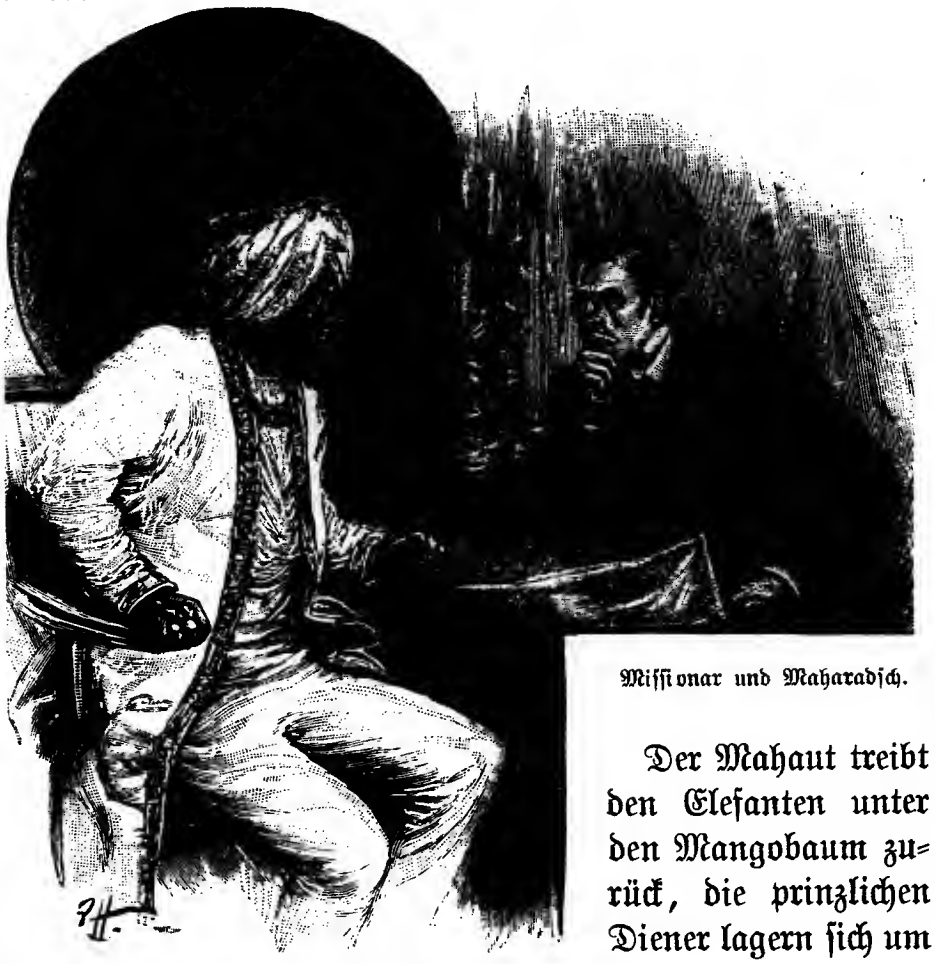
„Baith," kommandiert der Mahaut,[1]) und mit einem Schnaufen der Erleichterung kniet der Elefant nieder. Eine kleine Leiter, welche an der Seite des Sitzes eingehakt ist, wird von dem einen Diener schnell heruntergenommen und angelegt, und der Prinz steigt ab.

Er macht seinen verbindlichsten Salam, den ich ebenso höflich erwidere, außerdem schütteln wir uns nach europäischer Weise die Hand.

„Baithiye, Maharadsch, ap ki zindigi kaisi hai?" (Bitte, nehmen Sie Platz, großer König, wie ist Ihre Gesundheit?)

[1]) Der Treiber des Elefanten, welcher auf dem Nacken des Tieres sitzt.

„Hazurki Kripa se atschhi hai“ (durch Euer Herrlichkeit Gnade ist sie gut), erwidert er mit einer dankenden Hand- und Kopfbewegung und läßt sich auf den Sessel nieder.



Missionar und Maharadsch.

Der Mahaut treibt den Elefanten unter den Mangobaum zurück, die prinzlichen Diener lagern sich um ihn her im Schatten. Wir sind allein.

Der Prinz erzählt mir nun, daß er in der Katschahari (Gerichtshof) gewesen sei, um wieder einmal nach seinem Prozeß zu sehen. Er prozessiert nämlich schon seit Jahren mit einem seiner Verwandten wegen einer Erbschaft, und obgleich die ungeheuren Kosten des von englischen Advokaten geführten Prozesses (der Prinz traut den eingeborenen Advokaten nicht) den Betrag des Streitobjekts

Sammet, in den mit goldenen Fäden die groteskesten Blumen und Vogelfiguren gestickt sind. Das zum Schutze gegen die Sonne über dem Howda angebrachte Dach ruht auf elfenbeinernen Stützen und ist inwendig mit Gold überzogen, aus dem silberne Sterne hervorstrahlen.

Auf dem ersten Sitz ruht der Eigentümer all dieser Pracht, Maharadscha Kumar Sing. Er ist nicht der König selbst, sondern nur einer seiner vielen Verwandten, welcher im Südwesten der Provinz ausgedehnte Ländereien und mehrere Dörfer besitzt, hat also auf den Titel Maharadsch keinen Anspruch. Trotzdem wird ihm derselbe bei der Anrede aus Höflichkeit gegeben.

Ungefähr 50 Schritt vor meinem Hause hält der Elefant unter einem schattigen Mangobaum, und einer der beiden Vorläufer des Prinzen kommt eilig herangelaufen, um mir den Besuch desselben anzumelden.

Mein Tschaukidar (Haus- und Platzwächter) hat mich schon längst benachrichtigt, daß der Prinz Kumar Sing kommt, ich stehe also schon in der Veranda bereit, ihn zu empfangen.

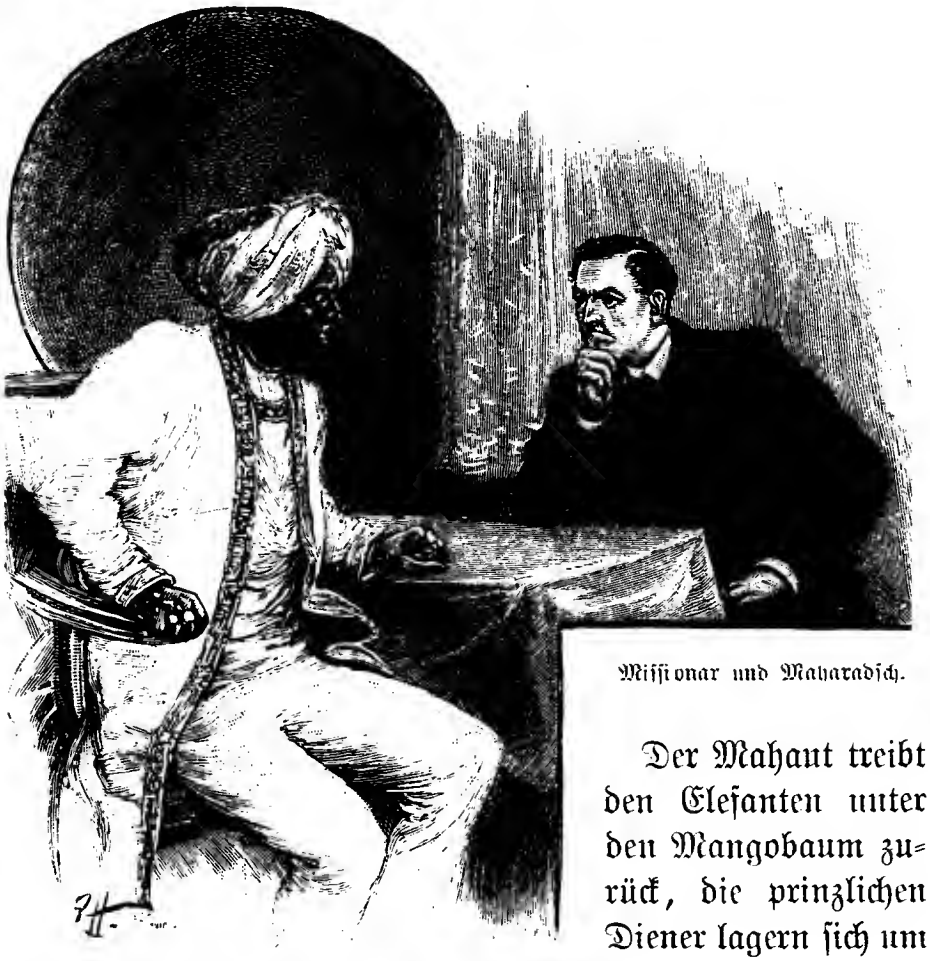
„Baith," kommandiert der Mahaut,[1]) und mit einem Schnaufen der Erleichterung kniet der Elefant nieder. Eine kleine Leiter, welche an der Seite des Sitzes eingehakt ist, wird von dem einen Diener schnell heruntergenommen und angelegt, und der Prinz steigt ab.

Er macht seinen verbindlichsten Salam, den ich ebenso höflich erwidere, außerdem schütteln wir uns nach europäischer Weise die Hand.

„Baithiye, Maharadsch, ap ki zindigi kaisi hai?" (Bitte, nehmen Sie Platz, großer König, wie ist Ihre Gesundheit?)

[1]) Der Treiber des Elefanten, welcher auf dem Nacken des Tieres sitzt.

„Hazurki Kripa se atschhi hai" (durch Euer Herrlichkeit Gnade ist sie gut), erwidert er mit einer dankenden Hand- und Kopfbewegung und läßt sich auf den Sessel nieder.



Missionar und Maharadsch.

Der Mahaut treibt den Elefanten unter den Mangobaum zurück, die prinzlichen Diener lagern sich um ihn her im Schatten. Wir sind allein.

Der Prinz erzählt mir nun, daß er in der Katschahari (Gerichtshof) gewesen sei, um wieder einmal nach seinem Prozeß zu sehen. Er prozessiert nämlich schon seit Jahren mit einem seiner Verwandten wegen einer Erbschaft, und obgleich die ungeheuren Kosten des von englischen Advokaten geführten Prozesses (der Prinz traut den eingeborenen Advokaten nicht) den Betrag des Streitobjekts

beinahe überschritten haben, so gibt doch keine Partei nach, um sich nicht für besiegt zu erklären. Bei der Gelegenheit habe er bei mir vorsprechen wollen, um sich persönlich zu erkundigen, ob es wahr sei, daß ich in seinem Dorfe eine Kapelle bauen wolle.

„Das beabsichtige ich allerdings, und ich hoffe, Maharadsch werden mir dabei helfen."

„Ich — hel—fen — eine Kapelle zu bauen!"

Der arme Prinz ist ganz bestürzt, er zuckt ordentlich zusammen, als wenn er plötzlich den Schlag einer elektrischen Batterie gefühlt hätte: „yah kaise hogah?" (wie soll das zugehen?).

„Nun," erkläre ich lächelnd, „Maharadsch wissen, daß wir in Ihrem Dorfe eine bedeutende Anzahl Bekehrte haben. Die sind bis jetzt nach Banda (der nächsten Missionsstation) zur Kirche gegangen; in der Regenzeit ist das aber zu unbequem, weil dann der Nadi (Fluß) oft so angeschwollen ist, daß sie nicht hinüber können. Die Christen wünschen also — und ich stimme ganz mit ihnen überein, eine Kapelle in ihrem Dorfe zu haben, mit welcher zugleich eine Schule für die Ortskinder verbunden werden soll.

Dem Prinzen stand der Mund offen vor Erstauen:

„Aber davon hätten Sie mir, dem Dorfeigentümer, doch Mitteilung machen sollen, hamare hukum se bina nahin banega" (ohne meinen Befehl wird uichts daraus), erklärte er mit etwas beleidigtem Ton.

„Beruhigen Sie sich, Maharadsch, wir sind noch nicht so weit. Sobald meine Vorarbeiten bis zum wirklichen Anfang des Baues fertig gewesen wären, hätte ich Ihnen selbstverständlich Nachricht gegeben und um Ihre Zustimmung gebeten — áp ke hukum ae bina kaise banega (wie sollte es ohne Ihren Befehl gehen!) — um so

mehr, als ich, wie schon gesagt, Ihrer Hilfe dringend bedarf. In der Tat, wenn uns Maharadsch nicht helfen, dann dürfte aus der Sache kaum was werden."

„Han — magar — kaise!" (Ja — aber — wie!) Seine Königliche Hoheit wirft in der größten Verlegenheit ein Knie übers andere und streicht mit aufgeregten Fingern wiederholt ihren Schnurrbart.

„Die Sache verhält sich so," fuhr ich fort. „Den Bauplatz hat einer der Christen gegeben, die anderen sowie die Brüder in den Nachbardörfern haben sich alle bereit erklärt, die Arbeit zu tun, die Mission wird das Material liefern, nun handelt es sich nur noch um das Bauholz. In der ganzen Umgegend ist, wie Sie ja auch wissen, außer dem alten Sarna[1]) in der Nähe des Dorfes kein Wald, und da haben wir gedacht, wir wollten Sie bitten, uns einige Dutzend Stämme zu geben —"

„Zu geben!" unterbrach mich der Prinz entrüstet.

„Nun ja, es wäre doch sehr schön, wenn Maharadsch uns in dieser Weise helfen wollten, wir würden Ihnen sehr dankbar sein, und die Christen würden es Ihnen stets nachrühmen, daß auch Sie an dem Kapellenbau teilgenommen haben."

„Ich bin kein Christ," erwiderte Kumar Sing, indem ein verächtlicher Zug über sein Gesicht glitt.

„Leider noch nicht," fuhr ich ruhig fort, „das braucht Sie aber nicht zu hindern, uns einige Holzstämme zu schenken, die Ihnen doch nichts nützen können."

„Ganz unmöglich, der Sarna ist der heiligste Platz des Dorfes, da machen die Leute Pudscha (Anbetung), da bringen sie ihre Opfer, der Pahan (Dorfpriester) würde

[1]) Heiliger Hain. Überrest des früheren Urwaldes, in welchen sich die lokalen Götter und Geister flüchteten, als das Land urbar gemacht wurde.

mir sofort alle Bhuts (bösen Geister) und die schlimmsten Krankheiten anhexen, wenn ich auch nur einen Stamm aus der Sarna entfernen ließe.

„Glauben Maharadsch wirklich an die Bhuts und die Hexen?" fragte ich mit sarkastischem Lächeln, „Sie sind doch Hindu, die Dorfleute sind Kols, teilen Sie deren kindische Furcht vor bösen Geistern und Hexerei?"

„Kaundschane," (Wer kann es wissen) meinte der Prinz, „die Hexereien kommen doch tatsächlich alle Tage vor."

Also nicht, dachte ich; jedenfalls mußte der Versuch erst gemacht werden, das Holz umsonst zu bekommen. Das schien unmöglich; wenden wir also ein kräftigeres Mittel an.

„Maharadsch, ich will den Privilegien der Dorfleute in keiner Weise zu nahe treten, der Opferplatz selbst soll unangetastet bleiben; wollen Sie uns zwei Dutzend Stämme aus dem unbenutzten Teil des Sarna verkaufen."

Kumar Sing sah mich einen Augenblick zweifelhaft an. „Sie werden einen guten Preis zahlen?"

„Den landesüblichen."

Kumar Sing rechnete ein paar Sekunden: „Das würde gegen 200 Rupies sein."

„Ungefähr so viel."

„Ich werde mir's überlegen und mit dem Pahan sprechen, in acht Tagen erhalten Sie Antwort," hiermit stand der Prinz auf, um sich zu verabschieden. Der Elefant wurde herbeigerufen und unter den üblichen Abschieds-Salams mit der Versicherung meinerseits, daß ich, sobald die Bauangelegenheit geordnet sei, selbst nach Pangau kommen und ihm meine Aufwartung machen würde, ritt Kumar Sing ab.

Am nächstfolgenden Montag kam der in Pangau stationierte Katechist, um seinen Monatsbericht abzuliefern und mir die angenehme Nachricht zu bringen, daß ihn Kumar Sing am Sonnabend Abend zu sich befohlen und ihm den Auftrag gegeben habe, mir zu sagen, ich könne mir so viel Holz, wie ich brauche, aus dem unbenutzten Teil des Hains aussuchen und sofort schlagen lassen.

Ein Missionshaus.

„Bhai log bahut khuschi hain“ (Die Brüder freuen sich außerordentlich darüber), „sollen wir mit dem Fällen gleich beginnen?“

Die Versuchung, „Ja“ zu sagen, war groß, denn wenn ich nicht sofort zugriff, so konnte infolge der Umtriebe, die selbstverständlich von den heidnischen Dorfbewohnern und vor allem von seiten des Pahan in Szene gesetzt werden würden, um Kumar Sing umzustimmen und seine Erlaubnis rückgängig zu machen, die Geschichte doch noch fehlschlagen. Andrerseits konnte das sofortige

mir sofort alle Bhuts (bösen Geister) und die schlimmsten Krankheiten anhexen, wenn ich auch nur einen Stamm aus der Sarna entfernen ließe.

„Glauben Maharadsch wirklich an die Bhuts und die Hexen?" fragte ich mit sarkastischem Lächeln, „Sie sind doch Hindu, die Dorfleute sind Kols, teilen Sie deren kindische Furcht vor bösen Geistern und Hexerei?"

„Kaundschane," (Wer kann es wissen) meinte der Prinz, „die Hexereien kommen doch tatsächlich alle Tage vor."

Also nicht, dachte ich; jedenfalls mußte der Versuch erst gemacht werden, das Holz umsonst zu bekommen. Das schien unmöglich; wenden wir also ein kräftigeres Mittel an.

„Maharadsch, ich will den Privilegien der Dorfleute in keiner Weise zu nahe treten, der Opferplatz selbst soll unangetastet bleiben; wollen Sie uns zwei Dutzend Stämme aus dem unbenutzten Teil des Sarna verkaufen."

Kumar Sing sah mich einen Augenblick zweifelhaft an. „Sie werden einen guten Preis zahlen?"

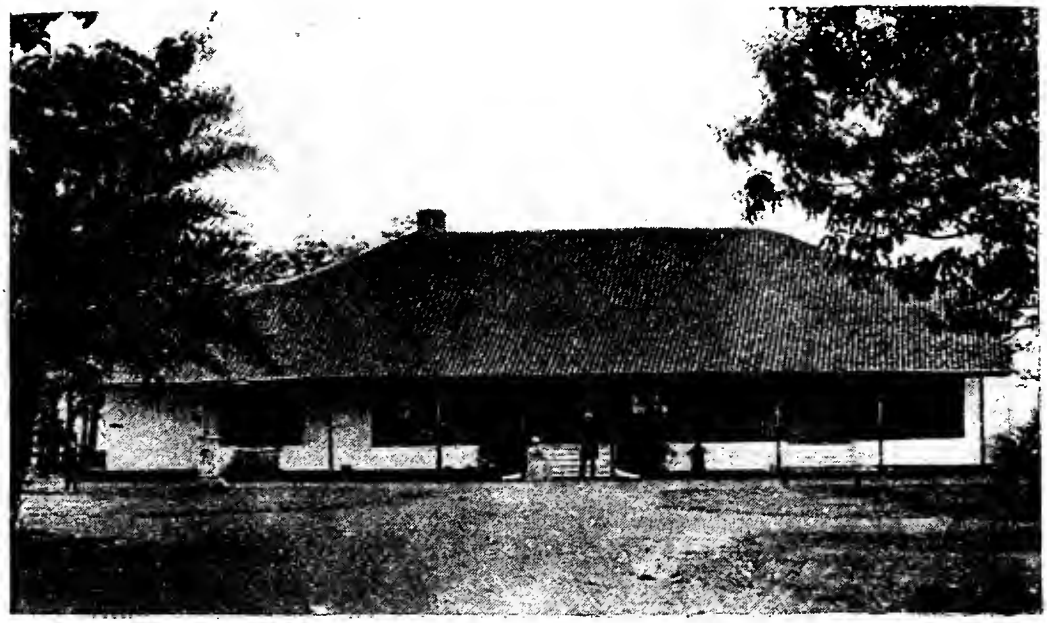
„Den landesüblichen."

Kumar Sing rechnete ein paar Sekunden: „Das würde gegen 200 Rupies sein."

„Ungefähr so viel."

„Ich werde mir's überlegen und mit dem Pahan sprechen, in acht Tagen erhalten Sie Antwort," hiermit stand der Prinz auf, um sich zu verabschieden. Der Elefant wurde herbeigerufen und unter den üblichen Abschieds-Salams mit der Versicherung meinerseits, daß ich, sobald die Bauangelegenheit geordnet sei, selbst nach Pangau kommen und ihm meine Aufwartung machen würde, ritt Kumar Sing ab.

Am nächstfolgenden Montag kam der in Pangan stationierte Katechist, um seinen Monatsbericht abzuliefern und mir die angenehme Nachricht zu bringen, daß ihn Kumar Sing am Sonnabend Abend zu sich befohlen und ihm den Auftrag gegeben habe, mir zu sagen, ich könne mir so viel Holz, wie ich brauche, aus dem unbenutzten Teil des Hains aussuchen und sofort schlagen lassen.



Ein Missionshaus.

„Bhai log bahut khuschi hain" (Die Brüder freuen sich außerordentlich darüber), „sollen wir mit dem Fällen gleich beginnen?"

Die Versuchung, „Ja" zu sagen, war groß, denn wenn ich nicht sofort zugriff, so konnte infolge der Umtriebe, die selbstverständlich von den heidnischen Dorfbewohnern und vor allem von seiten des Pahan in Szene gesetzt werden würden, um Kumar Sing umzustimmen und seine Erlaubnis rückgängig zu machen, die Geschichte doch noch fehlschlagen. Andrerseits konnte das sofortige

Niederhauen der Bäume einen vollständigen Aufruhr im Dorfe hervorrufen und vielleicht zu Tätlichkeiten führen, die unserer Sache schließlich mehr geschadet hätten als der Verlust des Holzes, und — warum sollte ich des Prinzen Erlaubnis, mir die Stämme selbst auszusuchen, nicht wörtlich befolgen und mir die besten nehmen? Kumar Sing ließ sich die 200 Rupies nicht entgehen, das war sicher. Lassen wir ihm also Zeit, die Opposition in seinem Dorfe unschädlich zu machen.

„Nein, es eilt nicht, das andere Baumaterial kann erst herangeschafft werden. Die Brüder sollen gleich damit anfangen; du aber gehe sogleich nach deiner Rückkehr zum Maharadscha, gib ihm meinen Salam und händige ihm 100 Rupies, die ich dir mitgeben werde, als Abschlagszahlung für das Holz ein; dann sage ihm, ich würde Anfang des nächsten Monats nach Pangau kommen, um ihm für seine Freundlichkeit zu danken, und den Rest des Kaufpreises mitbringen. Vergiß das letztere nicht, das ist die Hauptsache. Im Fall sich in der Angelegenheit etwas Neues ereignet, so laß es mich durch einen expressen Boten sofort wissen."

Zwei Tage später schickte mir der Katechist die Quittung, welche Kumar Sing über die 100 Rupies ausgestellt hatte. Er bemerkte in seinem Begleitschreiben, daß er den Pahan getroffen, daß derselbe ihn sehr zornig angeredet und auf die Christen geschimpft habe, die nun auch den heiligsten Ort des Dorfes zerstören wollten, und ihnen mit seiner Rache gedroht habe. Prabhusahay (der Katechist) habe ihm ruhig geantwortet, er habe mit der Angelegenheit nichts zu tun, das sei eine reine Geschäftssache zwischen dem Prinzen und mir, und wenn der Handel dem Pahan nicht gefalle, so solle er sich an einen von uns beiden wenden.

„Han, han! dekhoge, tum dekhoge!“ (Ja, ja, ihr werdet es sehen, ihr werdet es ja sehen,) damit sei er wütend weitergegangen.

Vierzehn Tage vergingen ohne weitere Nachricht von Pangau. Die Gemüter hatten sich also augenscheinlich beruhigt, und der Prinz hatte Mittel und Wege gefunden, auch den Pahan zu versöhnen. Da kam eines Nachmittags, als ich eben aus dem Schulsaal, wo wir die Taufkandidaten unterrichteten, nach Hause gehen wollte, ein Mann auf mich zugeeilt, den ich sofort als einen Christen aus Pangau erkannte.

„Yisu sahay, Sahib!“ (Jesus helfe, Herr! Gruß der Christen in Chota Nagpur.)

„Yisu sahay bhai!“ (Jesus helfe, Bruder!)

Wir reichen uns die Hand. Der Mann ist ganz außer Atem und trieft von Schweiß.

„Kya hai?“ (Was gibt es?)

Und nun sagte er mir, er sei eilends von Prabhusahay abgesandt worden, um mir mitzuteilen, daß Kumar Sings jüngster Sohn, ein Knabe von etwa zwölf Jahren, sterbenskrank sei. Das ganze Dorf wisse, daß er behext sei, und das sei die Rache des Pahans.

Das Herz zog sich mir krampfhaft zusammen. Also doch! — Die Hexerei war ja natürlich Unsinn, aber Gift, — das war's. Die Eingebornen wissen nur zu gut mit Gift umzugehen. Wie oft waren mir während meines langjährigen vertrauten Verkehrs mit den Eingeborenen Fälle von Giftmischerei zu Ohren gekommen. Haß, Rache, Furcht vor Strafe, sehr oft auch Eifersucht waren gewöhnlich die Motive. Tausende von Todesfällen in Indien, von denen die Regierung und die Polizei nie etwas erfahren, sind auf Vergiftung zurückzuführen: einer meiner Diener hatte es einmal aus Rache wegen einer Bestrafung

an mir selbst versucht. Die Datura wächst überall wild, ein paar zu Mehl geriebene Körner in die Reismahlzeit gestreut, genügen, einen langsamen Tod herbeizuführen, und kein Mensch merkt es. Der Pahan hatte natürlich unter dem Dienstpersonal des Prinzen hilfbereite Hände. — Mein Gott, wenn das Kind stürbe! — es darf nicht sein!

„Es ist gut, Bruder, geh in die Derakhana[1]) und ruhe dich aus. Ich reise sofort nach Pangau."

Ich eilte in meine Wohnung.

„Tschaukidar!"

„Sahib."

„Laufe in den Bazar und bestelle mir zwölf Palkiträger, ich muß ohne Verzug nach Pangau reisen, schnell, schnell!"

Pangau war von meiner Station aus in zehn Stunden zu erreichen; es war jetzt 6 Uhr nachmittags. Die Palkiträger mußten erst einzeln in ihren Häusern aufgesucht werden, dann ihr Abendessen kochen und einnehmen. Dies und andere Vorbereitungen würden etwa vier Stunden erfordern, so daß ich um 10 Uhr abends abreisen und den andern Morgen um 8 Uhr in Pangau sein konnte.

Meine Vorbereitungen waren bald getroffen. Bruder V., der zweite Missionar auf der Station, übernahm die Leitung derselben während meiner Abwesenheit, und etwas Proviant, Bücher usw. waren schnell eingepackt. Vor allem galt es, mich mit Medizin zu versorgen. Wir Missionare müssen alle etwas von Medizin verstehen, denn bei dem Mangel an Doktoren sind wir gezwungen, unsere kranken Bekehrten und nur zu oft uns selbst ärztlich zu behandeln. Wir haben zu diesem Zweck auf den Hauptstationen ziem-

[1]) Öffentlicher Aufenthaltsort für die Christen auf der Hauptstation.

lich vollständig eingerichtete Apotheken. Ich versah mich also mit einigen Medikamenten, die, wenn überhaupt noch Hilfe möglich war, bei dergleichen Fällen in Indien angewandt werden. Die Rettung stand bei Gott allein, und inbrünstig flehte ich zu ihm, daß er das Leben des Kindes erhalten möge. Starb der Knabe, so war das ein furchtbarer Schlag für unsere Christengemeinde in Pangau, gegen die sich dann der ganze Haß des Dorfes wenden würde. Und wie schrecklich mußten die Leiden des unschuldigen Opfers und der Jammer der Eltern sein! Nein der Teufel durfte hier nicht Sieger bleiben.

Gegen halb zehn hörte ich Stimmengewirr vor dem Hause. Die Träger waren da. Der Palki stand schon längst fertig gepackt in der Veranda. Ich stieg ein, sie hoben ihn auf ihre Schultern, die Fackeln wurden angezündet, und hm, hm, hm — hiy — hiy — hiy ging's hinaus in die schwarze Nacht.

Es war in der neunten Stunde am folgenden Morgen, als meine erschöpften Träger den Palki vor des Katechisten Hause in Pangau niedersetzten. Prabhusahay war froh, mich zu sehen.

„Wie steht's mit dem Kinde?" war meine erste Frage.

Der Katechist hatte nichts Neues gehört.

Sobald ich mich von den Spuren meiner nächtlichen Reise gesäubert und etwas von meinem Mundvorrat genossen, machte ich mich auf den Weg zu Kumar Sings Hause. Den Katechisten nahm ich mit.

Die Nachricht von meiner Ankunft im Dorf war mir schon vorausgeeilt, der Prinz empfing mich in der Veranda.

„Maharadsch ke ghar men bara afsos hua" (in E. K. H. Hause ist großer Kummer eingekehrt) begrüßte ich ihn teilnehmend. „Babu kaisa hai?" (Wie befindet sich der junge Herr?)

„Atschha nahin bai“ (es geht ihm nicht gut), erwiderte Kumar Sing traurig und lud mich zum Sitzen ein.

Ich ging ohne Umschweife auf mein Ziel los:

„Maharadsch, ich bin gekommen, Ihr Kind gesund zu machen, wenn es Gott will. Woran leidet der Knabe?“

„Ich weiß es nicht. Meine Hausleute sagen, er sei vom Pahan behext, weil ich das Holz aus dem heiligen Hain verkauft habe.“

„Aber, Maharadsch, das glauben Sie ja selbst nicht, Sie sind ja viel zu verständig und gebildet, einen solchen Unsinn für möglich zu halten. Sagen sie aufrichtig, meinen Sie, daß man dem Kinde vielleicht heimlich Gift beigebracht hat?“

„Wie kann ich's wissen,“ erwiderte er ausweichend und einen unsichern Blick auf den Katechisten werfend.

„Prabhusahay, laß uns einen Augenblick allein, ich rufe dich dann wieder.“

Der Katechist verstand und ging.

„Nun, Maharadsch?“

„Es kann sein; die Dorfleute sagen mir, daß der Pahan wiederholt Drohungen gegen mich ausgestoßen hat, und mehrere von seinen Verwandten sind in meinem Dienst.“

„Gut, nun bitte ich, lassen Sie mich den Knaben sehen.“

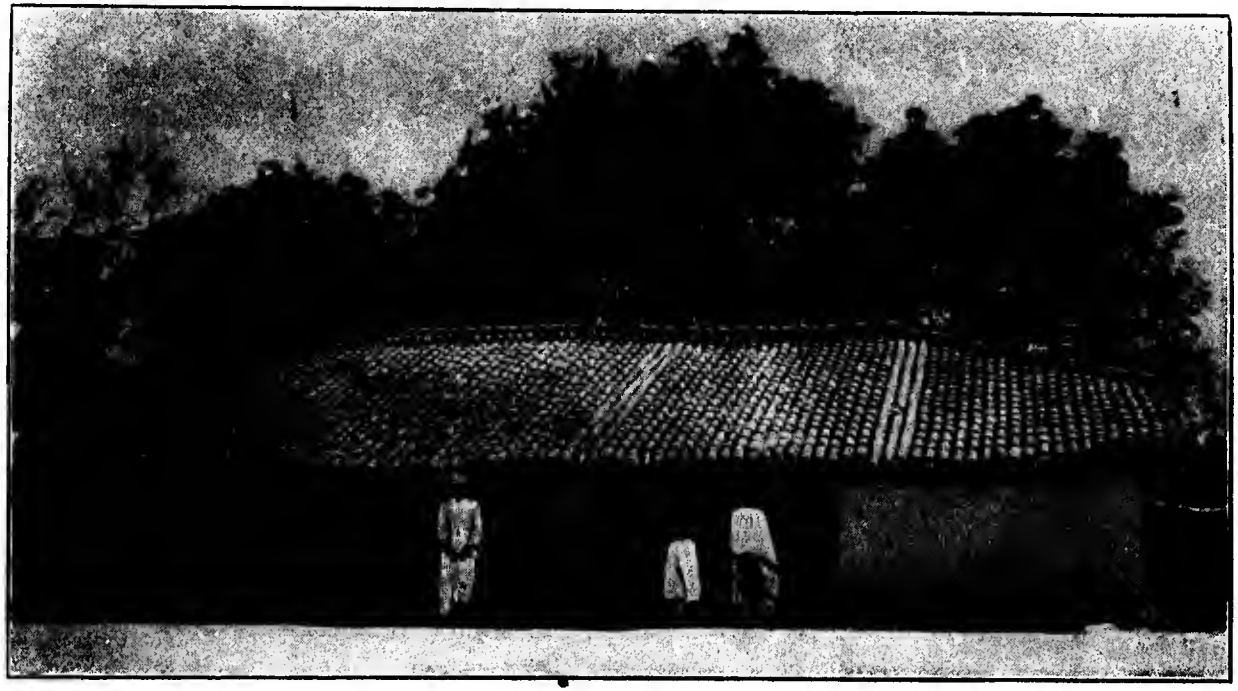
„Er ist bei seiner Mutter.“

„Dann sagen Sie ihr, weswegen ich gekommen bin.“[1])

Kumar Sing erhob sich zögernd, doch in seinen Augen leuchtete ein Hoffnungsschimmer. Nach etwa zehn Minuten erschien er wieder und bat mich, ihm zu folgen.

---

[1]) Damit sie sich zurückziehen konnte. Vornehme indische Frauen lassen sich nicht vor Europäern sehen.



Katechistenhaus in Chota Nagpur.

„Atschha nahin bai“ (es geht ihm nicht gut), erwiderte Kumar Sing traurig und lud mich zum Sitzen ein.

Ich ging ohne Umschweife auf mein Ziel los:

„Maharadsch, ich bin gekommen, Ihr Kind gesund zu machen, wenn es Gott will. Woran leidet der Knabe?“

„Ich weiß es nicht. Meine Hausleute sagen, er sei vom Pahan behext, weil ich das Holz aus dem heiligen Hain verkauft habe.“

„Aber, Maharadsch, das glauben Sie ja selbst nicht, Sie sind ja viel zu verständig und gebildet, einen solchen Unsinn für möglich zu halten. Sagen sie aufrichtig, meinen Sie, daß man dem Kinde vielleicht heimlich Gift beigebracht hat?“

„Wie kann ich's wissen,“ erwiderte er ausweichend und einen unsichern Blick auf den Katechisten werfend.

„Prabhusahay, laß uns einen Augenblick allein, ich rufe dich dann wieder.“

Der Katechist verstand und ging.

„Nun, Maharadsch?“

„Es kann sein; die Dorfleute sagen mir, daß der Pahan wiederholt Drohungen gegen mich ausgestoßen hat, und mehrere von seinen Verwandten sind in meinem Dienst.“

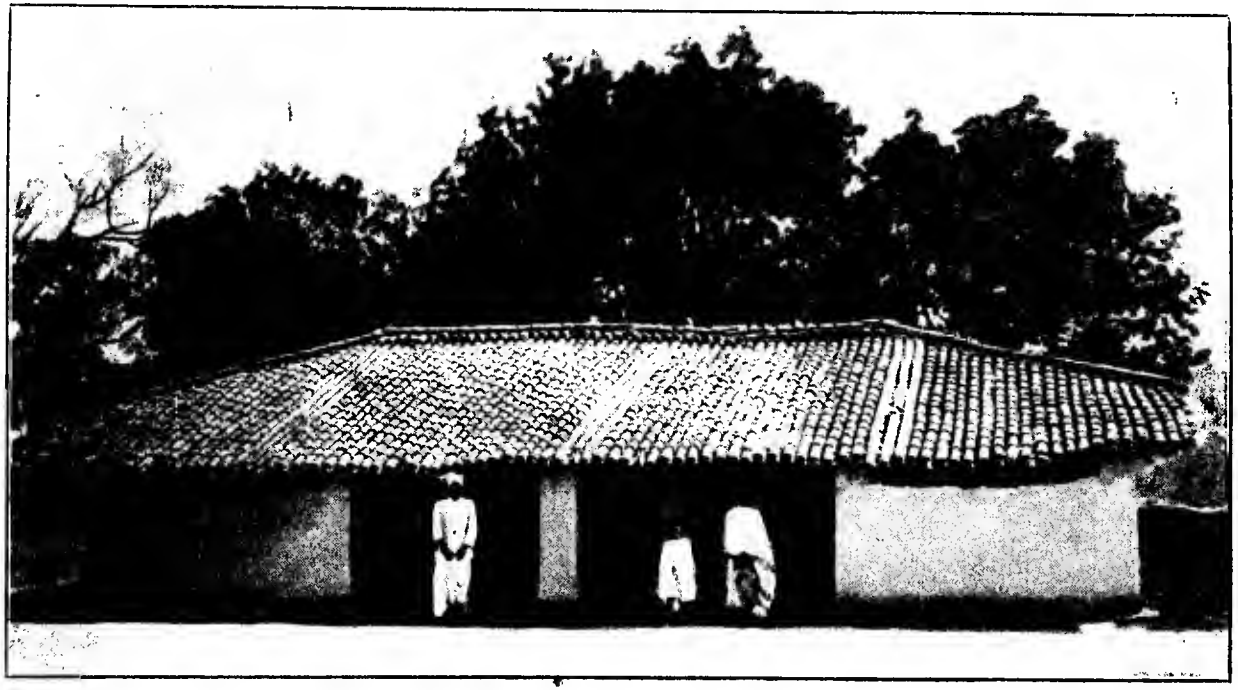
„Gut, nun bitte ich, lassen Sie mich den Knaben sehen.“

„Er ist bei seiner Mutter.“

„Dann sagen Sie ihr, weswegen ich gekommen bin.“[1])

Kumar Sing erhob sich zögernd, doch in seinen Augen leuchtete ein Hoffnungsschimmer. Nach etwa zehn Minuten erschien er wieder und bat mich, ihm zu folgen.

[1]) Damit sie sich zurückziehen konnte. Vornehme indische Frauen lassen sich nicht vor Europäern sehen.



Katechistenhaus in Chota Nagpur.

Wir durchschritten einen langen, dunklen Gang, welcher in den innern, von Veranden umschlossenen Hof des Gebäudes führte. Hier schlug Kumar Sing einen Türvorhang zurück, und ich trat in ein niedriges Gemach. Es war mit Matten und Ruhekissen dürftig ausgestattet, die weiß übertünchten Wände und die Decke waren mit phantastischen Götterfiguren in bunten Farben bemalt. Das Licht kam durch zwei mit Holzgittern versehene Öffnungen in der Wand. Auf einer tscharpay[1]) in Decken eingehüllt, von den durch die Gitter eindringenden Lichtstrahlen grell beleuchtet, lag der Kranke.

Ich untersuchte ihn aufs sorgfältigste, konnte aber keine Vergiftungssymptome entdecken, die heiße, trockene Haut, der kurze Atem und der außerordentlich beschleunigte Puls sowie andere Umstände, die ich durch Befragen des Vaters erfuhr, deuteten vielmehr auf eine hochgradige Entwicklung des in Indien oft auftretenden „jungle"-Fiebers Ich war vollständig überzeugt von der Richtigkeit meiner Diagnose.

„Maharadsch, Ihr Sohn ist nicht vergiftet, auch hat der Pahan mit der Krankheit nichts zu tun; er leidet am jungle-Fieber; das System muß vor allem erleichtert und der Körper in Schweiß gebracht werden. Ich habe die nötigen Medizinen bei mir, ich werde sie jetzt gleich zurecht machen, wenn alles gut anschlägt, so kann der Knabe in drei Tagen außer Gefahr sein."

Ich mischte die Medikamente aus meiner Reiseapotheke und händigte dem Vater die erste Dosis ein, um sie dem Kinde zu geben.[2]) Nachdem ich die Diät genau

[1]) Holzbettstelle.

[2]) Die Hindu aus hoher Kaste lieben es nicht, Medizin direkt aus eines Europäers Hand zu nehmen, weil sie fürchten, damit ihre Kaste zu verlieren.

bestimmt und die behufs der Pflege des Kindes nötigen Anordnungen getroffen, trat ich wieder auf die Veranda heraus.

„Seien sie ganz getrost, Maharadsch, ich komme gegen Abend wieder, um nach dem Kinde zu sehen; in der Tat, ich verlasse Ihr Dorf nicht eher, bis der Knabe außer Gefahr ist. Wir Christen hier werden alle für seine Genesung beten, tun Sie es auch, beten Sie — nicht zu Ram[1]) — beten Sie zu Parmeshwar,[2]) der Sie und mich geschaffen, in dessen Hand auch das Leben Ihres Kindes ruht, er wird Sie hören."

Und der gnadenreiche Gott hat uns erhört. Als ich den Knaben am Abend besuchte, fand ich, daß die Medizin angeschlagen; ich schritt nun sofort zur Bekämpfung des Fiebers selbst durch starke Dosen Chinin. Nur die Eltern und ich pflegten das Kind, und wie ich erwartet, war schon am dritten Tage die Kraft des Fiebers gebrochen. Zur Vorsicht blieb ich noch zwei Tage länger, der Knabe machte stetige Fortschritte in der Besserung, ich konnte unbesorgt abreisen. Prabhusahay besorgte mir die nötigen Palkiträger, und ich ging zu Kumar Sing, um mich von ihm zu verabschieden.

„Maharadsch, wir haben ja noch ein kleines Geschäft abzumachen, ich habe Ihnen noch den Rest des Holzpreises zu entrichten, hier ist er," und ich überreichte ihm die fehlenden hundert Rupies.

Der Prinz sah mich mit einem Blick an, den ich mein ganzes Leben nicht vergessen werde, es war die innigste Dankbarkeit, die aus seinen Zügen leuchtete.

---

[1]) Lieblingsgott der Hindu.
[2]) Der alleinige, wahre Gott.

„Ich bin Ihr Schuldner — johamare putr ka pran bachaya sohamara pran bachaya, lakri ap ki hai“ (wer meines Sohns Leben gerettet, der hat mein Leben gerettet, das Holz gehört Ihnen). Damit berührte er das Geld mit seiner rechten Hand zum Zeichen, daß er es als empfangen betrachte.

Es wäre der grobste Verstoß gegen die indische Sitte gewesen, wenn ich jetzt noch auf der Annahme des Geldes bestanden hätte; ich steckte es also wieder ein und dankte dem Prinzen nicht minder herzlich für sein schönes Geschenk.

Die Kapelle ist längst gebaut, und das ganze Holzwerk in derselben lieferten die Bäume, welche ich mir etwa zwei Monate nach dem oben Erzählten in Gegenwart des Prinzen und — des Pahans! — im heiligen Hain aussuchte. Der Pahan schmunzelte sehr unterwürfig, und ich habe allen Grund zu vermuten, daß es klingende Beweise waren, mit denen der Prinz den Pahan von der Notwendigkeit überzeugt hatte, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Carréras, die Insel der Gefangenen.

Fern im Süden, umflutet von brandenden Wogen, umgeben von den herrlichsten Inselgruppen des tropischen Westindien, steigt schroff und steil der Fels von Carréras aus den Wellen des Atlantischen Ozeans. Die Eilande rings umher grünen und blühen im Glanze ewigen Sommers. Dichte Palmenhaine bedecken ihre grasigen Ufer; in allen Farben schillernde Blüten leuchten aus den dunklen Büschen; die üppigste Vegetation sprießt aus dem mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit gesegneten Boden; armstarke Schlinggewächse ringeln sich wie riesige Schlangen von Stamm zu Stamm und machen das Gebüsch zu einer undurchdringlichen Wildnis. Die seltensten Orchideen, zu deren Auffindung die Blumenzüchter aus allen Erdteilen ihre Gehülfen senden, erschließen im sonnigen Schimmer der Waldlichtungen oder im Schatten des laubreichen Astgewirrs ihren wundersamen, phantastischen Blütenzauber; buntgefiederte Papageien schwingen sich auf schaukelnden Zweigen und erfüllen mit unharmonischem Gekrächz die Luft, und leichtbeschwingte Kolibris schießen wie Gold- und Silberpfeile durch das dunkelbeschattete Unterholz. Da, wo der Brotfruchtbaum seine starken Arme weithin über die Grasflächen streckt, hat der Kreole oder der Neger seine Bambushütte errichtet; weiter hinauf an den Hügelabhängen zeigen einzelne Rauchsäulen die Stellen, an denen der freigelassene Hindukuli den Wald lichtet, um sich eine neue Heimstätte zu gründen. An den

höher gelegenen Uferstellen haben weiße Ansiedler ihre im westindischen Stil gebauten Villen angelegt, welche, von oben bis unten mit durchbrochener Holzarbeit verziert, gerade aussehen, als wenn sie nach einer Laubsägevorlage gearbeitet wären. Ihre Gärten sind angefüllt mit Orangenbäumen, Bananenstauden, Gruppen von Mangos und andern Fruchtbäumen und Ziersträuchern, welche alle hier wild wachsen und nur der ordnenden Hand des Menschen bedürfen um ihn mit einer unerschöpflichen Fülle von Blüten und Früchten zu überschütten. Und ausgegossen über dieser Paradiesespracht schwebt die blaue duftige Luft des Südens und der ewig heitere Himmel der Tropen.

Carréras ist der vollständige Gegensatz von alle dem. Kahl und dürr ragt der Fels aus dem Meer. Keine Palme krönt seinen Gipfel, keine Blume schmückt seine Gründe, kein Vogel singt auf Carréras. Nur am Strande, wo im Lauf der Jahrtausende das Gestein verwittert und erdig geworden, zieht sich ein schmaler Gürtel von grünem Gebüsch hin. Aber auch hier ist alles totenstill, nur das Rauschen der Wogen, die hier plätschernd mit den Kieseln spielen, dort an der steilen Felswand ihren schäumenden Gischt hoch in die Luft spritzen, durchzittert die unheimliche Einsamkeit. —

Doch nein — da kracht ein Schuß! — Eine weiße Wolke qualmt hoch über uns aus den Felsenklüften, mächtige Steinmassen fliegen umher und rollen, sich tausendmal überstürzend, den Abhang hinunter, während die benachbarten Inseln das Echo dröhnend zurücksenden. Lautes Hämmern und Pochen schlägt nun an das lauschende Ohr; es kommt aus den Steinbrüchen der Insel, in denen die Sträflinge eine Mine abgefeuert haben und nun neue Stollen in das harte Gestein treiben zu weiteren Spren-

gungen. Auch diese Insel ist bewohnt, aber ihre Einwohner sind der Abschaum der menschlichen Gesellschaft: die schwersten Verbrecher der Insel Trinidad verbüßen hier ihre Strafen. Noch ein paar Ruderschläge bringen uns um den nächsten Felsvorsprung. Da schau hinauf! Auf der höchsten Felsplatte der Insel steht das Gefängnis, aus kolossalen Quadersteinen aufgeführt, an Türen und Fenstern mit gewaltigen Eisenstäben vergittert und von herkulischen Schwarzen bewacht. Hier gibt es keine Möglichkeit zur Flucht. Hier darf es kein Entrinnen geben. Aus den Mauern da oben ist noch kein Gefangener ausgebrochen, und gelänge es einem auch, das Unmögliche möglich zu machen, er käme nur bis an den Rand der Insel, da wogt das Meer rings umher, und kein Nachen trägt ihn hinüber.

Das ist Carréras.

Mit dieser Insel nun und ihren Bewohnern habe ich lange Zeit in engem Verkehr gestanden, und zwei von den Gefangenen sind die Hauptpersonen in der nachfolgenden Erzählung.

Die Seelsorge unter den Gefangenen in der Hauptstadt von Trinidad, Port of Spain ist von der Regierung den städtischen Geistlichen beider Konfessionen übertragen; sowohl die protestantischen als auch die katholischen Sträflinge werden demgemäß regelmäßig von denselben besucht und Gottesdienste in besonders dazu eingerichteten Kapellen in den Gefängnissen abgehalten. Nun gibt es aber unter den Gefangenen eine große Anzahl von indischen Sträflingen, die zwar vor dem Gesetz dieselben Rechte haben wie die christlichen, die aber von der seelsorgerischen Tätigkeit der Geistlichen bisher ganz unberührt geblieben waren, einmal deswegen, weil sie eben Heiden sind, und dann, weil keiner der Herren ihre Sprache ver-

Wasserfall auf der Insel Trinidad.

gungen. Auch diese Insel ist bewohnt, aber ihre Einwohner sind der Abschaum der menschlichen Gesellschaft: die schwersten Verbrecher der Insel Trinidad verbüßen hier ihre Strafen. Noch ein paar Ruderschläge bringen uns um den nächsten Felsvorsprung. Da schau hinauf! Auf der höchsten Felsplatte der Insel steht das Gefängnis, aus kolossalen Quadersteinen aufgeführt, an Türen und Fenstern mit gewaltigen Eisenstäben vergittert und von herkulischen Schwarzen bewacht. Hier gibt es keine Möglichkeit zur Flucht. Hier darf es kein Entrinnen geben. Aus den Mauern da oben ist noch kein Gefangener ausgebrochen, und gelänge es einem auch, das Unmögliche möglich zu machen, er käme nur bis an den Rand der Insel, da wogt das Meer rings umher, und kein Nachen trägt ihn hinüber.

Das ist Carréras.

Mit dieser Insel nun und ihren Bewohnern habe ich lange Zeit in engem Verkehr gestanden, und zwei von den Gefangenen sind die Hauptpersonen in der nachfolgenden Erzählung.

Die Seelsorge unter den Gefangenen in der Hauptstadt von Trinidad, Port of Spain ist von der Regierung den städtischen Geistlichen beider Konfessionen übertragen: sowohl die protestantischen als auch die katholischen Sträflinge werden demgemäß regelmäßig von denselben besucht und Gottesdienste in besonders dazu eingerichteten Kapellen in den Gefängnissen abgehalten. Nun gibt es aber unter den Gefangenen eine große Anzahl von indischen Sträflingen, die zwar vor dem Gesetz dieselben Rechte haben wie die christlichen, die aber von der seelsorgerischen Tätigkeit der Geistlichen bisher ganz unberührt geblieben waren, einmal deswegen, weil sie eben Heiden sind, und dann, weil keiner der Herren ihre Sprache ver-

Wasserfall auf der Insel Trinidad.

stand. Da ich nun nach meinem langjährigen Aufenthalt in Indien sowohl mit der Sprache als auch mit den Sitten und religiösen Anschauungen der Leute vollständig vertraut war, so war es selbstverständlich, daß ich sie in den Bereich unserer Arbeit zog. Das war aber viel leichter gedacht als getan.

Natürlich mußte zur Ausführung meiner Absicht erst die Erlaubnis der Regierung eingeholt werden, und da fingen die Schwierigkeiten sofort an.

„Wir können doch nicht unsere Gefängnisse zu einer Bekehrungsanstalt für heidnische Sträflinge machen," meinte der Direktor des Zentral-Gefängnisses, als ich die Sache mit ihm besprach, „und selbst wenn wir Ihnen gestatteten, den Kulis das Evangelium im Gefängnis zu predigen, so würde der katholische Bischof sogleich dasselbe Recht für seine Geistlichen fordern, und erlauben wir es Ihnen beiden, so kommen die Presbyterianer, Wesleyaner, die Methodisten und Baptisten und wollen dasselbe Recht haben. Was würde da aus unserer Anstaltsordnung werden! Es geht beim besten Willen nicht."

„Jeder Gefangene hat aber doch das Recht, sich einen Seelsorger kommen zu lassen," entgegnete ich.

„Gewiß, und wir haben dadurch, daß wir jede Woche zweimal für die protestantischen und katholischen Gefangenen Gottesdienst halten lassen, diesem Bedürfnis reichlich Rechnung getragen."

„Dabei aber gehen die Heiden leer aus," warf ich ein. Der Direktor zuckte mit einem ungläubigen Lächeln die Schultern: „Meinen Sie denn, daß die auch eines Seelsorgers bedürfen?"

„Vielleicht nicht; aber gesetzt den Fall, daß einer Ihrer heidnischen Gefangenen, wenn er erführe, daß ich ein indischer Padri bin, also aus seiner Heimat komme,

verlangte, mich zu sehen, würde mir dann der Zutritt zu ihm gestattet sein?"

„Ja, wenn einer unserer Kulis Sie als Seelsorger sprechen will, so können wir nichts dawider haben."

„Aber wie soll er erfahren, daß ich überhaupt hier bin? Wollen Sie den Aufsehern erlauben, es den Leuten mitzuteilein?"

„Dagegen kann ich wohl nichts haben," meinte der Direktor. Es wurde nun festgesetzt, daß ich am folgenden Donnerstag nachmittag um 4 Uhr mit meinem Kollegen, welcher unsrerseits die Gottesdienste im Gefängnis hielt und zu der genannten Stunde eine Bibelstunde für die Gefangenen eingerichtet hatte, in die Anstalt kommen sollte, und während die Wärter die Gefangenen zur Bibelstunde brachten, sollten sie zugleich den indischen, also heidnischen Sträflingen sagen, es sei ein Padri aus Indien gekommen, und wenn irgendeiner denselben in Gewissenssachen sprechen wolle, so solle er sich melden.

Als ich am Donnerstag mit meinem Kollegen Brown in das Gefängnis eintrat, war meine erste Frage an den Oberaufseher, ob man die Kulis von meinem beabsichtigten Kommen benachrichtigt habe.

„Gewiß, Sir, da sitzen sie schon in hellen Haufen und warten auf Sie."

„Na, gut Glück," meinte Brown und ging in seine Kapelle. „Es wollen also mehrere Kulis mit mir sprechen?" wandte ich mich wieder an den Oberaufseher.

„Mehrere!" rief er lachend aus. „Alle sitzen sie da."

„Wo?" fragte ich überrascht.

„Da wir keinen Platz in der Kapelle haben, so mußten wir in einem der Korridore ein Zimmer zur Aushilfe einrichten; bitte, kommen Sie."

Ich folgte dem Aufseher durch einige der strahlenförmig auslaufenden Gänge, an deren Seiten die Zellen liegen, und kam endlich in einen der Hauptkorridore.

Da saßen sie, in langen Reihen auf Holzbänken unter der Aufsicht einiger Wärter. Es waren gegen 60 Sträflinge: Hindu, Kols, Santhalis, Panjabis, Mohammedaner, alles bunt durcheinander, hier gibt's keine Kaste, die Schuld und die Strafe hat sie alle gleich gemacht.

„Salám!" rief ich allen zu.

„Salam, Sahib!" riefen sie im lauten Chor zurück, die Hände respektvoll an die Stirn legend.

Ich redete nun zu ihnen in ihrer eigenen Sprache. Es war das erste Mal, daß die meisten unter ihnen auf dieser Insel die Laute ihrer Muttersprache aus dem Munde eines Weißen hörten, der aus ihrer Heimat kam. Es ergriff sie tief. — Wie es sich nachher herausstellte, kannte ich viele von den Orten in Indien, aus denen sie kamen, ja von einigen hatte ich sogar Verwandte getroffen. Da gab's ein Fragen und Erzählen, und mehr als einem standen die Tränen in den Augen, als ich ihnen von ihren Familien und Angehörigen erzählte, die sie seit Jahren nicht mehr gesehen, und die viele von ihnen auch nie wiedersehen konnten, denn die meisten von ihnen waren schwere Verbrecher, die zu lebenslänglicher Kerkerstrafe, ja zum Tode verurteilt waren.

Viele von den Leuten konnten lesen, ich teilte also die mitgebrachten Hinditraktate und Evangelien unter sie aus, und als ich ihnen sagte, daß ich jede Woche zur selben Stunde wiederkommen würde, da war die Freude groß, und sie versprachen alle, eifrig zu lernen.

Gefangene finden immer Mittel und Wege, sich gegenseitig wichtige Nachrichten zukommen zu lassen. So war auch mein Besuch im Zentral-Gefängnisse in Port of

Spain sehr bald den indischen Sträflingen auf Carréras kund geworden, und die Folge davon war, daß sie mich auch sehen wollten. Der Überbringer der Nachricht war Brown, welcher nach der Insel gefahren war, um dort für die protestantischen Gefangenen Kirche zu halten, und nach seiner Rückkehr sogleich bei mir vorsprach um das Nähere mit mir zu beraten.

„Ich denke, Sie gehen morgen sogleich hinaus," meinte er, „ich werde Sie auf den Dampfer begleiten und dem Kapitän vorstellen, damit er weiß, daß Sie freie Fahrt haben."

Mit tausend Freuden sagte ich zu, und am nächsten Nachmittag um 1 Uhr standen wir an Bord des kleinen Dampfers, welcher den Verkehr zwischen Port of Spain, der Hauptstadt von Trinidad, und den im Golf hin und her zerstreut liegenden Inseln vermittelt. Die Regierung gestattet den Geistlichen, welche die Gefangenen seelsorgerisch besuchen, freie Fahrt auf demselben; Brown machte also dem Kapitän die nötigen Mitteilungen über den Zweck meiner Reise. „Ganz recht, mein Herr, nehmen Sie einen Sitz und machen Sie es sich bequem." Ich tat's und einige Minuten später dampften wir ab.

Unser kleiner Dampfer hieß „Ant" (Ameise), und er trug diesen Namen nicht mit Unrecht, denn wie eine kleine, schwarze Ameise lief er behende in allerhand Windungen zwischen den kolossalen Kriegsschiffen, Ozeandampfern, Kauffahrteischiffen und unzähligen kleineren Dampfern und Booten, welche den geräumigen Hafen füllten, umher, bis er endlich ungehindert auf sein nächstes Ziel zusteuern konnte. Ich war seit meiner Ankunft auf Trinidad nicht wieder auf dem Wasser gewesen und sog nun mit langen Zügen die kühlende und erquickende Seeluft ein.

Indische Volkstypen auf Trinidad.

Spain sehr bald den indischen Sträflingen auf Carréras kund geworden, und die Folge davon war, daß sie mich auch sehen wollten. Der Überbringer der Nachricht war Brown, welcher nach der Insel gefahren war, um dort für die protestantischen Gefangenen Kirche zu halten, und nach seiner Rückkehr sogleich bei mir vorsprach um das Nähere mit mir zu beraten.

„Ich denke, Sie gehen morgen sogleich hinaus," meinte er, „ich werde Sie auf den Dampfer begleiten und dem Kapitän vorstellen, damit er weiß, daß Sie freie Fahrt haben."

Mit tausend Freuden sagte ich zu, und am nächsten Nachmittag um 1 Uhr standen wir an Bord des kleinen Dampfers, welcher den Verkehr zwischen Port of Spain, der Hauptstadt von Trinidad, und den im Golf hin und her zerstreut liegenden Inseln vermittelt. Die Regierung gestattet den Geistlichen, welche die Gefangenen seelsorgerisch besuchen, freie Fahrt auf demselben; Brown machte also dem Kapitän die nötigen Mitteilungen über den Zweck meiner Reise. „Ganz recht, mein Herr, nehmen Sie einen Sitz und machen Sie es sich bequem." Ich tat's und einige Minuten später dampften wir ab.

Unser kleiner Dampfer hieß „Ant" (Ameise), und er trug diesen Namen nicht mit Unrecht, denn wie eine kleine, schwarze Ameise lief er behende in allerhand Windungen zwischen den kolossalen Kriegsschiffen, Ozeandampfern, Kauffahrteischiffen und unzähligen kleineren Dampfern und Booten, welche den geräumigen Hafen füllten, umher, bis er endlich ungehindert auf sein nächstes Ziel zusteuern konnte. Ich war seit meiner Ankunft auf Trinidad nicht wieder auf dem Wasser gewesen und sog nun mit langen Zügen die kühlende und erquickende Seeluft ein.

Indische Volkstypen auf Trinidad.

Da wir ziemlich nahe am Strande hinfuhren, so hatte ich Gelegenheit, in voller Muße die unbeschreiblich schöne Szenerie dieses Teils der Insel zu bewundern. Die Höhen sind auch hier bis zum Gipfel dicht bewaldet. Der am Wasser sich hinziehende Waldsaum besteht ausschließlich aus Kokosnußpalmen, die hier in staunenerregender Üppigkeit wuchern. Die hier und da in ihrem Schatten liegenden Negerhütten, einzeln am Strande aufgefahrene Fischerboote, in den heranrauschenden Wellen sich tummelnde Kinder, die schimmernde Sonnenglut, welche alle Farben der Vegetation noch intensiver färbte, darüber der wolkenlose, tiefblaue Himmel, das alles machte das vor mir liegende Landschaftsbild zu einem der anmutigsten, die ich je gesehen. Nur auf Ceylon und an den Ufern des Brahmaputra habe ich Landschaften von ähnlichem Liebreiz gefunden.

Da erhebt sich der riesige Felsblock düster und schweigsam aus den Wellen. Der Landungsplatz liegt auf der Westseite. Wir umfahren die Insel, und als wir uns den hochaufsteigenden Klippen nähern, windet sich ein Zug von Gefangenen den steilen Pfad hinab, steigt in ein von Aufsehern bereitgehaltenes Boot und kommt mit raschem Ruderschlag auf uns zu, um, wie mir der Kapitän sagt, den mit mir auf dem Schiff befindlichen katholischen Geistlichen und mich in Empfang zu nehmen. Wir steigen ein, der Dampfer fährt weiter nach den andern Inseln, die den ganzen Golf von Paria bis hinunter an die am Horizont auftauchende Küste von Venezuela bedecken, und ich sitze mit meinem katholischen Kollegen im Gefängnisboot, welches uns in wenigen Minuten ans Ufer bringt. Ein steiler, schmaler Fußpfad führte die Insel hinauf; so keuchten wir beide den Fels hinan, bei jeder neuen Wendung des Pfades stehen bleibend, um Atem zu schöpfen,

uns den Schweiß von der Stirn zu wischen und die immer herrlicher werdende Fernsicht über Meer und Inseln zu genießen. —

Endlich waren wir oben. Der Abbé empfahl sich mit einem lächelnden à revoir und ging nach dem Hauptgefängnis, in welchem der Betsaal für die christlichen Gefangenen lag. Einer der Aufseher führte mich zum Oberaufseher, welchem Brown schon gesagt hatte, daß ich wahrscheinlich kommen würde.

„Sie sind gekommen, um einen Kuligefangenen hier zu sehen?"

„Ja, das heißt, eigentlich will ein Kuligefangener mich sehen," verbesserte ich.

„Und wie heißt er?"

„Mr. Brown hat mir keinen bestimmten Namen genannt, es wird wohl am einfachsten sein, wenn Sie den Sträflingen sagen, daß der indische Padri (Missionar) gekommen, und die mich sprechen wollen, melden sich bei Ihnen, so haben wir's im Zentral-Gefängnis in Port of Spain auch gemacht."

„All right, Sir, die Sträflinge arbeiten unten am Strande in den Steinbrüchen, ich gehe hinunter, um es ihnen zu sagen."

„Und wo bleibe ich?"

Der Oberaufseher, ein wohlbeleibter, gutmütig aussehender Negerkreole, machte ein verlegenes Gesicht, schob seine Mütze in den Nacken und wischte sich mit seinen schwulstigen Händen den Schweiß von der Stirn:

„Ja, daran habe ich nicht gedacht, oben im Saal ist der Abbé, einen andern Ort haben wir nicht für Besuche."

„Wollen Sie erlauben, daß ich die Leute in Ihrem Bureau sehe?"

Bambusrohr.

uns den Schweiß von der Stirn zu wischen und die immer herrlicher werdende Fernsicht über Meer und Inseln zu genießen. —

Endlich waren wir oben. Der Abbé empfahl sich mit einem lächelnden à revoir und ging nach dem Hauptgefängnis, in welchem der Betsaal für die christlichen Gefangenen lag. Einer der Aufseher führte mich zum Oberaufseher, welchem Brown schon gesagt hatte, daß ich wahrscheinlich kommen würde.

„Sie sind gekommen, um einen Kuligefangenen hier zu sehen?"

„Ja, das heißt, eigentlich will ein Kuligefangener mich sehen," verbesserte ich.

„Und wie heißt er?"

„Mr. Brown hat mir keinen bestimmten Namen genannt, es wird wohl am einfachsten sein, wenn Sie den Sträflingen sagen, daß der indische Padri (Missionar) gekommen, und die mich sprechen wollen, melden sich bei Ihnen, so haben wir's im Zentral-Gefängnis in Port of Spain auch gemacht."

„All right. Sir, die Sträflinge arbeiten unten am Strande in den Steinbrüchen, ich gehe hinunter, um es ihnen zu sagen."

„Und wo bleibe ich?"

Der Oberaufseher, ein wohlbeleibter, gutmütig aussehender Negerkreole, machte ein verlegenes Gesicht, schob seine Mütze in den Nacken und wischte sich mit seinen schwulstigen Händen den Schweiß von der Stirn:

„Ja, daran habe ich nicht gedacht, oben im Saal ist der Abbé, einen andern Ort haben wir nicht für Besuche."

„Wollen Sie erlauben, daß ich die Leute in Ihrem Bureau sehe?"

Bambusrohr.

„Gewiß, Sir, so wird es gehen," erwiderte der Oberaufseher augenscheinlich mit einem Gefühl großer Erleichterung und rückte seine Mütze wieder zurecht.

„Dann, bitte, rufen Sie die Leute."

Der Mann ging, und ich wartete auf einem der beiden Holzschemel, welche nebst dem rohen Holztisch die Einrichtung des Bureaus ausmachten, der Dinge, die da kommen sollten.

Nach etwa 15 Minuten erschien der Oberaufseher wieder mit einem Grinsen von Vergnügen auf dem Gesicht, gefolgt von etwa 25 Sträflingen, die im Gänsemarsch ankamen und uns nun im Kreise umstanden.

„Als ich den Leuten Ihre Botschaft brachte, da sagte jeder, er wolle Sie sehen; was sollte ich tun, da habe ich sie eben alle gebracht," erklärte er lachend.

„Ausgezeichnet, das Beste, was Sie tun konnten."

„Setzt euch," wandte ich mich nun zu den Sträflingen.

Sie setzten sich nach indischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen auf den Fußboden des Zimmers, und nachdem ich ihnen erklärt, wer ich sei, und zu welchem Zweck ich gekommen, fragte ich, welcher unter ihnen Mr. Brown gebeten habe, mich zu rufen.

„Ham" (ich), erwiderte einer aus der vordersten Reihe.

„Hast du mir etwas Besonderes zu sagen?"

„Ham pieche bolenge" (ich werde es nachher sagen), antwortete er verlegen. Ich merkte natürlich sogleich, daß er in Gegenwart der andern nicht mit der Sprache herauswollte. Ich wandte mich also an seine Gefährten mit derselben Frage. Es stellte sich nun heraus, daß mir keiner von ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, sie waren alle da, um den Padri, der aus ihrem Lande ge-

kommen, zu sehen und zu hören, was er ihnen zu sagen habe. Hier war mir also eine weitere Gelegenheit gegeben, an den indischen Gefangenen Seelenarbeit zu treiben. Ich hielt es für weiser, nicht gleich jeden Einzelnen nach seinem Vergehen zu fragen, sondern sprach zu ihnen als armen Sündern, welche die Gebote des höchsten Gottes übertreten hätten und dafür eine Strafe leiden müßten. Um ihnen klar zu machen, was der Schöpfer und Vater aller Menschen von ihnen verlange, sagte ich ihnen darauf die zehn Gebote vor und fing sogleich mit der Erklärung des ersten an. Zum Glück fand ich auch hier einen Sträfling, der lesen konnte, ich übergab ihm daher einen kleinen Hindikatechismus mit dem Auftrage, bei jeder Gelegenheit seinen Gefährten das erste Gebot vorzusprechen, damit sie es, wenn ich nächste Woche wiederkäme, dann auswendig wüßten, denn daß ich auch hierher wöchentlich wenigstens einmal kommen müsse, war ja selbstverständlich.

Nachdem ich den ersten Unterricht beendet, übergab ich die Gefangenen wieder dem Oberaufseher und bat ihn nun, den einen Sträfling, welcher mich besonders sprechen wollte, mit mir allein zu lassen.

„Wie heißt du?"

„Gopal."

„Was wünschest du von mir?"

Der Mann warf sich vor mir auf den Boden, berührte mit seinen vor der Stirn zusammengelegten Händen meine Füße und sagte in leidenschaftlichem Ton:

„Sahib, helfen Sie mir, retten Sie mich!"

Ich forderte ihn auf, sich deutlicher zu erklären.

Gopal sah sich scheu um, ob ihn auch niemand sehe oder höre:

„Helfen Sie mir, aus dem Gefängnis zu entkommen, ich halte es hier nicht länger aus!"

„Wie so, behandelt man dich schlecht?"

„Nein, aber ich fühle es, ich kann es nicht mehr ertragen, achtzehn Jahre bin ich nun schon gefangen, seit achtzehn Jahren habe ich nichts getan, als in den Steinbrüchen gearbeitet, Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend. Kein Mensch kümmert sich um uns. Die weißen und kreolen Gefangenen haben Unterricht, ihre Padris besuchen sie, sie haben Bücher zum lesen, können schreiben, ihre Angehörigen besuchen sie. Wir haben nichts von alledem. Wir sind eben „Heiden". Man versteht unsere Sprache nicht, man kennt unsere Sitten und Lebensweise nicht, man hat uns nach englischem Gesetz, das wir nicht kannten, gerichtet und oft für Handlungen zu langen Kerkerstrafen verurteilt, die nach unsern Anschauungen nicht sträflich, oder doch entschuldbar sind. Ich bin lebendig begraben hier. Sie kommen aus meinem Lande. Sie kennen uns, Sie sind unser Padri, Sie werden mich nicht verraten, helfen Sie mir zur Flucht, bringen Sie mich zu den Meinen — und ich werde Ihnen mein Leben — lang danken."

Ein grenzenloses Erbarmen erfüllte meine Seele, als der Mann, noch immer auf den Knien liegend, in leidenschaftlichster Erregung diese Worte hervorstieß. Welch ein Leben! Ich sah ihn genauer an. Er war noch in den besten Jahren, stattlich von Figur und mit dem Ausdruck ungewöhnlicher Klugheit in seinen Gesichtszügen, seine Augen aber brannten in unheimlichem Glanz, es war das Feuer der Verzweiflung!

„Steh' auf, setz' dich zu mir. Was hast du verbrochen?"

„Ich habe mein Weib erschlagen."

„Warum?"

„Weil sie mir untreu war."

„Darauf steht Todesstrafe."

Ich wurde auch zum Tode verurteilt. Das Vergehen meiner Frau geschah mit so offenbarem Vorbedacht, und sie beharrte in demselben trotz meiner wiederholten liebevollen und ernsten Warnungen (denn ich hatte sie aufrichtig lieb) so hartnäckig, daß, als ich sie wieder im Hause ihres Buhlen fand, ich meiner nicht mehr mächtig, nach der Dah[1]) griff und ihr den Schädel spaltete. Für die Tat wurde ich verurteilt, der Gerichtshof aber erkannte mir in Anbetracht der Schuld meines Weibes mildernde Umstände zu, und der Gouverneur verwandelte das Todesurteil in zwanzigjährige Kerkerstrafe mit harter Zwangsarbeit."

„Da hast du also nur noch zwei Jahre abzubüßen?"

„Ja, Herr; ich weiß, was Sie sagen wollen. Wenn Sie nicht gekommen wären, so hätte ich vielleicht die zwei Jahre auch noch ertragen. Seit dem Augenblick aber, wo ich hörte, daß ein indischer Padri auf die Insel gekommen, erwachte die Sehnsucht nach Freiheit und das Verlangen, meine Kinder zu sehen, aufs neue in mir; Tag und Nacht zehrt es an mir, wie das Fieber, Sie allein können mich verstehen. Mein Leben, Herr, meine Freiheit, liegt in Ihren Händen, helfen Sie mir."

Der Mann lag wieder auf seinen Knien, seine brennenden Blicke auf mich gerichtet in Angst und Hoffnung.

„Gopal, höre mich an: du verlangst Unmögliches

---

[1]) Schweres, etwa drei Fuß langes und zweieinhalb Zoll breites, schwertartiges Messer, von den Kulis zum Abhauen der Zuckerrohrstauden gebraucht.

von mir. Wir sind hier nicht in Indien, und ich bin kein Brahmane; ich stehe ebenso unter dem englischen Gesetz wie du und würde mich, wenn ich dir zur Flucht verhülfe, eines schweren Vergehens schuldig machen. Außerdem kenne ich dich nicht —"

Gopal unterbrach mich mit der Beteuerung, daß er die Wahrheit geredet, es sei alles so, wie er es mir dargestellt, und er werde dankbar sein. —

„Höre mich ruhig an: ich will dir helfen, aber nur auf dem gesetzlich vorgeschriebenen Wege. Ich werde die genauesten Erkundigungen über dein Verhalten in der Gefangenschaft einziehen; hast du dich gut geführt und bist du einer solchen Vergünstigung würdig, so werde ich ein Gnadengesuch in deinem Namen aufsetzen lassen und dafür sorgen, daß es sicher in die Hände des Gouverneurs kommt. Er ist ein milder Richter, und wenn er Gutes von dir hört, so wird er dir die zwei Jahre erlassen."

Ein Blitz der Freude zuckte über Gopals Gesicht: „Bhagwan apka nam barhawe (Gott mache Ihren Namen groß), fragen Sie — jetzt gleich — den Oberaufseher hier — alle Aufseher, keiner wird mir ein schlechtes Zeugnis geben können."

„Gut, wir wollen sehen, bleib hier, ich gehe, um mit dem Oberaufseher zu sprechen."

Gopal hatte nicht zu viel gesagt. Der Oberaufseher gab ihm das beste Zeugnis und schilderte ihn als einen gewissenhaften, fleißigen Arbeiter, er habe während der langen Zeit seiner Gefangenschaft nie Ursache zur Klage gegeben, in der Tat, er sei einer der besten Sträflinge, mit denen er je zu tun gehabt.

„Aber, lieber Oberaufseher, finden Sie es dann nicht ungerecht und geradezu grausam, daß man einen solchen Mann die besten Jahre seines Lebens hier in der Ge-

fangenschaft verbringen läßt und ihm nichts Besseres zu tun gibt als Steinbrechen?"

Der Oberaufseher zuckte mit den Achseln und meinte lächelnd, das ginge ihn nichts an, der Mann müsse seine Strafe absitzen, und da er kein Englisch verstehe, auch kein Christ sei, so könne er an den Privilegien und Straferleichterungen, welche den weißen und kreolen Sträflingen bei guter Führung zugestanden würden, keinen Anteil haben.

„Sagen Sie mal, lieber Freund, wenn ich mich für den Mann bei dem Gouverneur verwendete oder andere geeignete Schritte täte, ihn von dem Rest seiner Strafzeit zu befreien, würden Sie dann bereit sein, ihm amtlich dasselbe gute Zeugnis auszustellen, welches Sie mir jetzt über ihn gegeben?"

„Gewiß, Herr, ich würde mich freuen, es zu tun, der Mann verdient es."

„Gut, die Hand darauf!"

Der Oberaufseher schlug laut lachend in meine Rechte ein.

„So, nun will ich Ihnen Ihren Gefangenen wieder übergeben." Ich trat in das Bureau zurück und teilte Gopal mit, daß seine Angaben von dem Oberaufseher bestätigt worden seien und daß ich seine Angelegenheit in Port of Spain energisch betreiben würde. Der Mann jauchzte auf vor Freuden, warf sich mir wieder zu den Füßen und versprach, aus Dankbarkeit alles für mich tun zu wollen.

„Es ist gut," beruhigte ich ihn, „ich werde dir später zeigen, wie du deine Dankbarkeit gegen den allmächtigen und gnadenreichen Gott, wenn er das Herz des Gouverneurs rührt, und du deine Freiheit erlangst, am besten

zeigen kannst. Jetzt geh an deine Arbeit, heut über acht Tage komme ich wieder."

Ich übergab Gopal dem Oberaufseher und wollte nun noch eine Wanderung durch die Insel antreten, als ich

Eine indische Frau auf Trinidad.

einen schrillen Pfiff hörte. Es war das Signal, daß der heimkehrende Dampfer in Sicht sei. Ich eilte den abschüssigen Pfad hinunter. Der Abbé wartete schon am Landungsplatz. Der Dampfer rauschte heran, wir stiegen

fangenschaft verbringen läßt und ihm nichts Besseres zu tun gibt als Steinbrechen?"

Der Oberaufseher zuckte mit den Achseln und meinte lächelnd, das ginge ihn nichts an, der Mann müsse seine Strafe absitzen, und da er kein Englisch verstehe, auch kein Christ sei, so könne er an den Privilegien und Straferleichterungen, welche den weißen und kreolen Sträflingen bei guter Führung zugestanden würden, keinen Anteil haben.

„Sagen Sie mal, lieber Freund, wenn ich mich für den Mann bei dem Gouverneur verwendete oder andere geeignete Schritte täte, ihn von dem Rest seiner Strafzeit zu befreien, würden Sie dann bereit sein, ihm amtlich dasselbe gute Zeugnis auszustellen, welches Sie mir jetzt über ihn gegeben?"

„Gewiß, Herr, ich würde mich freuen, es zu tun, der Mann verdient es."

„Gut, die Hand darauf!"

Der Oberaufseher schlug laut lachend in meine Rechte ein.

„So, nun will ich Ihnen Ihren Gefangenen wieder übergeben." Ich trat in das Bureau zurück und teilte Gopal mit, daß seine Angaben von dem Oberaufseher bestätigt worden seien und daß ich seine Angelegenheit in Port of Spain energisch betreiben würde. Der Mann jauchzte auf vor Freuden, warf sich mir wieder zu den Füßen und versprach, aus Dankbarkeit alles für mich tun zu wollen.

„Es ist gut," beruhigte ich ihn, „ich werde dir später zeigen, wie du deine Dankbarkeit gegen den allmächtigen und gnadenreichen Gott, wenn er das Herz des Gouverneurs rührt, und du deine Freiheit erlangst, am besten

zeigen kannst. Jetzt geh an deine Arbeit, heut über acht Tage komme ich wieder."

Ich übergab Gopal dem Oberaufseher und wollte nun noch eine Wanderung durch die Insel antreten, als ich

Eine indische Frau auf Trinidad.

einen schrillen Pfiff hörte. Es war das Signal, daß der heimkehrende Dampfer in Sicht sei. Ich eilte den abschüssigen Pfad hinunter. Der Abbé wartete schon am Landungsplatz. Der Dampfer rauschte heran, wir stiegen

ein, und gegen 9 Uhr abends landete ich in Port of Spain.

Ich besprach nun Gopals Angelegenheit mit einem Advokaten und beauftragte ihn mit der Anfertigung des Gnadengesuchs, so daß ich Gopal, als ich in der folgenden Woche wieder nach Carréras kam, schon die Mitteilung machen konnte, daß seine Eingabe bald in den Händen des Gouverneurs sein werde.

Als die Unterrichtsstunde vorbei war, meldete mir der Oberaufseher, daß ein neuer Kulisträfling mich sprechen wolle.

„Ja, warum haben Sie ihn denn nicht mit den andern zu mir gebracht?"

„Er ist zum Tode verurteilt und darf mit den andern Gefangenen nicht verkehren."

„Zum Tode verurteilt! Warum? hat er etwa auch seine Frau erschlagen?"

„Leider ja. Die Fälle häufen sich jetzt so, daß sie für uns geradezu peinlich werden. Wir haben jetzt nicht weniger als drei Frauenmörder in unsern Zellen. Die Zahl der Kulisträflinge nimmt überhaupt derartig zu, daß die Regierung bald neue Gefängnisse wird bauen müssen."

Es gab allerdings in den Strafanstalten der Insel eine im Verhältnis zur Einwohnerzahl überraschend große Anzahl indischer Gefangener. Der Grund davon lag zum großen Teil in den sozialen Verhältnissen, in welche die Hindu bei ihrer Einwanderung kamen. Der Hindu ist viel lenksamer als der Neger, er kennt aber weder die englischen Gesetze noch das westländische, höchst verwickelte Gerichtsverfahren, ebenso ist es ihm unmöglich, sich unmittelbar nach seiner Verpflanzung aus Indien, wo er von Kindheit an den bestehenden Kastengebräuchen und der Landessitte gemäß gelebt hat, den hier geläufigen An-

schauungen und zu Recht bestehenden Gesetzen anzupassen, zumal die letzteren in vielen Fällen ihren alten Ideen von Recht und Schicklichkeit direkt widersprechen. So fällt, wie schon angedeutet, ein großer Prozentsatz von Kulis nicht deshalb in die Hände des Gerichts, weil sie gestohlen oder etwa die öffentliche Sicherheit gefährdet, sondern weil sie ihre Frauen getötet oder mißhandelt haben. In Indien wird das Ehe- und Familienleben mit fast sakramentaler Reinheit gehütet. Der Hausvater ist seiner Frau und seinen Kindern wie ein Gott, die früher gebräuchlichen Witwenverbrennungen sowie die eigentümlich traurige Stellung der Witwen im indischen Haushalt beweisen, mit welcher Festigkeit die ehelichen Bande geknüpft sind, und daß der Gedanke, daß sie je gelöst werden könnten, dem rechtgläubigen Hindu undenkbar ist.

Die Auswanderung nach einem andern Lande bringt aber den Verlust der Kaste und eine Auflösung aller der Bande mit sich, welche die Familie und die einzelnen Teile der indischen Gesellschaft so fest zusammenhalten. Ich will nicht sagen, daß die Männer gleichgültiger gegen ihre Frauen werden, die letzteren selbst aber sind gezwungen, aus der Zurückgezogenheit und häuslichen Stille, in welcher sie in Indien leben und schaffen, herauszutreten, sie sind ja Arbeiterinnen des Plantagenbesitzers geworden, der sie gemietet hat; nicht mehr die Landessitte und häusliche Gewohnheit, sondern sein Wille ist jetzt für sie bestimmend, sie müssen ihren kontraktlich eingegangenen Verpflichtungen nachkommen und die Arbeit tun, die ihnen auferlegt wird.

Ein weiterer Grund, warum die Hindufrauen der ihnen angebornen und anerzogenen Sittigkeit entfremdet werden, liegt in dem entsittlichenden Einfluß des sie umgebenden Negerlebens. Der sittlich verkommene Zustand

des Durchschnittsnegers ist noch ein Erbstück der Sklaverei. Wie sie früher in freier Ehe mit Sklavinnen lebten, so leben sie noch, obleich sie nun freie Leute geworden und besonders von seiten der Kirche alles getan wird, sie zum Eingehen gesetzlich gültiger Ehen zu bewegen. Wie traurig die Zustände in dieser Hinsicht sind, das geht schon daraus hervor, daß zwei Drittel der Negerkinder, welche der protestantischen Kirche auf Trinidad angehören, unehelich geboren sind. Wie groß der Prozentsatz in der katholischen Kirche und den andern Religionsgemeinschaften ist, habe ich nicht erfahren.

Einen größeren Gegensatz als die Ideen der Hindu und der Neger über die Ehe kann es gar nicht geben. Was Wunder, wenn die ersteren unter einer solchen Umgebung mit der Zeit in ihren Anschauungen freier werden und dem bösen Beispiel der letzteren folgen!

Das größte Übel aber in dem Verwilderungsprozeß der Hindu in Trinidad ist der Trunk. Die Hindu sind von Natur ein nüchternes und enthaltsames Volk. Kein anständiger Hindu trinkt Branntwein, seine Religion und die hergebrachte Sitte verbieten ihm den Genuß von Spirituosen ebenso streng wie z. B. das Essen von Rindfleisch. In Trinidad jedoch wird der Hindu fast gezwungen, sich dem Laster des Trunks zu ergeben. Die Straßen in den Städten und Dörfern sind überfüllt mit Branntweinläden, in denen neben dem teuren englischen Brandy und Gin und den gewöhnlichen Bieren der in den Zuckerpflanzungen hergestellte billigere Rum verkauft wird. Der Mangel der gewohnten Nahrung, das schlechte Wasser, die Überanstrengung des Körpers, das entkräftende Klima, das Beispiel und Zureden der Neger — das alles trägt dazu bei, die Kulis nach und nach zum Trinken zu verleiten. Die Regierung, welche auf der einen Seite in

Indische Musikanten auf Trinidad.

des Durchschnittsnegers ist noch ein Erbstück der Sklaverei. Wie sie früher in freier Ehe mit Sklavinnen lebten, so leben sie noch, obleich sie nun freie Leute geworden und besonders von seiten der Kirche alles getan wird, sie zum Eingehen gesetzlich gültiger Ehen zu bewegen. Wie traurig die Zustände in dieser Hinsicht sind, das geht schon daraus hervor, daß zwei Drittel der Negerkinder, welche der protestantischen Kirche auf Trinidad angehören, unehelich geboren sind. Wie groß der Prozentsatz in der katholischen Kirche und den andern Religionsgemeinschaften ist, habe ich nicht erfahren.

Einen größeren Gegensatz als die Ideen der Hindu und der Neger über die Ehe kann es gar nicht geben Was Wunder, wenn die ersteren unter einer solchen Umgebung mit der Zeit in ihren Anschauungen freier werden und dem bösen Beispiel der letzteren folgen!

Das größte Übel aber in dem Verwilderungsprozeß der Hindu in Trinidad ist der Trunk. Die Hindu sind von Natur ein nüchternes und enthaltsames Volk. Kein anständiger Hindu trinkt Branntwein, seine Religion und die hergebrachte Sitte verbieten ihm den Genuß von Spirituosen ebenso streng wie z. B. das Essen von Rindfleisch. In Trinidad jedoch wird der Hindu fast gezwungen, sich dem Laster des Trunks zu ergeben. Die Straßen in den Städten und Dörfern sind überfüllt mit Branntweinläden, in denen neben dem teuren englischen Brandy und Gin und den gewöhnlichen Bieren der in den Zuckerpflanzungen hergestellte billigere Rum verkauft wird. Der Mangel der gewohnten Nahrung, das schlechte Wasser, die Überanstrengung des Körpers, das entkräftende Klima, das Beispiel und Zureden der Neger — das alles trägt dazu bei, die Kulis nach und nach zum Trinken zu verleiten. Die Regierung, welche auf der einen Seite in

Indische Musikanten auf Trinidad.

freundlichster Weise für die gerechte Behandlung und den Schutz der Kulis sorgt, befördert auf der andern Seite leider den Untergang derselben durch die Begünstigung des Handels mit berauschenden Getränken. Jeder, der imstande ist, einen Erlaubnisschein zu bezahlen, ist berechtigt, einen Branntweinladen zu halten. Der Preis dieser Scheine beträgt bis zu 4000 Mk. pro Jahr, und man sollte meinen, daß es die Höhe dieser Summe unmöglich mache, viele solcher Läden zu errichten; der Branntweinverbrauch ist aber ein so ungeheurer, daß die Händler noch glänzende Geschäfte machen. Bei jeder Straßenkreuzung sind buchstäblich die vier Ecken der Straßen mit Schnapsläden besetzt und der größte Ehrgeiz für Neger, Chinesen und Kulis ist, sich soviel Geld zusammenzusparen, um ein solches Geschäft anfangen zu können. —

Das alles ging mir durch den Kopf, als ich dem Gefängnis zuschritt, und ließ mich viele Vergehen der Kulis in milderem Lichte sehen, als es die englischen Richter tun konnten.

Die schweren, eisernen Tore öffneten sich, wir traten in die Halle, und der Oberaufseher führte mich zu einer in dem oberen Stockwerk befindlichen Zelle, welche, wie er sagte, für Mörder bestimmt war.

Die Tür ging auf, und vor mir stand ein junger, blühender Mann von geradezu auffallender Schönheit. Selbst die grobe Sträflingskleidung konnte seiner anmutigen Erscheinung keinen Eintrag tun.

Der Wärter sagte mir, daß sowohl Mr. Brown als auch der Abbé wiederholt mit dem jungen Mann zu reden versucht hätten, da er aber fast gar kein Englisch verstehe, so hätten sie sich nicht verständigen können, da habe er (der Oberaufseher) ihm erzählt, daß ich ein indi-

scher Padri sei und ihn gern besuchen würde, wenn er es wünsche; er habe darauf dringend verlangt mich zu sprechen. Er hieß Sadhu.

Ich redete ihn nun in seiner Muttersprache (Hindi) an und erfuhr von ihm, daß er erst seit kurzer Zeit auf der Insel sei. Seine Frau habe von Anfang an keine Lust gehabt, mit ihm Indien zu verlassen, den Überredungskünsten des Kuliagenten sei es aber endlich doch gelungen, sie zum Mitgehen zu bewegen. Seitdem sie aber auf der Insel angekommen, sei sie vor Heimweh ganz unglücklich geworden, habe ihm Tag und Nacht Vorwürfe gemacht, daß er sie aus der Heimat und von ihrer Familie weggetrieben habe, und schließlich habe er erfahren, daß sie ihn habe heimlich verlassen wollen, um mit einem Kuli-Sirdar (indischen Kuliaufseher), welcher seine Kontraktzeit abgearbeitet hatte und nach Indien zurückkehren wollte, um neue Kulis anzuwerben, wieder in ihre Heimat zu gelangen. Von ihm darüber zur Rede gesetzt, habe sie hartnäckig auf ihrem Vorhaben bestanden, er sei deswegen in Wut geraten, habe sie ergriffen und gewürgt, bis sie nicht mehr geatmet habe. Und das alles erzählte der Mann so naiv und ruhig, als wenn sich seine Tat ganz von selbst verstanden hätte. „Hamari stri thi wa nahin?“ (war sie meine Frau oder nicht?) antwortete er mir immer wieder, als ich ihm klar zu machen suchte, daß er kein Recht gehabt hätte, seine Frau zu töten, und daß er nach dem englischen Gesetz nun selbst den Tod leiden müsse.

„Das englische Gesetz kenne ich nicht,“ antwortete er geringschätzig, „das Gesetz hat meine Frau nicht am Fortlaufen gehindert, wie kann es mich hindern, sie für ihre Untreue zu strafen!“

„Und nun sollst du gehängt werden!“ rief ich mitleidig aus.

„Ja, Herr, aber ich möchte leben; ich habe mir nichts vorzuwerfen, ich bin auf der Plantage fleißig gewesen, mein Herr ist nie unzufrieden mit mir gewesen, ich habe niemand betrogen, ich habe meine Frau für ihre Untreue gestraft, das ist wahr, aber das war meine Pflicht; Sie sagen, ich hätte die Strafe dem Gericht überlassen sollen, die Frau hat sich gegen mich, den Gatten, vergangen, und mir stand es zu, sie zu strafen.“

„Warum hast du mich rufen lassen?“ unterbrach ich ihn.

„Herr, zwei andere Padris sind schon mehrere Male bei mir gewesen, was sie gesagt, hab ich nicht alles verstanden, nur das ist mir klar geworden, daß sie in mich dringen, Christ zu werden, ehe ich hingerichtet werde.“

„Nun ja, willst du Christ werden?“

„Wenn Sie mir das Leben retten, ja — wenn nicht — nein —. Was soll mir das Christentum, wenn ich doch gehängt werde! Vermögen Sie etwas bei den Richtern, so retten Sie mich.“

Ich stand dem Manne einen Augenblick sprachlos gegenüber. Diese Wendung hatte ich nicht erwartet.

„Ich werde mir's überlegen,“ war das Einzige, was ich ihm endlich antworten konnte, „in einigen Tagen hörst du wieder von mir.“

Ich ging. — Es war möglich, daß bei den Gerichtsverhandlungen der tatsächliche Bestand des Falles Sadhu nicht zur Genüge klargelegt worden; die Verhandlungen fanden in Englisch statt, Sadhu verstand kein Englisch, und obwohl bei dem Verhör des Angeklagten und der Zeugen Dolmetscher zu Hülfe genommen wurden, so war es mir doch sehr zweifelhaft, ob Sadhus vollständige Un-

kenntnis des englischen Gesetzes, — seine für ihn maßgebende Auffassung des Vergehens seiner Frau, — die maßlose Herausforderung seitens derselben, die dadurch bei ihm hervorgerufene Wut, welche ihm für den Augenblick die Sinne verwirrte, und andere den Mann entschuldigende Momente dabei wirklich zum Ausdruck gekommen. Wenn's um den Kopf geht, dann ist Dolmetschen eine gefährliche Sache; zudem fehlte dem Verteidiger sowohl wie dem Richter die Kenntnis indischen Lebens und indischer Anschauungen, sie waren also beide unfähig, sich auf den Standpunkt des Angeklagten bei Vollführung der Tat zu stellen. — Wenn ich das alles dem Verteidiger darlegte — wenn ich ihm den Fall so beleuchtete, wie es Sadhu eben selbst getan — er konnte begnadigt werden, und würde er begnadigt, so würde er Christ, das war mir klar. Ich ging zu seinem Verteidiger, legte ihm den ganzen Fall vor und bat um Revision des Urteils. Er berichtete an den Oberrichter, welcher in Anbetracht der neuen zutage getretenen Gesichtspunkte eine nochmalige Prüfung der Akten anordnete, deren Resultat war, — daß das Todesurteil bestätigt blieb. Das Verbrechen des Frauenmordes hatte so überhand genommen, daß ein Exempel statuiert werden mußte. Am Abend vor seinem Tode wurde ich noch einmal zu Sadhu gerufen, er teilte mir seine letzten Wünsche mit, ich sagte ihm, was ich ihm, dem Hindu, angesichts des Todes sagen mußte, und am nächsten Morgen um 5 Uhr wurde er gehängt. —

Sadhus Hinrichtung machte auf Gopal einen sehr niederschlagenden Eindruck.

„Sie werden mich nicht frei lassen," sagte er verzweifelnd, als ich wieder nach der Unterrichtsstunde auf Carréras die Aussichten seines Gnadengesuchs besprach. Das Schriftstück war längst dem Gouverneur eingehändigt,

er hatte auch die amtlichen Ermittelungen bei den Beamten auf Carréras in Beziehung auf Gopals Führung machen lassen. Eine Woche nach der andern verging, mir selbst sank der Mut, noch weiter zu hoffen. Da erhielt ich eines Abends eine Note von dem Advokaten, dem ich die Angelegenheit übertragen, folgenden Inhalts: „Heute vormittag Sitzung des Kolonialrates, Gouverneur befürwortete die Erlassung des Strafrests. Befehl zur Entlassung Gopals geht im Lauf der Woche nach Carréras."

Gott sei Dank! Ich mußte der erste sein, der Gopal die Freudenbotschaft brachte. Ich wartete daher nicht erst, bis mein Besuchstag auf Carréras wieder kam, sondern nahm ein Extrabillet auf dem Morgendampfer, welcher Proviant nach der Insel brachte, und stürmte den Fels hinauf nach den Steinbrüchen:

„Gopal!"

Da stand er, mit wuchtigem Hammer Steine zerschmetternd.

„Gopal!!"

Erschreckt wandte er sich um:

„Was ist's, Herr?"

„Gopal, du bist frei!"

Eine verlassene Missionsstation.

Es kann kaum einen traurigeren und bedrückenderen Anblick geben, als eine verlassene und verfallende Missionsstation. Wie viele Gebete, wie viele Hoffnungen, welche Opfer an Geld, Gesundheit und Leben liegen da begraben! Alle Arbeit ist umsonst gewesen. Die Mittel reichten entweder nicht aus, oder das Klima war zu ungesund für die Missionare, oder was das allertraurigste ist, alle Anstrengungen, einen Eindruck auf die Eingeborenen zu machen und ihnen das Wort Gottes, selbst in ihrer eigenen Sprache, nahe zu bringen, sind erfolglos geblieben, und — die Station mußte aufgegeben werden; „wenigstens vorderhand", sagte man, um sich zu trösten. — Da stehen nun die Häuser mit eingefallenen Dächern, zerbröckelten Mauern, zerschlagenen Fenstern, ohne Türen, eine Zufluchtsstätte der Schakale, Skorpione und Schlangen. Jedes alte Mauerwerk in Indien wimmelt mit der Zeit von Cobras. Die Zugänge sind mit Gras überwuchert, die Anpflanzungen verwildert, auf den Bäumen sitzen die Geier, ihre blinkenden Augen zur Nachtruhe schließend, und alles ist still, totenstill.

Das war so ungefähr das Bild, welches sich unsern Augen an einem Oktoberabend des Jahres 1875 in H. darbot. Ich war in Begleitung meiner Familie nach fast achtunddreißigstündiger Palkireise an dem Ort unserer Bestimmung angekommen. Die ermattende Hitze des Tages, mangelnde Verpflegung auf dem Wege, das endlich un-

erträglich werdende Schütteln und Stoßen des Palkis hatte uns alle aufs äußerste erschöpft, und die düstere Öde, welche uns hier, in unserer zukünftigen Heimat entgegenstarrte, überwältigte uns in diesem Augenblick derart, daß wir lautlos dastanden. —

„Palki bhitar rakhenge?“ (Sollen wir die Palkis hineintragen?) fragte der Sirdar (Aufseher) der Palki- und Gepäckträger.

„Han lejao.“ (Ja, schafft sie hinein.)

Ich schreite voran in das Haus. Ein rauchiger Dunst strömt mir aus den finstern Räumen entgegen. Ich gehe ihm nach. Im mittleren Zimmer brennt ein Kohlenfeuer im Kamin.

„Massal lao!“ (Bringt eine Fackel!)

Ein Träger bringt eine von den Fackeln, welche des Nachts neben dem Palki hergetragen werden, damit die Leute den Weg sehen können. Bei ihrem Schein entdecke ich einige Stühle und einen Tisch, auf dem letzteren steht ein Korb. Ich öffne den Deckel. Oben auf liegt ein an mich adressierter Brief. Ich mache ihn auf und lese:

Lieber Herr Flex!

Da ich erfahre, daß Sie heute abend ankommen, sende ich einen Korb mit Lebensmitteln. Ich habe meinen Diener beauftragt, ein Feuer anzuzünden, vielleicht ist es kühl am Abend. Teilen Sie mir, bitte, mit, wenn ich Ihnen irgendwie helfen kann.

Mit den besten Wünschen

bin ich Ihr aufrichtig ergebener

W. B.

Ein mir unbekannter Pflanzer, dessen Plantage in der Nähe von H. lag, und mit dem ich einige Zeit vorher über meine Absicht, die Missionsstation wieder aufzunehmen, korrespondiert hatte, war es, der uns in dieser

trüben Stunde seine Hand zum ersten Willkommen darreichte.

Als ich am nächsten Morgen die nähere Umgebung der Häuser einer eingehenderen Besichtigung unterzog, wurde der anfangs geschilderte Eindruck noch verstärkt. Der Garten war von dem Vieh der heidnischen Umwohner zerstampft; einige Gräber oder grabähnliche Hügel, die, wie ich später erfuhr, die Gebeine christlicher Eingeborenen enthielten, die an der Cholera gestorben waren, hatten die Schakale zerwühlt; ein schöner, hoher Platz unter einem der größten Bäume war bedeckt mit schmutzigem Stroh, zerbrochenem Geschirr und halbverbrannten Holzstücken; er hatte augenscheinlich den vorbeiziehenden Karawanen als regelmäßiger Lagerplatz gedient. Am schrecklichsten sah der Brunnen aus. Die Schöpfstange war zerbrochen, die Seiten des runden Mauerwerks mit dicken Schlingpflanzen und Moos überwachsen, und tief unten lagerte eine grünschillernde Masse von Schlamm. Das traf uns am härtesten, denn Wasser war ja das Nötigste, was wir brauchten. Ich ging nach dem nächsten heidnischen Dorf und bat um Erlaubnis, aus dem öffentlichen Brunnen schöpfen zu dürfen.

„Ja, der ist draußen im Reisfeld, da könnt Ihr Wasser holen," sagte der Manji.[1]) Um dem Leser einen Begriff zu geben, was das für ein Brunnen ist, muß ich erwähnen, daß die Ureinwohner dieses Teils von Indien, welche den kolarischen Stämmen angehören, keine eigentlichen Brunnen haben; sie graben an einer der tiefgelegensten Stellen der Reisfelder ein Loch, in welches naturgemäß die von den höher gelegenen Feldern herabfließende Feuchtigkeit durchsickert, selbstverständlich vermischt mit

[1]) Dorfälteste.

einer Masse Schmutz und verfaulten, vegetabilischen Stoffen. Zu diesem Loch zieht nun die weibliche Jugend des Dorfes jeden Morgen, mit großen, urnenartigen Töpfen versehen, hinaus, um den Wasserbedarf für den Tag zu holen. Doch nein — erst wird Toilette gemacht; und dazu gehört zuerst das Zähneputzen, was vermittelst einer Naturzahnbürste geschieht, die aus einem abgebrochenen Zweigstückchen, das man an einem Ende weich kaut, besteht. Die Mädchen sitzen oder stehen alle um das Brunnenloch herum und machen ihre Zähne rein, dann kommen die Abwaschungen des Körpers und zuletzt das Waschen einzelner Bekleidungsgegenstände. Das bei all diesem Waschen gebrauchte Wasser fließt nun selbstredend wieder in das Loch zurück, und aus demselben werden nach Beendigung der Toilette die Krüge und Töpfe für den Tagesgebrauch im Hause gefüllt. Das Wasser habe ich mit meiner Familie wochenlang trinken müssen, bis unser Brunnen gereinigt war und sich wieder mit gesundem Wasser gefüllt hatte.

Meine erste Aufgabe war, die zu einem indischen Haushalt absolut notwendigen Diener zu bekommen. Bei der großen Hitze ist es für die europäischen Frauen unmöglich, selbst zu kochen und andere ermüdende Arbeiten auf die Dauer zu unternehmen. Ein Missionshaushalt ist natürlich auf das einfachste eingerichtet, trotzdem müssen mehrere Dienstboten angenommen werden, um die verschiedenen Arbeiten zu verrichten. Die Schwierigkeit wird dadurch noch erhöht, daß jeder Diener nur die zu seiner Kaste gehörige Verrichtung übernimmt, denn sobald er etwas anderes, als was zu seiner Kaste gehört, täte, so würde er seine Kaste verlieren und damit ein bejat (Ausgestoßener) werden. Der Wäscher tut also z. B. nichts als Wäsche waschen, der Gärtner besorgt nur den Garten,

der Wasserträger sorgt nur für einen Vorrat von Wasser, der Pankazieher zieht eben nur Panka,[1]) usw. Anders ist es, wenn man christliche Diener haben kann, da dieselben schon durch ihren Übertritt zum Christentum ihrer Kaste verlustig gegangen sind, so unterziehen sie sich allen Arbeiten; ich hatte aber in H. natürlich keine Christen, mußte mir also heidnische Diener zu verschaffen suchen. Unser Koch, ein Mohammedaner, der schon jahrelang auf der Hauptstation in meinen Diensten gestanden, hatte uns nach H. begleitet; nun galt es zunächst einen Massalchi (Wasserträger) zu besorgen, einen Mali, der den Garten in Ordnung bringen und das für unsern Unterhalt nötige Gemüse bauen sollte, einen Tschaukidar (Wächter), der auch die nötigen Botengänge übernahm, einen Wäscher, einen Pferdeknecht und eine Stubendienerin, welcher die Reinigung der Badestuben und Schlafzimmer obliegt. Es macht mir besonderes Vergnügen, auf nebenstehendem Bilde dem Leser die eben genannten Diener vorzustellen. Jeder von ihnen hat eine Geschichte, die, wenn ich sie erzählen dürfte, dem Leser die wunderbarsten Einblicke in das Leben der Eingeborenen geben würde, hier muß ich mich eben nur auf die kürzesten Andeutungen beschränken.

Der alte Herr in tadellosem Weiß mit dem Präsentierteller in der Hand, auf dem er eine Tasse Tee und zwei Eier anbietet, ist der Koch, der zugleich den Dienst bei Tisch mit besorgt. Er ist ein Mohammedaner und hat 9 Jahre in meinem Dienst gestanden bis zu seinem Tode. Er hat mich auf allen meinen Reisen während dieser Zeit begleitet und — mich nie hungern lassen. Durch den

---

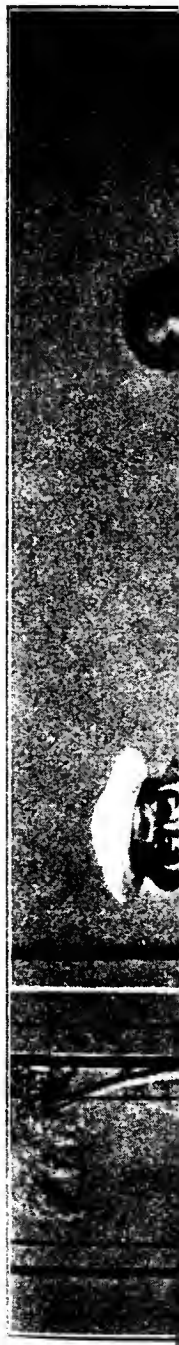
[1]) Große, das ganze Zimmer beherrschende Fächer mit langen Zeugfransen. Sie hängen an der Decke und werden vermittelst eines Strickes, welcher durch die Wand geht, von draußen gezogen.

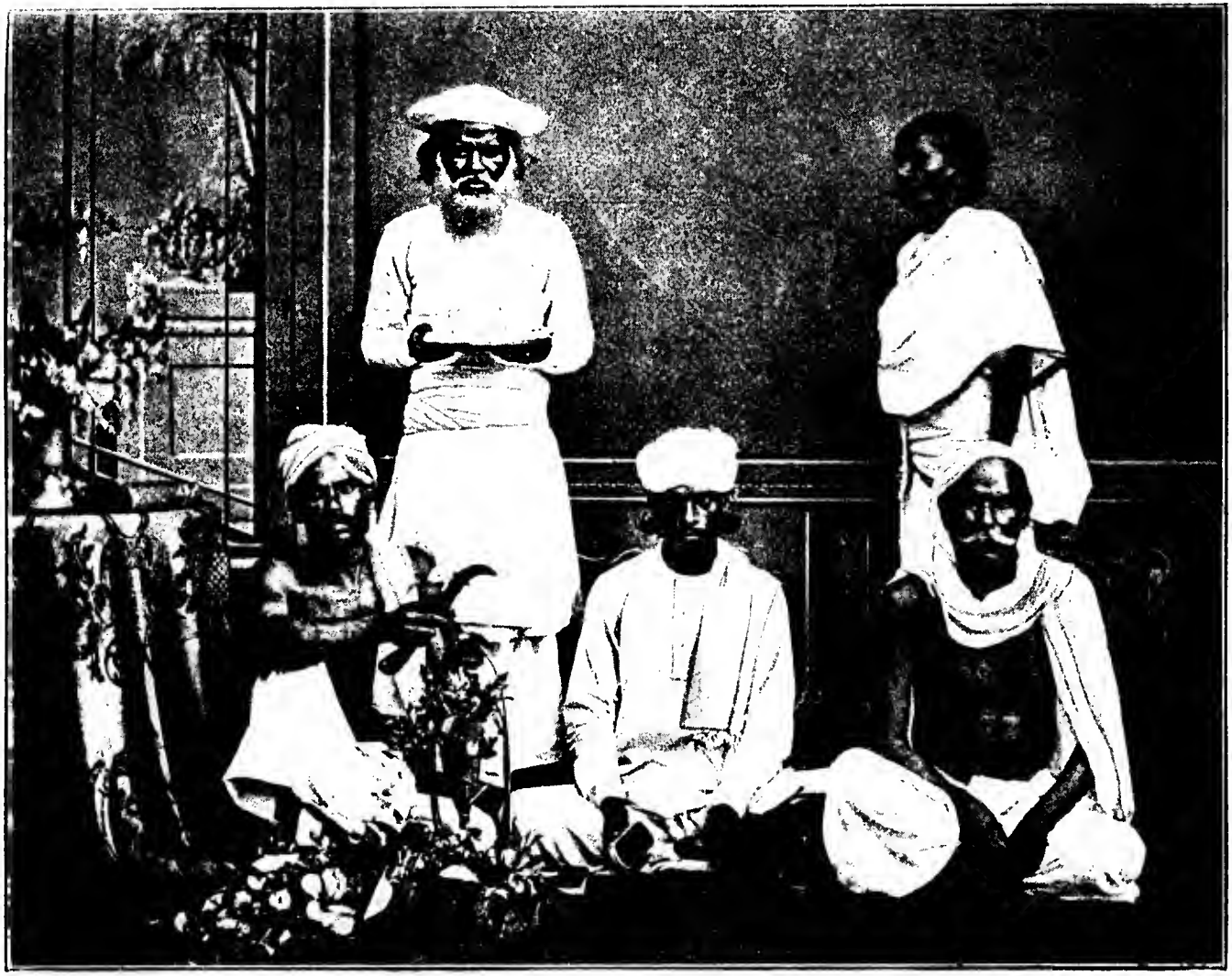
Diener.

der Wasserträger sorgt nur für einen Vorrat von Wasser, der Pankazieher zieht eben nur Panka,[1]) usw. Anders ist es, wenn man christliche Diener haben kann, da dieselben schon durch ihren Übertritt zum Christentum ihrer Kaste verlustig gegangen sind, so unterziehen sie sich allen Arbeiten; ich hatte aber in H. natürlich keine Christen, mußte mir also heidnische Diener zu verschaffen suchen. Unser Koch, ein Mohammedaner, der schon jahrelang auf der Hauptstation in meinen Diensten gestanden, hatte uns nach H. begleitet; nun galt es zunächst einen Massalchi (Wasserträger) zu besorgen, einen Mali, der den Garten in Ordnung bringen und das für unsern Unterhalt nötige Gemüse bauen sollte, einen Tschaukidar (Wächter), der auch die nötigen Botengänge übernahm, einen Wäscher, einen Pferdeknecht und eine Stubendienerin, welcher die Reinigung der Badestuben und Schlafzimmer obliegt. Es macht mir besonderes Vergnügen, auf nebenstehendem Bilde dem Leser die eben genannten Diener vorzustellen. Jeder von ihnen hat eine Geschichte, die, wenn ich sie erzählen dürfte, dem Leser die wunderbarsten Einblicke in das Leben der Eingeborenen geben würde, hier muß ich mich eben nur auf die kürzesten Andeutungen beschränken.

Der alte Herr in tadellosem Weiß mit dem Präsentierteller in der Hand, auf dem er eine Tasse Tee und zwei Eier anbietet, ist der Koch, der zugleich den Dienst bei Tisch mit besorgt. Er ist ein Mohammedaner und hat 9 Jahre in meinem Dienst gestanden bis zu seinem Tode. Er hat mich auf allen meinen Reisen während dieser Zeit begleitet und — mich nie hungern lassen. Durch den

[1]) Große, das ganze Zimmer beherrschende Fächer mit langen Zeugfransen. Sie hängen an der Decke und werden vermittelst eines Strickes, welcher durch die Wand geht, von draußen gezogen.





Diener

langjä
anfang
geschli
nicht
dem
Indier
denen
Verand
geben
ist, wi
Hand
mein
Jugen
Privat
sehn
bis zu
und
punkt.
Hand
unter
Lastträ
meinen
zutreib
Besuch
dressier
sonst
brachte
Tempe
predige
Wenn
zuhört
Flex

langjährigen Umgang mit meiner Familie hatte sich sein anfangs sehr schroffes Mohammedanertum ganz abgeschliffen, und wenn ihn die Furcht vor seinen Verwandten nicht abgehalten hätte, so wäre er Christ geworden.

Der vor ihm sitzende Diener ist der Mali (Gärtner), dem der unaufhörliche Umgang mit Blumen — in Indien haben wir das ganze Jahr hindurch Blumen, mit denen der Gärtner jeden Morgen die Zimmer und die Verandas schmückt — etwas Sanftes, Nachdenkliches gegeben hat; er ist nie ärgerlich geworden, auch seine Stimme ist, wie sein Gemüt, weich.

Der Diener in der Mitte mit der Schuhbürste in der Hand und dem Handtuch über der Schulter ist Ramjan, mein Faktotum. Von Geburt ein Hindu hat er in seiner Jugend eine Elementarschule besucht, dann als Wächter, Privatpolizist, Postbote und Kammerdiener die Welt gesehn und sich infolgedessen von seinen Kastenvorurteilen bis zu einem gewissen Grade losgemacht. Götzendienst und Hindugötter sind für ihn ein überwundener Standpunkt. Er ist auf meinen Missionsreisen meine rechte Hand in allen Dingen, er findet die besten Lagerplätze, unter seiner energischen Leitung muß auch der faulste Lastträger seine Pflicht tun, er liegt des Nachts vor meinem Zelt und unterhält das Feuer, um die Tiger wegzutreiben. Unbezahlbar sind aber seine Dienste bei meinen Besuchen in heidnischen Dörfern. Wie ein vollständig dressierter Schäferhund trieb er die Heiden, von denen mir sonst viele unerreichbar geblieben wären, zusammen und brachte sie entweder zu meinem Zelt oder zu einem alten Tempel im Orte selbst, wo ich ihnen das Wort Gottes predigen und mich mit ihnen ungestört unterreden konnte. Wenn er merkte, daß ein Heide vielleicht nicht aufmerksam zuhörte, so rief er ihm zu: „Suno, suno, Sahib kya

bolta hai, pran ki bat hai!“ (Höre, höre, was der Sahib sagt, es sind Worte für die Seele.) Den Katechismus hatte er mit der Zeit auswendig gelernt, ebenso wußte er vollständig Bescheid im Neuen Testament, und wenn die Taufkandidaten beim Vorbereitungsunterricht manchmal eine Antwort auf eine Frage schuldig blieben, so half er ihnen ein. Und trotzdem konnte er im innersten Grund seiner Seele die Furcht vor der Kaste nicht loswerden. Als ich die neuen Türen zu unserm Hause vor dem Anstrich mit Farbe mit einem scharfen Öl beizen wollte, forderte ich ihn auf, mir dabei zu helfen. Er warf sich auf die Knie vor mir und bat mit flehender Stimme, ihm die Arbeit zu erlassen.

„Aber warum denn, du bist doch sonst nicht so eigen mit der Kaste?“

„Barhi ka kam hai, Sahib!“ (Es ist des Tischlers Arbeit, Herr, ich darf sie nicht tun!)

Einige Stunden nachher schwamm er für mich durch einen vom Regen angeschwollenen Fluß, wobei er buchstäblich sein Leben aufs Spiel setzte, um auf der andern Seite ein Kanu zum Übersetzen zu suchen.

„Und der Mann ist doch natürlich Christ geworden?“ fragt der Leser.

„Nein.“ Der Mann war treu und aufrichtig wie Gold, so oft ich aber in ihn drang, seine Überzeugung durch die Annahme der Taufe zu besiegeln, sah er mich mit seinen dunkeln, ernsten Augen innig an und sagte:

„Nahin banega, Sahib, bap dada log jahaṇ haiṇ, tahaṇ jaenge.“ (Es geht nicht, Herr, wo meine Vorfahren sind, da muß ich auch sein.)

Der neben ihm sitzende Diener mit dem grauen Schnurrbart, dem martialischen Gesicht und den etwas verschwommenen Augen ist der Dhobi (Wäscher). Der

Mann hat eine Lebensgeschichte hinter sich, die Stoff zu mehr als einem Roman gäbe. Man sieht's ihm sogleich an, daß er Soldat gewesen. Er hat die Feldzüge in Oberbarma mitgemacht, hat während des großen Aufstandes 1857—1858 treu zur englischen Regierung gehalten und spricht mit großer Begeisterung von seinen Erlebnissen in den Kämpfen mit den eingeborenen Grenzstämmen. Er hat mit einer kleinen Pension endlich seinen Abschied genommen und treibt jetzt, um einen Nebenverdienst zu haben, das Gewerbe seiner ursprünglichen Kaste. Er wäscht und bügelt mit militärischer Genauigkeit, und meine Leibwäsche wurde von ihm mit einer so peinlichen Gewissenhaftigkeit behandelt, daß ich absolut nie etwas zu tadeln fand. Wenn seine Arbeit vorüber ist, so zieht er sich in eine Ecke seiner Hütte zurück und stärkt sich mit einem Schluck Shrab.[1]) Eines Tages betrat ich dieselbe gerade, als er die eben gebrauchte Flasche zukorkte und unter einer wollenen Decke im Reiskorb verbarg.

„Was, Dhobi, du trinkst doch nicht!"

„Nein, Herr, gewiß nicht."

„Ja, aber" — (auf die Flasche zeigend).

„Ja, sehen Sie, Herr, das ist meine Medizin; bei unsern langen Märschen durch die Wälder und Sümpfe in Oberassam gab uns der Doktor Sahib jeden Morgen eine Dosis Chinin und jeden Abend ein Glas Rum, um uns vor Fieber und Ruhr zu bewahren, und wenn ich jetzt so stundenlang im Wasser gestanden habe,[2]) so fühle

[1]) Ein aus Reis oder den Blüten des Mahuabaumes destilliertes alkoholhaltiges Getränk.

[2]) Die Wäscher waschen nicht im Hause, sondern in Flüssen oder in Teichen.

ich, daß ich was Warmes nehmen muß. Rum habe ich nicht, aber Shrab tut's auch."

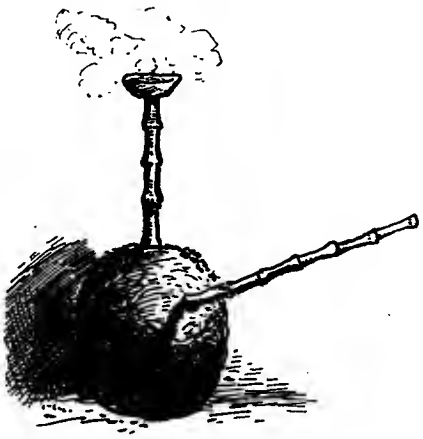
Daher die etwas verschleierten Augen.

Und wer ist nun der hagere Bursch mit dem Zigarrenstummel im Mund?

Das ist mein Pferdeknecht. Auch die Wartung der Pferde liegt in den Händen einer bestimmten Kaste. Die Leute haben einen sehr anstrengenden Dienst. Außer dem Putzen der Pferde müssen sie jeden Tag das Einholen des nötigen Grasfutters besorgen und zu diesem Zweck oft stundenweit in den Wald gehen um geeignetes Gras zu suchen, und in der heißen Zeit, wenn alles verdorrt ist, finden sie überhaupt keins, sie graben dann mit kleinen Handschaufeln Gras und Kräuterwurzeln aus, die sie sorglich waschen und dem Pferde als Futter reichen. Der aufreibendste Teil ihrer Arbeit ist jedoch das Begleiten ihrer Herren auf Reisen. Der Pferdeknecht muß nämlich immer neben dem Pferde herlaufen, ob dasselbe nun Schritt, Trab oder Galopp geht, um es infolge irgend eines Vorkommnisses seinem Herrn sogleich abnehmen zu können. Der Mann ist daher stets sehr leicht bekleidet. Die Pferdedecke trägt er zusammengerollt, mit einem Halfterstrick umschnürt auf dem Rücken. Die großen Strapazen machen die Leute hager und sehr mäßig im Essen und Trinken. Nur eine Leidenschaft haben sie fast alle, das ist das Rauchen. Es ersetzt bei ihnen oft Speise und Trank, zu deren Zubereitung sie bei größeren Touren kaum Zeit finden. Während sie, die Pferde am Halfter haltend, auf der Erde hocken und auf ihre Herren warten, rauchen sie dann entweder die gewöhnliche Hukka[1]) oder, da diese

[1]) Besteht aus einer hohlen Kokosnuß, welche mit Wasser gefüllt ist, einem Bambusrohr mit Tonschale zur Aufnahme des Tabaks und einem zweiten Bambusrohr als Mundstück.

nicht überallhin mitgenommen werden kann, improvisierte Zigarren, d. h. sie rollen irgend ein grünes Blatt zusammen und füllen es mit Tabak. Da das nicht besonders gut schmeckt, so sind sie sehr dankbar, wenn man ihnen Cheruts, das sind in Birma gemachte Zigarren, schenkt. Da diese auch von Eingeborenen fabriziert sind, so meinen sie, daß ihre Kaste durch das Rauchen dieser Zigarren nicht verunreinigt wird. Barghal, mein Pferdeknecht, liebte sie über alles, und da sie sehr billig sind, so wurde es mir nicht schwer, seine Bedürfnisse in dieser Hinsicht zu befriedigen.



Eine Hukka.

Der Mann fand ein tragisches Ende in der treuen Erfüllung seines Berufs. Er ging eines Vormittags in der heißen Zeit nach einem von der Station ungefähr anderthalb Stunden entfernten Dschungelwald, um wie gewöhnlich Gras für das Pferd zu suchen, kehrte aber zu Mittag nicht zurück. Gegen drei Uhr kam Ramjan und meldete, Barghal sei noch nicht da, und seine Frau sei in großer Angst um ihn. Die Angst war nicht unbegründet. Seit einigen Wochen machte ein Tiger die Gegend unsicher. Erst vor einigen Tagen hatte derselbe auf der Plantage des anfangs erwähnten Engländers einen jungen Ochsen zerrissen, und es war wohl möglich, daß er sich des Tages über in dem Gebiet des schluchtenreichen Urwaldes aufhielt. Als Barghal um 5 Uhr noch nicht erschienen war, sattelte ich den Pony und ritt, begleitet von Ramjan und dem Wäscher, nach dem Walde in der Richtung zu, die

er des Morgens eingeschlagen hatte. Wir kamen bald an Stellen von abgeschürften Grasplätzen, wo er Futter gesammelt hatte. Hie und da weggeworfene Graswurzeln, die er als untauglich aus seinem Sack ausgeschieden hatte, zeigten uns seine Spur. Dieselbe zweigte endlich nach verschiedenen Seiten ab, je nachdem er im Aufsuchen besseren Grases bald hierhin, bald dorthin gegangen war. Ich ließ daher Ramjan und den Wäscher zu beiden Seiten von mir den Wald durchstreifen, doch so, daß wir immer in Hörweite voneinander blieben. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde weiter vorgedrungen waren, erscholl von Ramjans Seite der ominöse Ruf: „Mila!“ (Gefunden!) —

„Kahan?“ (Wo?)

„Yahanao!“ (Kommt hierher!)

Der Dhobi und ich durchbrachen das Strauchwerk so schnell wir konnten und fanden Ramjan vor einem Haufen zerrissener, blutiger Gliedmaßen stehen.

„Bagh khaya!“ (Der Tiger hat ihn zerrissen) war alles, was er sagte.

Das teilweise geronnene Blut und die in die Erde schon eingetrockneten Blutlachen zeigten, daß Barghal schon am Morgen sein schreckliches Ende gefunden.

Tränenden Auges sammelten wir die vollständig zermalmten Überreste in den halbgefüllten Grassack, ich hieb mit meinem Dschungelmesser eine Bambusstange ab, an welcher die Last befestigt und von Ramjan und dem Dhobi auf den Schultern nach Hause getragen wurde. Auf der Station angekommen, begruben wir sie noch in derselben Nacht in der Ecke im Garten, wo die andern Gräber waren. —

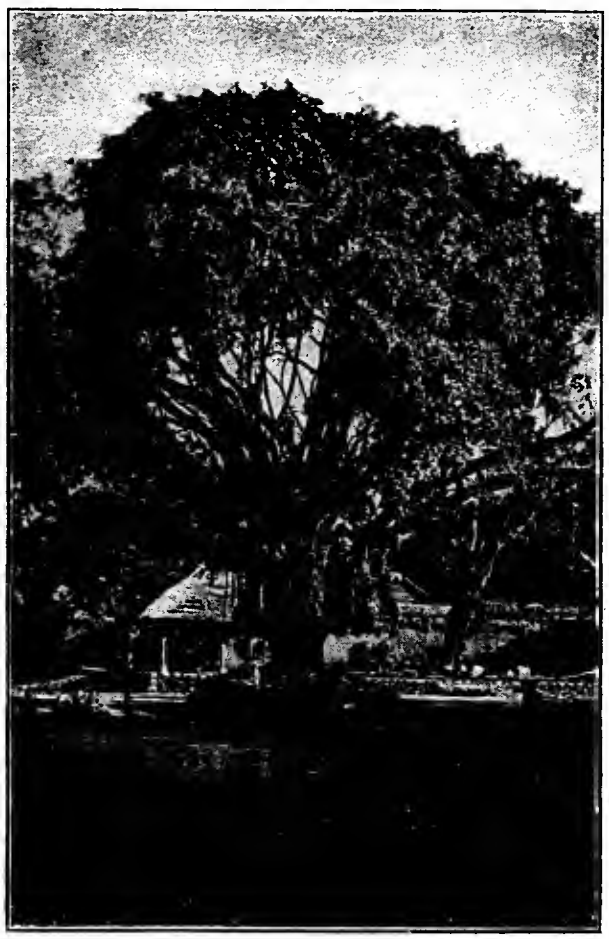
Ich hatte mich bei der Übernahme der verlassenen Station anheischig gemacht, die Kosten zur Wiederherstellung der Baulichkeiten durch Privatsammlungen unter

deutschen und englischen Missionsfreunden aufzubringen. Das erforderte selbstverständlich eine außerordentlich ausgedehnte Korrespondenz. Es galt ja, nicht nur die Freunde in der Heimat und in Indien für die Sache zu interessieren, sondern auch überall neue Helfer zu gewinnen. Trotzdem konnte ich mit dem Bau nicht warten, bis die dazu erforderlichen Gelder zusammengekommen waren, denn wir konnten in den halbverfallenen Gebäuden wohl allenfalls in der kalten Zeit, aber nicht in der heißen und Regenzeit wohnen. Während ich also meine geflügelten Boten in der Gestalt von Briefen, Bittschriften und Zirkularen in alle Welt aussandte und bei den im Umkreise von H. ansässigen Pflanzern und Regierungsbeamten Besuche machte, um sie alle für mein Werk zu gewinnen, mußte Ramjan allerhand Handwerkervolk anwerben, mit den umwohnenden Hindu-Grundbesitzern Kontrakte über Bauholzlieferungen abmachen und Tagelöhner und Fuhrleute besorgen, um alles Material herbeizuschaffen. Schon in der zweiten Woche nach unserer Ankunft konnte mit der Arbeit begonnen werden. Es war im vollsten Sinne des Worts eine Glaubens-Arbeit. Denn noch hatte ich keine Mittel in den Händen, die Kosten zu bestreiten. Sie kamen aber nach und nach zusammen. Einer meiner eifrigsten Mitarbeiter wurde der englische Arzt der Zivilstation, welcher seinen weitreichenden Einfluß unter Europäern und hochgestellten eingebornen Regierungsbeamten benutzte, um mein Unternehmen zu fördern. Alle sammelten Beiträge für die gute Sache. Eines Tages erhielt ich sogar eine Geldsumme von dem Gefängniswärter der Zivilstation, der mich bat, auch sein Scherflein zu verwenden.

Unendlich schwieriger als der Wiederaufbau der Station war aber die Wiederaufnahme der Missionsarbeit.

Ich werde bis zu meinem Tode den Eindruck nicht vergessen, welchen der erste Sonntag auf diesem verlassenen und verödeten Platze auf uns machte.

Bisher gewöhnt, auf der Hauptstation jeden Sonntag in der prachtvollen Christuskirche, welche stets so voll war, daß die Leute in den Gängen kaum noch Platz fanden, Gottesdienst zu halten und zu einer Gemeinde zu predigen, die sich aus der geistigen Elite und den bedeutendsten Elementen unserer Mission zusammensetzte, saß ich hier am ersten Sonntag (und noch viele Sonntage nachher) allein mit meiner Familie und einer indischen, christlichen Kinderfrau, die uns nach H. gefolgt war, in dem am wenigsten verfallenen Raume des Hauses und versuchte mich und die Meinigen durch einen Gottesdienst zu erbauen und durch gemeinschaftliches Gebet zu stärken. Das Sonntagsgefühl wollte aber nicht kommen. Die Einsamkeit und Stille um uns her, dazu die wüste Um-



Missionsgehöft im Walde.

gebung machten einen so bedrückenden Eindruck auf uns alle, daß wir uns der Tränen nicht erwehren konnten, und bange Sorgen für die Zukunft fingen an, sich in unser Herz zu schleichen, — besonders in Beziehung auf unsere Gesundheit.

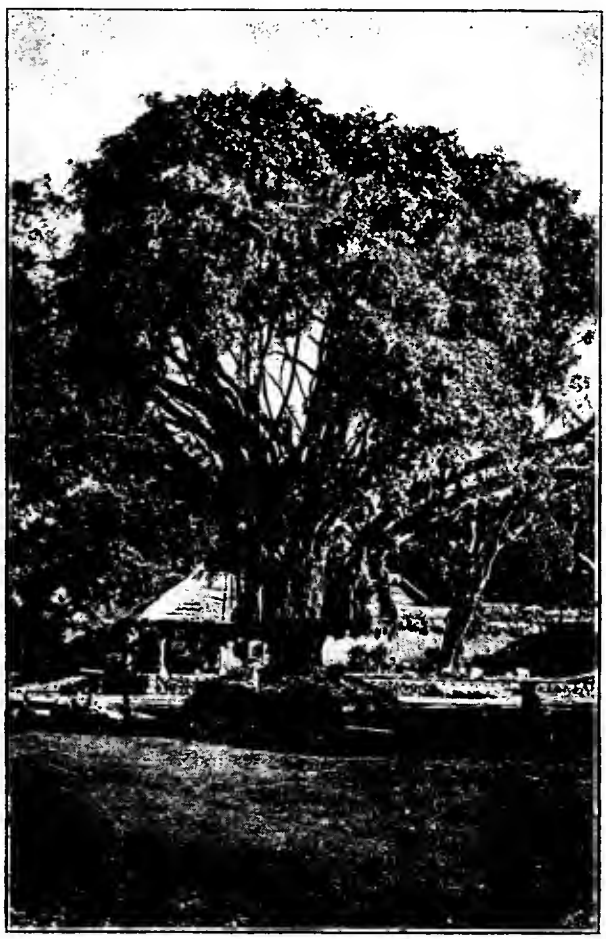
Den Anfang der Missionsarbeit macht gewöhnlich die Errichtung einer Schule; hat man erst die Kinder, so kommt man durch sie in Berührung mit ihren Eltern, und so wird der Weg in viele Familien gebahnt. Hier war nun Ramjan wieder von unbezahlbarem Nutzen. Er suchte alle Dörfer um H. herum systematisch ab, bis er einen Lala[1]) fand, der sich bereit erklärte, Kinder zusammenbringen zu wollen. Er stellte ihn mir vor, und wir einigten uns dahin, daß er (der Lala) gegen ein festes Gehalt von 20 M. monatlich sich verpflichtete, jeden Tag 15—20 Kinder zu sammeln und dieselben im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, während ich und meine Frau den Religionsunterricht übernahmen. Für jedes weitere Kind sollte er eine kleine Extravergütung haben. Dem Mann war die Sache wirklich ernst, er machte den Schulplan in den umliegenden Ortschaften bekannt, wir selbst warben, wo wir Gelegenheit fanden, und das Resultat war, daß der Lala etwa zwei Wochen später mit 12 Knaben die Schule anfing und, ehe der Monat vergangen, die erforderliche Zahl von 15, die nachher noch wuchs, zusammengebracht hatte. Der Mann mußte natürlich die Kinder erst jeden Morgen aus den Dörfern zusammenholen, denn allein wären sie nicht gekommen, und das war ein saures Stück Arbeit; mir ging's aber jedesmal wie ein Hoffnungsstrahl durchs Herz, wenn er endlich gegen

---

[1]) Mann aus der Schreiberkaste, also vom Hindustandpunkt aus „geborener" Schulmeister.

Ich werde bis zu meinem Tode den Eindruck nicht vergessen, welchen der erste Sonntag auf diesem verlassenen und verödeten Platze auf uns machte.

Bisher gewöhnt, auf der Hauptstation jeden Sonntag in der prachtvollen Christuskirche, welche stets so voll war, daß die Leute in den Gängen kaum noch Platz fanden, Gottesdienst zu halten und zu einer Gemeinde zu predigen, die sich aus der geistigen Elite und den bedeutendsten Elementen unserer Mission zusammensetzte, saß ich hier am ersten Sonntag (und noch viele Sonntage nachher) allein mit meiner Familie und einer indischen, christlichen Kinderfrau, die uns nach H. gefolgt war, in dem am wenigsten verfallenen Raume des Hauses und versuchte mich und die Meinigen durch einen Gottesdienst zu erbauen und durch gemeinschaftliches Gebet zu stärken. Das Sonntagsgefühl wollte aber nicht kommen. Die Einsamkeit und Stille um uns her, dazu die wüste Um-



Missionsgehöft im Walde.

gebung machten einen so bedrückenden Eindruck auf uns alle, daß wir uns der Tränen nicht erwehren konnten, und bange Sorgen für die Zukunft fingen an, sich in unser Herz zu schleichen, — besonders in Beziehung auf unsere Gesundheit.

Den Anfang der Missionsarbeit macht gewöhnlich die Errichtung einer Schule; hat man erst die Kinder, so kommt man durch sie in Berührung mit ihren Eltern, und so wird der Weg in viele Familien gebahnt. Hier war nun Ramjan wieder von unbezahlbarem Nutzen. Er suchte alle Dörfer um H. herum systematisch ab, bis er einen Lala[1]) fand, der sich bereit erklärte, Kinder zusammenbringen zu wollen. Er stellte ihn mir vor, und wir einigten uns dahin, daß er (der Lala) gegen ein festes Gehalt von 20 M. monatlich sich verpflichtete, jeden Tag 15—20 Kinder zu sammeln und dieselben im Lesen, Schreiben und Rechnen zu unterrichten, während ich und meine Frau den Religionsunterricht übernahmen. Für jedes weitere Kind sollte er eine kleine Extravergütung haben. Dem Mann war die Sache wirklich ernst, er machte den Schulplan in den umliegenden Ortschaften bekannt, wir selbst warben, wo wir Gelegenheit fanden, und das Resultat war, daß der Lala etwa zwei Wochen später mit 12 Knaben die Schule anfing und, ehe der Monat vergangen, die erforderliche Zahl von 15, die nachher noch wuchs, zusammengebracht hatte. Der Mann mußte natürlich die Kinder erst jeden Morgen aus den Dörfern zusammenholen, denn allein wären sie nicht gekommen, und das war ein saures Stück Arbeit; mir ging's aber jedesmal wie ein Hoffnungsstrahl durchs Herz, wenn er endlich gegen

[1]) Mann aus der Schreiberkaste, also vom Hindustandpunkt aus „geborener" Schulmeister.

10 Uhr mit seinen kleinen Schülern, die alle sauber gewaschen und je nach dem Vermögen bekleidet waren, anmarschiert kam.

Die Predigt des Wortes Gottes beginnt gewöhnlich damit, daß man zunächst die Orte in der nächsten Umgebung der Station besucht, mit den Leuten, die man da auf der Straße oder in den Verandas ihrer Hütten sitzend trifft, eine Unterhaltung anfängt, ihnen sagt, wer man ist, zu welchem Zweck man gekommen, und sich nach ihrem und ihrer Kinder Befinden erkundigt. Gewöhnlich gibt's irgend eine Krankheit im Hause, man hilft dann sofort aus der Taschenapotheke oder ladet die Leute ein auf die Station zu kommen, um längere Zeit behandelt werden zu können. Auf diese Weise wird man mit den einzelnen Persönlichkeiten bekannt und befreundet, und die Möglichkeit einer Unterredung über religiöse Gegenstände ist gegeben. Ich unterließ nie, den Dorfältesten oder Dorfeigentümer aufzusuchen und mit ihm in ein gutes Einvernehmen zu kommen, um mir seinen Einfluß zu sichern. Ich habe dabei manch wundersame Bekanntschaft gemacht und unerschöpfliches Material zu den originellsten und eigenartigsten Charakter- und Seelen-Studien gefunden. Daß zu einem solchen intimen Verkehr, dessen Endziel die Beeinflussung des innersten Geisteslebens der Leute ist, eine ganz besondere Begabung notwendig ist, brauche ich kaum zu erwähnen. Es gehört dazu eine herzgewinnende Leutseligkeit, die Befähigung, sich ganz und gar auf den Standpunkt des Hindu, Mohammedaner, Kol usw. stellen zu können, die Sachen mit *seinen* Augen anzusehn und zu denken, wie er denkt, dabei keinen Augenblick zu vergessen, daß man beeinflussen, heben, veredeln, kurz *bekehren* will. Es gehört dazu eine große Sprachbegabung, außerordentliche Belesenheit in den Schriften der Hindu,

dem Koran und vollständiges Zu-Hause-Sein in den Sagen, Volksliedern und Sitten der Ureinwohner. Ich fand immer, daß ich auf einen gebildeten Hindu oder Mohammedaner den tiefsten Eindruck machte, wenn ich bei Gesprächen über Religion ein von ihm angezogenes Zitat aus seinen heiligen Schriften sofort aufgriff und vollendete; es ist das beste Mittel, den Gegner stumm zu machen und fast zu zwingen, das zu hören, was man ihm zu sagen beabsichtigt.

Zur Predigt des Wortes Gottes im allgemeinen suchte man früher mit Vorliebe die Bazare auf, das sind die größeren Wochenmärkte, die in jedem anständigen Orte an bestimmten Tagen abgehalten werden, und auf denen man allerhand Volk aus allen Kasten antrifft. Gewöhnlich werden diese Bazare auf dem freien Platze vor der Polizeistation des Ortes gehalten, nicht etwa weil die Käufer und Verkäufer besonderer polizeilicher Aufsicht bedürften, sondern weil der Platz am meisten Raum bietet. Die Polizisten sind alle soldatisch gedrillt und tragen eine europäisch zugeschnittene Uniform als Paradeanzug, ihre „undress“ Uniform besteht aus einem lose sitzenden Rock und dem indischen Lendenkleid (Dhoti). Selbstverständlich tragen sie alle den Turban, zur Parade aus feinem gestreiftem Zeug, für den Alltagsgebrauch aus einem einfachen Stück Baumwollenstoff zusammengedreht. Heutzutage gibt es unter diesen Polizisten viele Christen, ja man macht die letzteren gern zu Sergeanten u. dergl., weil sie im Dienst gewissenhaft sind und einen guten Einfluß in moralischer Hinsicht auf die Mannschaften ausüben.

Die zum Kauf ausgelegten Artikel bestehen in kleineren Orten vorzüglich aus Lebensmitteln, Reis, Bananen, Yams, ghi (geschmolzene Butter), Salz, Tabak usw., welche auf einfachen Handwagen abgewogen werden. Der weiße

Gegenstand, mit welchem auf unserm Bazarbilde der im Vordergrund sitzende Händler die Hälfte seiner Wagschale angefüllt hat, ist Tschiura, das sind leicht geröstete Reiskörner, die besonders als Nahrung auf Reisen sehr beliebt sind, weil sie leicht im Gewicht und sehr nahrhaft sind. Die kleinen knollenartigen Wurzeln in der Wagschale seines Nachbarn sind Adrak, eine Frucht, die zu den wichtigsten Zutaten des in Indien soviel genannten Carrie [1]) gehört.

Die Veranda der Polizeistation bildet für den von Ort zu Ort wandernden Missionar gewöhnlich eine Art Absteigequartier und Empfangszimmer. Hier läßt er im Regenwetter seinen Palki unterstellen, bis die neuen Träger zusammengerufen sind; an die Pfosten der Veranda bindet er sein Pferd, um im schattigen Hintergrunde Kühlung und Schutz vor der brennenden Mittagssonne zu suchen. Wie oft habe ich in diesen Polizeistationen übernachtet und auf den Feuerlöchern in der Herdecke meine Mahlzeit zubereiten lassen, und wie oft in der Veranda oder von derselben aus den Eingeborenen gepredigt, die an Bazartagen gern unter den herabhängenden Dächern der Häuser ihre Waren auslegen, um der Sonne zu entgehen, denn in Bengalen ist sie heiß, sehr heiß!

Jetzt haben die Missionare auf den Bazarplätzen größerer Orte Predigthallen oder Schulhäuser errichtet, in denen sie den Heiden das Evangelium verkündigen oder mit Leuten, welche wißbegieriger sind, Gespräche über Religion, Erziehung und die tausenderlei Gegenstände halten, über welche der Eingeborene den Missionar zu befragen wünscht.

Während ich so das Räderwerk der Mission wieder in

---

[1]) Carrie und Reis ist, sozusagen, indisches Nationalgericht.

Gang zu bringen suchte, war der Wiederaufbau der Wohnungen mit aller Energie betrieben worden. Ich fand aber bald, daß die Wiederherstellung der ganzen Station bei dem hin und her schwankenden Bestand des Baufonds vorderhand unmöglich war. Ich mußte mich deshalb zunächst darauf beschränken, einen Teil des Wohnhauses, die Kapelle, das Schulhaus, die Küche und das Stallgebäude in brauchbaren Zustand zu versetzen und das übrige nach und nach, je nachdem sich die Mittel fanden, wieder herzurichten.

Darüber waren die kalte und die heiße Zeit vergangen, leider nicht, ohne uns mit schwerer Krankheit heimzusuchen. Das ungesunde Wasser, welches wir lange Zeit trinken mußten, die malarischen Ausdünstungen, der die Station umgebenden sumpfigen Reisfelder, der ungenügende Schutz, welchen die Gebäude uns gewährten, und andere Ursachen brachten uns wiederholte Anfälle von Malariafieber, an denen besonders die Kinder schwer daniederlagen, und wenn der Gesundheitszustand der Station schon in den trockenen Jahreszeiten ein so unbefriedigender war, wie würde er erst in der Regenzeit sein, wo es tage- und nächtelang ohne Aufhören gießt, wo man infolge der angeschwollenen Flüsse und Bäche oft lange Zeit von allem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen ist! Mit banger Sorge sahen wir derselben entgegen. Sie tritt mit ziemlicher Regelmäßigkeit zwischen dem 20.—25. Juni ein. Die ungeheure Hitze, welche seit Ende Februar und Anfang März die Luft erfüllt und das Gras versengt hat, wird immer drückender, von Tag zu Tag unerträglicher. Die heißen Winde, welche, vom Nordwesten kommend, von 9 Uhr morgens bis 5 Uhr abends mit ihrem Gluthauch alles erfüllen, dringen bis in die innersten Räume der Häuser und würden dem Europäer das Ver-

weilen in denselben ganz unmöglich machen, wenn man nicht durch die Tag und Nacht in Bewegung erhaltenen großen Pankas die Atmosphäre etwas abkühlen könnte oder durch die mit Wasser getränkten kaskas[1]) die Luft feucht machte. Die ganze Natur, Mensch und Tier leidet, und lechzt nach Regen.

Endlich verdichtet sich die Luft. Die roten Färbungen am westlichen Horizont werden immer dunkler. Einzelne Windstöße bewegen die bleischwere Atmosphäre. Der bisher wolkenlose Himmel fängt allmählich an, sich mit zusammengeballten Dunstmassen zu bedecken. Stärkere Windstöße schieben — jagen — sie durcheinander. Von Tag zu Tag häufen sich die Anzeichen eines kommenden gewaltigen Naturereignisses. Der ganze Himmel glüht endlich in dunkelrotem Feuer, durch das die schwarzen Wolken gespenstig fahren. Da zuckt der erste Blitz! Ich reite eben von einem benachbarten Dorfe, wo ich einen kranken Schulknaben besucht habe, nach Hause. Mein Pony weiß so gut wie ich, was jetzt kommt. Er legt die Ohren glatt an den Kopf, nimmt die Zügel zwischen die Zähne und schießt wie ein Pfeil auf dem schmalen Pfade am Reisfeld entlang.

Ein zweiter blendender Blitzstrahl fährt hernieder. Er schlägt auf die Felsmassen des Bergkegels, welcher sich im Osten der Station erhebt und zerschellt in neue Blitze. Die Feuerpfeile schießen von Fels zu Fels, in der mit Elektrizität gefüllten Bergluft immer neue Nahrung findend. Der ganze Berg steht in Flammen. Das ist kein Donnern mehr, das ist ein Krachen wie aus tausend

---

[1]) Aus Graswurzeln gefertigte Türvorsetzer, welche man mit Wasser begießt, um die durch sie in das Zimmer dringende Luft abzukühlen.

Feuerschlünden, der Boden bebt und wankt. Der zum Orkan gewordene Sturm treibt neue Gewittermassen herauf. Gewitter prallt an Gewitter. Die riesigen Funken, im endlosen Zickzack umhergeschleudert, springen von Wolke zu Wolke. Der Sturm wütet mit elementarer Gewalt. Abgebrochene Baumäste versperren den Weg. Mein Pony setzt darüber hinweg. Herabgerissene Strohdächer wirbeln zerzaust durch die Luft. Eine ungeheure Staubwolke rollt in meilenweiter Ausdehnung über die Gegend. Sie vermischt sich mit den herabhängenden Wolken. Ein tosendes Prasseln umrauscht uns. Es regnet. — Der Regen stürzt nicht in Tropfen, sondern buchstäblich in Strömen herab. Ein letzter Satz über den Graben. Ich bin in der Station. Der Pony und ich stehen am ganzen Körper bebend in der Veranda des Hauses.

Es regnet Tag und Nacht. Zuerst noch mit wütendem Ungestüm. Die Elemente beruhigen sich mit der Zeit. Das köstliche Naß fällt mit ruhigem Geplätscher und tränkt die dürre, von der Hitze geborstene Erde. Gras und Kraut keimt in nicht zu bändigender Fülle empor. In acht Tagen bedeckt ein smaragdgrüner Teppich die Fluren. Der indische Frühling ist gekommen. —

Mit ihm kommt viel Freude, denn alles atmet auf, aber auch viel Leid, denn die Regenzeit ist die Zeit der Krankheiten. Fieber, Cholera und Ruhr treten besonders in den volkreichen Eingeborenenvierteln größerer Orte mit verheerender Wirkung auf. Auch uns brachte sie ein erschütterndes Ereignis. —

Wenn die ersten Wolkenmassen heruntergestürzt sind, dann hört es einige Tage auf zu regnen. Die heiße Erde, getränkt von den Fluten, erzeugt ungeheure Massen von Dunst und Dampf, welche sich unter der brennenden Sonne wieder in Gewitterwolken zusammenballen und sich

hie und da entladen und oft mehr wirklichen Schaden anrichten als der oben beschriebene erste Gewitterausbruch. Die Luft war wieder recht schwül geworden. Ich hatte von der Station aus bemerkt, daß an den östlichen Bergzügen entlang vereinzelte Gewitter niedergegangen waren. Auch wir waren von einem derselben gestreift worden. Glücklicherweise hatten wir jetzt den westlichen Teil des Wohnhauses soweit wiederhergestellt, daß wir in den Räumen gegen alle Unbill des Wetters geschützt waren. So saßen wir an einem heißen Nachmittag in unserer Wohnstube, ich lesend am Mitteltisch vor dem Kamin; meine Frau mit dem kleineren Knaben rechts am Nähtisch mit Handarbeit beschäftigt, und die beiden älteren Mädchen links an der Klavierbank spielend. Der Knabe war von einem schweren Fieber wieder genesen und fing an sich wieder zu erholen. Wir waren froh und dankbar, daß wir alle wohlbehalten zusammen waren und nun auch ein schützendes Dach über uns hatten. Da — auf einmal — ertönt ein furchtbares Krachen — das Haus wankt — ich will aufspringen — ein Feuermeer erfüllt den Raum — ein betäubender Donnerschlag umdröhnt uns — ein brennender Druck, welcher den Schädel fast zerspringen macht, preßt auf den Kopf — Scheiben klirren, Holzsplitter fliegen umher — das Auge schließt sich vor der weißblendenden Helle — da ist's still.

Schwankend erhebe ich mich. Meine Frau und Kinder, noch halbbetäubt von der furchtbaren Katastrophe, kommen zu mir. Der Blitz hat in unser Haus, in die Stube, in der wir saßen, geschlagen. Er ist im Kamin heruntergefahren, vor dem ich saß, unmittelbar hinter mir ist die Verandentür in Splitter zerschmettert und durch den furchtbaren Luftdruck weit hinaus in den Garten geschleudert. Ich saß in der direkten Linie des

Blitzes, nach allen Naturgesetzen mußte der Strahl durch meinen Körper gehen, Gottes Engel stand vor mir und lenkte ihn zur rechten und zur linken Seite. Meine Lieben waren wie ich umgeben vom Feuer, und nicht ein Haar war an ihnen versengt. Die Betäubung wich — ich ging in das Nebenzimmer. Auch hier waren die Türen zerschmettert, und die Stücke lagen weithin im Hofe. Aus unserm Zimmer war der Blitz durch die zwei Fuß dicke, massive Mauer in die nebenliegende Kapelle gefahren, dort an einer Eisenstange, die er teilweise geschmolzen hatte, empor in den Dachstuhl gegangen, der mit Gras und Ziegeln gedeckt war. Die Ziegel lagen in Stücken umher, das Gras war nicht angebrannt! —

Der Schaden am Hause war bedeutend, und es dauerte lange, ehe wir den Schlag überwunden, aber wir lebten — lebten wie durch ein Wunder!

Das war unsere Feuertaufe auf der Station H.

Ein indischer Amtsrichter.

Ein zwölfstündiger Elefantenritt unter der tropischen Sonne Indiens ist keine Kleinigkeit! Wenn man auf einem jungen Tiere sitzt, dessen Glieder elastisch und behende sind, so kann man es allenfalls aushalten. Der Körper gewöhnt sich an den von Seite zu Seite wiegenden Gang des Tieres, sein geschmeidiger Tritt vermindert das Ruckartige der Bewegung. Hat man dazu noch ein gut gestopftes Reitkissen und einen kundigen Mahaut, der des Tieres Eigenheiten kennt, so kann ein Elefantenritt unter Umständen sogar ein Vergnügen werden. Der hohe Sitz auf dem gewaltigen, breiten Rücken hebt den Reiter über das üppig wuchernde Präriegras und Unterholz mit seiner feuchtqualmenden Hitze und läßt ihn eine frischere, bewegte Luft einatmen. Der sichere Tritt des Tieres, der auch bei den größten Schwierigkeiten des Geländes nie versagt, gibt seinem das Gefühl der Ruhe und des Geborgenseins auch im unwegsamsten Urwald, in den Wellen des reißendsten Stromes und in den Untiefen des zähesten Sumpfes. Die einfache Tatsache, daß man mit dem Lenken des Tieres nichts zu tun hat, denn das alles besorgt der Mahaut, läßt einem eine Freiheit der Bewegung des Körpers sowohl als auch der Gedanken, die, wenn man an lange Pferderitte auf schmalen und holperigen Wald- oder Bergpfaden gewöhnt gewesen ist, einen Elefantenritt sogar als eine sehr angenehme und genußreiche Abwechselung erscheinen läßt.

Ganz anders aber ist es, wenn man einen alten, 60—70jährigen Lastelefanten besteigen muß. Die biegsame Leichtigkeit der Glieder, des Rückgrats ist weg. Die säulenartigen Beine stampfen steif mit dumpfem Stoß den Boden, das gewaltige Gerippe des Riesentieres bewegt sich ruckweise auf und ab, und jeder Stoß und jeder Ruck dröhnt durch den Körper des Reiters und erschüttert Knochen, Muskeln und alles, was drum und dran hängt, derartig, daß man nach der ersten Stunde auch beim heldenhaftesten Mute den Schmerz nicht mehr verbeißen kann und absteigen muß, um dem entsetzlich durchschüttelten Körper die nötige Erholung zu geben. Nach einer halben Stunde steigt man wieder auf, und nach und nach gewöhnt man sich auch an diese Art des Reisens, etwa wie man mit der Zeit sogar die Seekrankheit überwindet und auf einem atlantischen Ozeandampfer gerade gehen lernt.

Heut war's nun glücklicherweise nicht so schlimm. Ich hatte mich schon längst an das Elefantenreiten gewöhnt, konnte mich mit turnerischer Eleganz auch ohne Leiter auf den hohen Rücken des niederknienden Kolosses schwingen und verlor meinen Sitz nie, mochten die Flußufer, die das Tier hinab und hinauf zu klettern hatte, noch so steil und schlüpfrig sein, und die armstarken Ranken der Schlinggewächse und Lianen im Urwalde mich jeden Augenblick in ihre dornenvolle Umarmung zu ziehen drohen. Zudem trug mich heute mein Reitelefant Moti, ein prachtvolles, junges Tier von acht Jahren, dessen Gelenke mit sprungfederhafter Elastizität arbeiteten, auf dessen Rücken man ein Kind in den Schlummer wiegen konnte. Mit spielender Leichtigkeit überwindet er alle Hindernisse des Bodens, sei es Steinblock oder Wurzel, und es macht ihm Vergnügen, dabei noch einen saftigen Grasbüschel oder ein delikates Bananenblatt am Wege abzupflücken,

und während er den ersteren als Leckerbissen mit seinen mächtigen Kiefern zermalmt, sich mit dem letzteren mit graziöser Rüsselschwenkung die Moskitos von der Stirn zu wedeln, wobei er behaglich grunzt, und dann und wann einen Rüssel voll Speichel aus dem Rachen nimmt, um sich damit den von der Hitze glühenden Leib zu bespritzen, aber: „Mail!" (Schmutz) sagt der Mahaut, und gehorsam senkt sich der Rüssel, das heiße Tier versagt sich das Labsal, damit es mich nicht bespritze.

Aber wie gesagt, zwölf Stunden unter indischer Sonne traben, das macht endlich auch einen Elefanten mürbe, und mit großer Befriedigung, aber sichtlich langsamer werdendem Tempo nähern wir uns der letzten Waldstrecke, die uns noch von unsrer Station trennt.

„Wir" sind Dr. Skipton, unser Stationsarzt, und ich. In einem sechs Stunden entfernten Dorfe an der Mündung des Kokila in den Brahmaputra ist die Cholera ausgebrochen. Sie ist durch Kulis aus den untern Provinzen Bengalens eingeschleppt worden. Gestern abend hat uns unser Postbote die Schreckenskunde gebracht, und wir haben uns heute früh sofort auf den Weg gemacht, um Hilfe zu leisten und die möglichst besten Vorkehrungen gegen ein Weitergreifen der tödlichen Plage zu treffen.

In dem Dorfe sind keine Christen, aber man kennt uns gut. Schon mancher christliche Traktat und Teile der Heiligen Schrift sind auch hier verteilt worden, und die Leute wissen, daß wir wirklich ihre Freunde sind.

Der Doktor hat seinen Medizin-Kasten hinter sich auf das Reitkissen geschnallt und macht nun den ausgiebigsten Gebrauch von seinem Inhalt.

Der Mosadar (Dorfbesitzer), bei dem wir zuerst vorsprachen, meldet, daß bis jetzt fünf Erkrankungen stattgefunden haben. Er führt uns selbst zu den Häusern.

Skipton untersucht die Kranken. Bei zweien ist schon der Kräfteverfall eingetreten, sie sind nicht mehr zu retten. Die andern, bei denen die Krankheit erst in den Anfängen ist, können durchkommen.

Der Goshain (Dorfpriester) wird gerufen und nebst dem Mosadar für die Durchführung der angeordneten Vorsichtsmaßregeln verantwortlich gemacht.

Wir bleiben über Mittag im Ort. Der Mosadar läßt es sich nicht nehmen, uns in seinem Hause zu bewirten, d. h. uns in der Veranda desselben eine Mahlzeit auftragen zu lassen, die aus Reiskarry, gebratenem Fisch, den der nahe vorbeirauschende Brahmaputra in vorzüglicher Güte liefert, ausgezeichnetem Tee, der hier massenhaft gebaut wird, und Früchten besteht.

Während der Doktor die Kranken noch einmal besucht und die letzten Verordnungen gibt, rede ich zu den Umstehenden von dem einen, das not tut, und die Nähe des furchtbaren Feindes, der in Indien das blühendste Leben in 6—8 Stunden vernichten kann, leiht meinen Worten besondere Bedeutung; sie fallen vielleicht tiefer in die Herzen, als es unter gewöhnlichen Umständen der Fall gewesen sein dürfte, denn die Ahoms sind stolze Leute, die sich auf ihren hohen Bildungsgrad und ihre Herkunft nicht wenig zu gut tun. Es ist zwei Uhr nachmittags. Der Mosadar schickt nach unsern Elefanten, die mittlerweile im Schatten der riesigen Mango-Bäume ausgeruht und eine Menge Zuckerrohr und Bananen, die ihnen die Dorfleute aus Dankbarkeit für unser Kommen geschenkt, vertilgt haben. Unternehmungslustig schlenkern sie die Rüssel, denn sie wissen ganz gut, daß es jetzt nach Hause geht.

„Baith!" (knie nieder) befehlen die Mahauts. Die Riesentiere lassen sich mit tiefem Schnaufen auf ihre Knie-

gelenke nieder (mit den Vorderfüßen nach außen). Wir schwingen uns mit kräftigem Ruck hinauf, und „chal!" (marsch) heißt das letzte Kommando.

„Vergessen Sie also nicht, Mosadar, mir morgen in aller Frühe einen expressen Boten mit Nachricht über jeden einzelnen Kranken zu senden," ruft Skipton noch warnend dem Dorfbesitzer zu.

„Baru, baru, Sahib," [1]) ist die mit einer unterwürfigen Verbeugung begleitete Antwort, und unter den allseitigen Salams der Dorfbewohner reiten wir dem Kamarbandhali, der großen, dammartig aufgeworfenen Straße zu, welche den Landungsplatz am Brahmaputra mit dem Innern des Landes verbindet, und an der auch unsre Station liegt.

„Ich hoffe, wir werden den Ausbruch auf Tschuagi (das erwähnte Dorf) beschränken können, es liegt einsam und ist von zwei Flüssen begrenzt," meint der Doktor nachdenklich.

Ich stimme dem bei, denn es ist Tatsache, daß bei der spärlichen Bevölkerung Ober-Burmahs, wo die Ortschaften weit auseinander liegen und durch große Waldstrecken voneinander getrennt sind, die Ansteckungsgefahr bei epidemischen Krankheiten eine geringe ist. Besonders aber wirken die vielen Flüsse als Ableiter. Nicht weniger als 60 Flüsse ergießen sich in diesem Teile des Landes in den Brahmaputra, und jeder von ihnen erzeugt seine eigene Luftströmung, welche die rings umher in den Wäldern und Sümpfen entstehenden Dünste durchschneidet und die pestartigen Ausdünstungen, welche sonst erstickend auf den Niederungen liegen würden, ventiliert und so gleichsam als Abzugskanal für dieselben dient.

---

[1]) Gut, gut, Herr.

Die Sonne ging zur Rüste, als wir den Wald erreichten. Erleichtert atmeten wir und unsre Tiere auf. Die Hitze in Indien ist oft so maßlos, daß sie jeder Beschreibung spottet und man sich wundern muß, wie sie überhaupt ein Europäer aushalten kann. Kühler Schatten umgab uns. Erquickender Lufthauch streifte über unsre heißen Gesichter und die von dem grellen Sonnenlicht draußen geblendeten Augen. Das Landschaftsbild um uns herum war bezaubernd schön. Hinter uns die von den leuchtenden Strahlen des glutrot hinabsinkenden Sonnenballs in allen Schattierungen des saftigsten Grüns farbig schillernden Reisfelder, rechts über den Gipfeln emporragend die in den blauen Äther steigenden Berge von Numalighar, links die steil zerklüfteten Höhen des Naga-Gebirges von den Strahlen der untergehenden Sonne feuerfarben beleuchtet. Vor uns dichter Wald, dessen dunkle Pfade uns jetzt aufnahmen. Wir mochten etwa eine halbe Stunde geritten sein, als unsre Tiere plötzlich unruhig wurden. Moti schlug mit den großen Ohren an die nackten Beine des vor mir auf seinem Nacken sitzenden Mahauts und stieß den trompetentonartigen Schrei aus, der die Witterung eines andern Elefanten anzeigt. Fast zu gleicher Zeit trompetete auch des Doktors Elefant.

„Dschangli hathi hoga“ (Es werden wilde Elefanten sein), meinte mein Treiber.

Der obere Teil von Burmah war zu jener Zeit noch reich an wilden Elefanten, welche einzeln oder in Herden umherstreiften und des Nachts in den Reisfeldern großen Schaden anrichteten. Andrerseits waren diese Tiere ein großer Segen für das Land, denn ohne ihre Hülfe wäre ein Reisen oder überhaupt ein Verkehr im Innern desselben ganz unmöglich gewesen. Die damals noch un-

geheuren Waldungen, die meilenweiten Pothars (große Sümpfe oder mit Wasser bedeckten Niederungen), die breiten und oft reißenden Ströme waren für Pferde unpassierbar, nur der Elefant konnte sie überwältigen. Man fing die jungen Tiere, zähmte und schulte sie, so daß sie mit 5—6 Jahren geritten werden konnten.

Unsere Tiere hatten also jetzt die Nähe von Kameraden im Walde gewittert und sie begrüßt. Ein Gebrüll, das aus unsrer Wegrichtung zurückschallte, erwiderte sofort den Gruß.

Nun ist es durchaus nicht angenehm, mit einer Herde wilder Elefanten im Walde und im Dunkeln zusammenzutreffen. Die Mahauts hielten daher unsre Tiere an, um aus dem Krachen der Zweige, dem Stampfen und Schnaufen, mit dem sich eine solche Herde weithin bemerkbar macht, zu schließen, in welcher Richtung sie sich bewegte. Zu unsrer Überraschung hörten wir jedoch von alledem nichts, sondern nur das leise Quietschen und Rumpeln von Wagenrädern.

Vorwärts also.

Nach einigen Minuten sahen wir Fackelschein durch die Zweige leuchten und entdeckten nun vor uns ein von einem kleinen Elefanten gezogenes zweirädriges Gefährt, das von einer Leinwanddecke überdacht war, so daß man nicht sehen konnte, wer darin saß. Vor demselben ritt ein Eingeborener auf einem großen Elefanten. Die Treiber beider Tiere trugen je eine Fackel in der Linken, während ihre Rechte den Ankus [1]) schwenkte. Der Eingeborene, der seiner reichen Tracht nach ein vornehmer Mann sein mußte, hielt eine Doppelbüchse schußfertig vor sich quer über das Reitkissen gelegt, und sein Mahaut hatte eine zweite

[1]) Eiserner Haken mit Stachel, zum Treiben der Tiere.

Büchse, deren Läufe im grellen Fackelschein bedeutsam glänzten, über seinen Rücken geschlungen. Eben wollte ich meinen Mahaut fragen, ob er den Reiter kenne, als der Doktor und die beiden Treiber wie aus einem Munde riefen:

„Amin hai!“ (Es ist der Amin.) [1])

Es war der Sadder Amin (Amtsrichter) von Golaghat.

Ich hatte schon viel von dem Manne gehört, auch mittelbar in Prozeßsachen mit den Eingeborenen über Landangelegenheiten mit ihm durch meinen Advokaten zu tun gehabt, hatte aber noch nie eine Gelegenheit gefunden, ihn persönlich kennen zu lernen. Hier war sie. Wir hatten ihn in wenigen Sekunden eingeholt.

„Amin Bahadur (Richter Exzellenz), wie geht es Ihnen, noch so spät im Walde?“ begrüßte ihn Skipton, der ein alter Bekannter von ihm war. Er hatte jahrelang mit ihm zusammen in Golaghat gelebt und ihn stets auf seinen besonderen Wunsch in Krankheitsfällen behandelt.

Der Amin war sichtlich erfreut, den Doktor zu sehen, schüttelte ihm in echt europäischer Weise herzlich die Rechte, indem er einen fragenden Blick auf mich warf. Skipton stellte mich vor.

„Ah, Sie sind der Padri“ (Missionar), redete er mich in Assamesisch an und reichte auch mir die Hand.

„Jawohl, Exzellenz, und ich freue mich, so unerwartet das Vergnügen zu haben, Ihre Bekanntschaft zu machen. Darf ich zu Ihrer Linken reiten? Der Doktor reitet zu Ihrer Rechten, dann sind sie gegen die Tiger sicher und sparen Ihr Pulver“, sagte ich, indem ich lächelnd auf die schußfertige Büchse blickte.

---

[1]) Sprich Amin.

Der Amin hob sie in die Höhe, um ihre Mündung aus meiner Nähe zu bringen.

„Ja, diese Bestien sind eine schreckliche Plage; erst gestern meldete mir der Subadar (Polizeisergeant), daß der Menschenfresser [1]), der nun schon gegen vierzehn Tage in dieser Gegend umherstreift, wieder einen Dum (Mann aus der Fischerkaste), der im Kokila fischte, zerrissen hat."

Er erzählte uns nun, während wir langsam weiter ritten, daß er zur Untersuchung einer Kuliangelegenheit auf einer benachbarten Plantage gewesen, wo bei einer Schlägerei zwischen Bengali- und Katschari-Arbeitern ein Mann ums Leben gekommen sei, und nun noch den drei Stunden weiten Weg nach Golaghat zurücklegen wolle.

„Aber wollen Sie nicht bei uns übernachten?"

„Ich danke Ihnen, das geht leider nicht."

Als ich mich bei dieser unerwarteten Antwort zu ihm wandte, um mich nach dem Grunde derselben zu erkundigen, fing ich einen warnenden Blick des Doktors auf. Ich schwieg also.

„Ich darf die Herren überhaupt nicht aufhalten, da ich nur langsam reiten kann," fuhr der Amin fort, „hoffe aber, Sie bald bei mir zu sehen; Doktor Sahib, bringen Sie ja bei Ihrem nächsten Besuch den Padri mit." Damit reichte er uns beiden verbindlich die Hand, und Skipton befahl unsern Mahauts, die Tiere wieder anzutreiben.

„Na, Skipton, Ihr Freund scheint eben nicht sehr höflich zu sein," wandte ich mich etwas verdutzt über diese ungewohnte Verabschiedung an den Doktor.

---

[1]) Spezialname der bengalischen Tiger, welche besonders gern Menschenfleisch fressen.

„Ja, wissen Sie denn nicht, warum er wünschte, daß wir vorausreiten sollten?" erwiderte dieser lachend.

„Nein," antwortete ich verwundert.

„In dem kleinen, verhängten Wagen, der ihm folgte, saß seine Frau, und solange wir neben ihm ritten, verbot es ihm der Anstand, sich um sie zu bekümmern. Außerdem würden wir tatsächlich unsre Heimkunft um eine Stunde verzögert haben, wenn wir so langsam weiter geritten wären."

„Ah, nun verstehe ich, — deswegen Ihr warnender Blick, als ich ihn einlud, die Nacht bei uns zu bleiben!"

„Natürlich, er konnte die Einladung doch nicht mit seiner Frau annehmen, und die indische Sitte verbot es ihm, Ihnen diesen Grund anzugeben."

Skipton entwarf mir nun ein Bild dieses Mannes, und da dasselbe wohl geeignet sein dürfte, einen tieferen Einblick in die Charakterzüge edler Hindus, und die schweren Seelenkämpfe zu gewähren, die solche Männer zu bestehen haben, wenn das Christentum mit seinen gewaltigen Forderungen an sie herantritt, so gebe ich es hier in kurzen Zügen wieder.

Der Amin gehörte eigentlich der Kshatri-Kaste an, und hätte also den Überlieferungen dieser Kaste gemäß ein Kriegerleben führen sollen. Da das aber im modernen Indien nichts andres bedeutet, als in die englisch-indische Armee eintreten und ohne Aussicht auf höhere Beförderung 20—25 Jahre zu dienen, so zogen es seine Eltern vor, ihn als Mukthyar [1]) ausbilden zu lassen. Da konnte er auch kämpfen, wenn nicht mit dem Schwert, so doch mit schlagfertiger Rede. Er besuchte erst Eingeborenen-Schulen, später eine Regierungsschule in Kalkutta und trat endlich

[1]) Advokat.

als Schreiber bei einem eingeborenen Advokaten in Dienst. Mit der Handhabung indischer Gesetze konnte er sich hier vollkommen vertraut machen. Aber er wollte höher hinaus. Als nach der schrecklichen Empörung 1857 und 1858 Indien ein fester Bestandteil des britischen Reichs geworden war und dieselbe Rechtspflege wie England erhielt, da legte sich der junge Advokat auf das Studium der englischen Rechte und bestand das Examen, welches zur Erlangung einer Stelle als Rechtsanwalt am Hauptgerichtshofe in der Hauptstadt erforderlich ist. Hier erregte er durch seine große Arbeitskraft, vor allem aber durch sein gerades, ehrliches Wesen die Aufmerksamkeit der englischen Richter. Er hielt sich grundsätzlich fern von all den schändlichen Schlichen als Rechtsverdrehung, Zeugen erkaufen und Meineide schwören lassen, wie sie in den niedern indischen Gerichtshöfen, wo nur eingeborene, heidnische Advokaten aburteilen, ganz gewöhnlich sind. Er erkannte bald, daß die überlieferte Rechtsprechung nach landesüblichem Brauch und altväterlicher Sitte in einem so ungeheuren Lande wie Indien mit seinen unzähligen, verschiedenen Stämmen und Kasten, seinen sich schroff gegenüberstehenden Nationalitäten und Religionen, die alle mehr oder weniger Gesetzvorschriften enthalten, undurchführbar sei, und daß nur ein Gesetz für das ganze Land und alle Völker desselben gelten dürfe. Er stellte sich also aus voller Überzeugung auf den Boden des englischen Gesetzes und wurde dadurch einer der brauchbarsten und tüchtigsten Beamten für die Regierung. Sein Avancement war schnell, und jetzt bekleidete er seit Jahren den höchsten Rang, welchen er als Eingeborener in seinem Beruf erreichen konnte, den Rang eines Sadder Amin, d. i. Präsident eines Bezirks-Gerichtshofs, also etwa, was wir Amtsrichter nennen. Außerdem hatte ihm der General-

Gouverneur von Indien in Anerkennung seiner Verdienste den Titel „Bahadur" gegeben, welcher für gewöhnlich nur Fürsten verliehen wird, und unserm Titel Exzellenz gleichkommt.

Wenn nun auch der „alte Sadder Amin," wie er von den Europäern allgemein genannt wurde, sich einer großen Beliebtheit bei den Engländern erfreute, so war der Haß, mit dem ihn seine Glaubensgenossen betrachteten, um so glühender. Als eingeborener Richter sollte er ihrer Meinung nach in den Streitigkeiten, besonders in Landangelegenheiten, ihre Partei gegen die Fremden nehmen; ob mit Recht oder Unrecht, darauf kam es ihnen nicht an. Wenn es ihnen schon ein Ärger war, daß sie nicht länger nach ihren eigenen überlieferten Gebräuchen, sondern nach dem ihnen aufgedrungenen Gesetzbuche der Ausländer gerichtet werden sollten, so erschien es ihnen geradezu als ein Verbrechen, wenn einer ihrer eigenen Richter noch dabei zugunsten der Fremden entschied (aus dem einfachen Grunde, weil das Recht in den meisten Fällen auf seiten der letzteren war). Die Eingeborenen haßten also den alten Herrn glühend und schreckten vor keinem Mittel zurück, ihn aus dem Wege zu schaffen. Zu verschiedenen Malen waren Versuche gemacht worden, ihn zu vergiften. Die Treue seines Dieners und die Wachsamkeit seiner Frau hatten dieselben bisher zu vereiteln gewußt. Es war aber endlich soweit gekommen, daß der Sadder Amin nichts mehr zu essen wagte, was nicht von seiner Frau zubereitet war. Das war der Grund, warum ihn dieselbe stets auf seinen amtlichen Reisen begleitete, denn es ist sonst nicht Sitte, daß indische Frauen ihren Männern auf Geschäftsreisen folgen. Deswegen sahen wir auch heut ihren kleinen Wagen, unter dessen schützender Leinwanddecke sie sich den Blicken der Vorübergehenden entzog. —

„Wie mag dieser Mann zum Christentum stehen?“ fragte ich Skipton. „Es ist doch unmöglich, daß ein so hoher Beamter, der soviel und oft mit Europäern verkehren muß, dem Christentum nicht näher getreten sein sollte. Außerdem kann ich mir nicht denken, daß ein Mann von so scharfem Verstande und so tiefem sittlichen Charakter noch ein strenggläubiger Hindu sein kann.“

„Das ist er auch nicht,“ erwiderte der Doktor, „und das ist noch ein andrer Hauptgrund, warum ihn die Eingeborenen so hassen. Ich habe oft über die christliche Religion mit ihm gesprochen. Schon während seines Aufenthalts in Kalkutta ist er oft mit Missionaren in Berührung gekommen. Er liest die Bibel englisch und assamesisch, und in seiner Bibliothek finden sich viele christliche Schriften.“

„Ob ihm die Frage seiner persönlichen Bekehrung nahe gelegt worden ist?“

„Gewiß, ich selbst habe das getan.“

„Nun und der Erfolg?“

Der Doktor zuckte mit den Achseln. „Der Amin hat sich mir gegenüber nie entscheidend darüber ausgesprochen, er sieht in mir nur den Arzt. Wenn Sie näher mit ihm bekannt werden, wird er Ihnen vielleicht sein Innerstes aufschließen; jedenfalls schließe ich aus dem warmen Ton seiner Einladung vorhin, daß er sich freuen wird, Sie nicht nur als Bekannten, sondern als Padri zu sehen. Soviel weiß ich, daß er den Götzendienst längst über Bord geworfen, und daß er die Brahmanen nicht mehr als Priester, sondern nur noch als Träger indischer Gelehrsamkeit achtet. Er verurteilt einen verbrecherischen Brahmanen ebensogut zu harter Gefängnisstrafe wie den gemeinsten Kuli; deswegen sind ihm auch die Brahmanen besonders feindlich gesinnt.“

Die Ankunft auf der Station machte unsrer Unterredung ein Ende.

Etwa vier Wochen nach dem eben beschriebenen Ritt kam Dr. Skipton eines Morgens mit einem Brief in der Hand in mein Haus:

„Eben schreibt mir der Sadder Amin durch einen Boten, daß er nicht wohl ist und mich zu konsultieren wünscht. Reiten Sie mit? Sie wissen, wie herzlich Sie der alte Herr eingeladen hat."

Mir schien dies allerdings eine höchst passende Gelegenheit, den schon längst gewünschten Besuch auszuführen.

„Aber werde ich nicht stören? Wenn der Amin krank ist, dann will er Sie haben und nicht mich."

„O, es ist nicht so schlimm. Er leidet an einem karbunkel-ähnlichen Ausbruch am Rücken, der zuzeiten bösartiger auftritt, und da er sich aus Furcht vor Vergiftung einem eingeborenen Doktor nicht anvertraut, so behandle ich ihn immer, wenn es not tut; kommen Sie mit."

Die Elefanten wurden also sogleich befohlen. Ein schnell eingenommenes Frühstück folgte, und nach einer halben Stunde trabten unsere Tiere, unternehmungslustig grunzend, mit uns zur Station hinaus. — Der Kokila und der Dhansiri-Fluß wurden glücklich durchschwommen. Ein großer, etwa vier englische Meilen breiter Sumpf wurde von den braven Tieren mühevoll durchwatet, und endlich hielten sie, erschöpft schnaufend, vor des Amins Wohnung. Ein Diener meldete, daß Se. Exzellenz ein Zelt für den Doktor Sahib im Garten aufgeschlagen habe und mich bitten lasse, ebenfalls daselbst abzusteigen und sein Gast zu sein; er würde sich freuen, mich nach der Konsultation zu sehen.

Ich fand den alten Herrn später in der Veranda auf einem Bambussessel ruhend. Er streckte mir freundlich die Hand entgegen und wiederholte seine Einladung, bis morgen sein Gast zu sein, da es ja zu spät sei, heute noch nach Hause zu reiten, Dr. Skipton habe auch versprochen, zu bleiben. Ich nahm unter diesen Umständen dankend an und erkundigte mich nach seinem Befinden.

„Das Leiden ist allerdings sehr schmerzhaft, es ist ein alter Schaden, aber ich hoffe, mit des Doktors Hilfe und Gottes Gnade in einigen Tagen wieder besser zu sein."

Der Amin sprach assamesisch, und die Worte: Ishwarar kripate (mit Gottes Gnade) hatten einen so anheimelnden Klang, daß ich sofort an sie anknüpfte.

„Verzeihen Sie, Exzellenz, wenn ich frage, welchen Gott Sie meinen. Sie wissen, ich bin Padri, die Frage hat also das größte Interesse für mich. Der Doktor hat die Güte gehabt, mir einiges aus Ihrem bewegten Leben zu erzählen, und nach seinen Mitteilungen zu schließen, kann ich unmöglich annehmen, daß Sie noch an die Götter Ihrer Landsleute glauben."

Ein Zug tiefen Ernstes legte sich auf die Mienen des Leidenden, als er sagte: „Das tue ich allerdings nicht; die Torheit des Götzendienstes ist mir längst klar geworden. Was Ihre Hauptfrage betrifft, so freue ich mich, daß Sie den Gegenstand berühren; ich habe so selten Gelegenheit, religiöse Fragen mit einem Europäer zu besprechen, und doch liegen mir dieselben sehr am Herzen. Ram, Krishna, Vishnu, Shiva usw. existieren für mich nicht mehr, aber wenn Sie die Geschichte unsrer Religion und Kultur studiert haben, so werden Sie ja wissen, daß der Gedanke eines einigen Gottes, eines Param Ischwar Gemeingut aller arischen Stämme war. Wenn auch im Lauf der Jahrtausende dieser monotheistische Glaube von

einem alle Grenzen der Vernunft überschreitenden Pantheismus überwuchert wurde, so finden Sie die Wurzeln desselben doch noch im innersten Herzen des orthodoxen Hindu. Lassen Sie einen Hindu der Jetztzeit in ein schweres Unglück fallen, und der Ruf: Ram, Ram, und andere Götternamen werden auf seinen bleichen Lippen ersterben, und in der Angst seines Herzens ruft er Bhagwan! das ist der alte Gott, unser aller Vater, den Sie predigen, und an den ich glaube."

Merkwürdigerweise hatte ich einige Tage vorher einen auffallenden Beweis der Richtigkeit dieser Behauptung auf meiner Station erlebt. Einige Fischer hatten die Prärie am andern Ufer des Kakadanga angezündet, um offenen Zugang zum Fluß zu haben. In kurzer Zeit wälzten sich die Flammen, die sich in einer Länge von fast einer englischen Meile ausgebreitet hatten, auf meine Station zu. Brennende Schilf- und Grasstücke wurden über den Fluß getrieben und sanken auf unsre Hütten nieder. Wir hatten sofort eine Kette gebildet, um Wasser aus dem Fluß zu bringen und die niederfallenden Brände zu löschen. Eine Zeitlang genügte dies; endlich aber schlugen die vom Winde gepeitschten Flammen über den Fluß herüber, und nun schien alle Hoffnung auf Rettung verloren. Nur das unmittelbare Eingreifen einer göttlichen Macht konnte hier noch helfen, und aus der entsetzten Menschenmasse, die mich umwogte, rang sich stöhnend der Schrei: Bhagwan, are Bhagwan! (Gott, o Gott, hilf!)

Ich erzählte das dem Amin.

„Sehen Sie! Das ist's" — erwiderte er, und mit einem freundlichen Lächeln mich anblickend, fuhr er fort: „nun werden Sie mich gewiß fragen wollen, warum ich nicht noch einen Schritt weiter gegangen und, nachdem

ich das Hindutum beiseite geworfen, das Christentum angenommen habe, nicht wahr?"

Ich gestehe, daß mich dies liebenswürdige Entgegenkommen vollständig überraschte. Selbstverständlich versicherte ich dem Amin, daß ich ihm für seine Mitteilungen über diesen Punkt herzlich dankbar sein würde.

„Die Schwierigkeiten sind derart," erwiderte der Amin, „daß sie ein Europäer kaum ganz verstehen kann. Ich habe bisher keinen gefunden, der imstande gewesen wäre, sich vollständig auf unsern Standpunkt zu stellen und von demselben aus die Frage unsres Christwerdens zu betrachten."

„Exzellenz sind oft mit Missionaren in Berührung gekommen?"

„Sehr oft, besonders während meines Aufenthalts in Kalkutta; aber ich würde es auch ohne dies für meine Pflicht gehalten haben, mich mit dem Christentum näher bekannt zu machen."

„Aus persönlichen Gründen?"

„Nein, zunächst aus sachlichen. Die Wissenschaft, die Politik und die Rechtspflege des Westens sind uns durch die Europäer aufgedrungen worden. Ich habe mich mehr als ein halbes Menschenalter mit ihnen beschäftigt, und was die letztere betrifft, mich ganz und gar zu ihr bekannt."

Ich konnte nicht umhin, den alten Herrn hier zu unterbrechen und ihm meine Bewunderung für die kühne Unparteilichkeit auszusprechen, mit der er sein Amt trotz der steten Anfeindung der Eingeborenen verwalte.

„Davon haben Sie also gehört?" — ein befriedigtes Lächeln spielte über das greise Gesicht — „Gott allein weiß, was es mich gekostet hat, und — ein schwerer, trauriger Seufzer entschlüpfte seinen Lippen — was es

mich noch kosten wird; Recht muß aber Recht bleiben. Doch um zu Ihrer Religion zurückzukehren, so hielt ich es, wie gesagt, für sachlich geboten, dieselbe einem eingehenden Studium zu unterziehen, erstens weil es die Religion unsrer „Herren" ist. Jeder verständige Untertan sollte doch wenigstens eine Vorstellung von der Religion seiner Obrigkeit haben; zweitens weil es für einen unparteiisch sein wollenden Richter unumgänglich notwendig ist, die religiösen Anschauungen der verschiedenen Parteien, die vor seinem Stuhl Gerechtigkeit suchen, zu kennen, da Rechtsstreitigkeiten sehr oft aus den verschiedenen Religionsgebräuchen der Prozeßführenden entspringen; endlich aber wünschte ich, das Christentum um seiner selbst willen näher kennen zu lernen."

„Sie fanden also doch, daß es an Ihre Person, an Ihr Gewissen, Ihr Herz Ansprüche machte?" fragte ich ihn gespannt.

„Zunächst nicht; ich wünschte es rein sachlich zu studieren. Ihre Religion erklärt unumwunden, daß sie aggressiv ist, sie will bekehren, sie will alle andern Religionen verdrängen, an ihre Stelle treten und sie ersetzen; sie beansprucht, eine Weltreligion zu sein, und verlangt als solche auch die Alleinherrschaft über die Geister in Indien. Eine Religion, die mit solchen Ansprüchen auftritt, deren Glaubenssätze und Lebensvorschriften von den gebildetsten und mächtigsten Nationen der Erde angenommen sind, und vor deren Gewalt sich Kaiser und Könige beugen, verdient denn doch, einem eingehenden Studium unterzogen zu werden."

„Und darf ich fragen, welches das Ergebnis Ihrer Untersuchungen war? Hat die Macht dieser weltüberwindenden Religion nicht auch Sie gepackt und Ihnen die innere Zustimmung, den Glauben, abgerungen?"

„Ich bekenne, daß sie das getan hat. Ich habe Ihre Bibel eingehend studiert, ich tue es noch — sehen Sie da — meine englische Bibel — hier eine sehr gute assamesische Übersetzung — dieses ganze Bücherbrett enthält Auslegungen, theologische und philosophische Abhandlungen — auch Missionsschriften finden Sie da — schon seit Jahren bin ich zu der Überzeugung durchgedrungen, daß das Christentum die beste Religion ist, die wir auf diesem Erdball haben."

„Die beste!? Sie meinen, die einzig richtige, die allein wahre!"

„Von Ihrem Standpunkt aus würde ich vielleicht so gesagt haben, denn Sie sind als Christ geboren, ich aber trat als Nichtchrist an Ihre Religion heran, und meine Aufgabe war es, zu prüfen, zu vergleichen. Die christliche Religion ist ja nicht die einzige, die behauptet, die wahre zu sein, jede andre Religion tut das auch. Es kommt also darauf an, sie erstens auf ihren geschichtlichen, und dann auf ihren inneren Wert zu prüfen. Was die rein geschichtlichen Beweise der Echtheit des Christentums betrifft, so werden Sie selbst zugeben, daß sie verhältnismäßig gering sind. Schon sein jüngeres Alter, wenn mit dem des Hinduismus und des Buddhismus verglichen, spricht bei uns nicht zu seinen Gunsten."

„Ja, aber wir lehren doch auch nicht, daß das Christentum erst mit Christo anfängt; seine Uranfänge sind so alt wie der Sündenfall, bei dem die erste Verheißung der Heilandsaussendung gegeben wurde," unterbrach ich den Amin. „Wenn Sie die geschichtliche Grundlage unserer Religion untersuchen wollen, so müssen Sie durch die Geschichte der Israeliten hindurch bis zum Anfang aller Geschichte zurückgehen."

„Das habe ich in religionsgeschichtlichen Werken gelesen und durch die Lektüre Ihres Alten Testaments bestätigt gefunden. Die Hauptfrage bleibt aber natürlich die des innern Werts, die göttliche Bezeugung einer Religion, und da muß ich gestehen, daß die Ihrige auch den höchsten Anforderungen gerecht wird."

„Welche Anforderungen stellen Sie an eine Religion, wenn sie in Ihren Augen echt sein soll?" fragte ich gespannt.

„Nun, wir haben ja keine uns von Anfang an gegebene Liste von bestimmten Eigenschaften, nach der wir eine Religion auf ihre Echtheit hin prüfen könnten, aber für mich war das auch nicht nötig. Meiner Ansicht nach muß eine Religion, die behauptet, das Wesen Gottes zu offenbaren und dies tut, indem sie lehrt, daß Gott Geist ist, selbst durchaus geistiger Natur sein."

„Nun, und das ist das Christentum, nicht wahr?" rief ich freudig aufatmend.

„Allerdings", erwiderte der Amin verbindlich, „Christus hat seiner Religion das Siegel ewiger Wahrheit und göttlicher Echtheit mit dem einen Wort aufgedrückt: Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Es ist die rein geistige Natur der Christenreligion, in der ich ihre Echtheit und erlösende Kraft gefunden habe, und seitdem bin ich im Herzen auch ein Christ."

„Warum nun nicht es auch äußerlich bekennen?" fragte ich stürmisch.

„Mein lieber Mr. Flex, Sie wissen nicht, was Sie fragen," erwiderte der Amin langsam und schwer aufseufzend.

„O, Exzellenz, meine Frage sollte Sie nicht aufregen, Sie müssen sich schonen. Dr. Skipton wird mich schelten, daß ich so lange bei Ihnen geblieben."

Ich erhob mich.

„Noch einige Augenblicke, bitte", beschwichtigte der Amin. „Es ist mir lieb, einmal Gelegenheit zu haben, mich zu einem Padri über dies Relgionsthema auszusprechen. Ich weiß, daß mein Nichtübertritt zum Christentum bei den Europäern hier, die mich in meiner amtlichen Tätigkeit kennen gelernt, Verwunderung erregt hat, und es liegt mir daran, meine Beweggründe klar zu legen. Sie als Missionar werden dieselben am besten verstehen und, wenn Sie Gelegenheit haben, meine europäischen Kollegen über dieselben aufklären können."

Ich versprach das natürlich sofort.

„Sehen Sie," fuhr nun der Amin fort, „mein Übertritt zum Christentum würde mir als die grausamste Selbstsucht erscheinen. Ich stehe nicht allein in der Welt. Ich habe eine Frau, die ich liebe, deren unausgesetzter Wachsamkeit und aufopfernder Fürsorge ich mehr als einmal mein Leben zu verdanken hatte. Ich bin ihr Alles. Ich habe Kinder — eine weitverzweigte Verwandtschaft — vielen von ihnen bin ich Vater und Versorger — ich bin das Haupt unsrer ganzen Familie. Sie wissen, wie unbeschreiblich fest die Bande der Blutsverwandtschaft bei uns sind, sie gelten für heilig, für unantastbar. Und diese Bande sollte ich zerreißen! Ich sollte meine Frau, die für mich lebt, verlassen! Sie würde sich vor Gram töten. Der Gedanke ist unfaßbar. Meinen Kindern soll ich den Vater nehmen, sie dem Elend preisgeben! Meine Verwandten, die von mir leben, soll ich ihres Versorgers berauben! Ich, zu dem sie alle aufblicken wie zu einem Gott, soll ein Ausgestoßener werden und Schmach und Schande über sie bringen! Ich soll Seelen, die mir mein ganzes Lebenlang nur Gutes und Liebes erwiesen, die mit unverbrüchlicher Treue an mir hängen, so namenlos elend

machen, um die Genugtuung zu haben, mich öffentlich als Christ zu bekennen. Es wäre die schwärzeste Undankbarkeit, wenn ich nur um meine religiöse Überzeugung der Menge, die sie gar nicht versteht, kundzutun, alle meine Angehörigen in endloses Unglück stürzen wollte."

Der Amin hielt tief bewegt inne.

„Und was würden die Leute des ganzen Amtskreises, der mir unterstellt ist, sagen, wenn sie hörten, daß ich Christ geworden! Die Tausende und aber Tausende von Hindu, Mohammedanern, Dshains und anderen, die zu mir kommen als ihrem Richter, würden sich mit Abscheu von mir wenden, keiner von ihnen würde Gerechtigkeit bei einem Ausgestoßenen suchen. Meine ganze Amtstätigkeit wäre vorbei, mein Leben hier unmöglich."

„Lassen Sie uns abbrechen, Exzellenz," rief ich, „Sie dürfen sich nicht aufregen. Ah, da kommt Dr. Skipton, gestatten Sie, daß ich Sie jetzt verlasse."

Der Doktor, welcher in der nahe gelegenen Apotheke eigenhändig einige Arzneien für den Amin bereitet hatte, kehrte jetzt mit denselben zurück.

„Noch einen Augenblick, Doktor," bat der Amin, „was ich jetzt noch zu sagen habe, das können Sie auch hören."

„Ihre Religion lehrt," — sich zu mir wendend — „daß die Taufe die Tür zur christlichen Gemeinschaft ist. Was ist nun diese christliche Gemeinschaft, in welche mich die Taufe führen würde? Sie predigen von einer allgemeinen christlichen Kirche! Wo ist sie? Christus hat ohne Zweifel eine Weltreligion gründen wollen, die durch eine Kirche dargestellt werden sollte, in welche die Taufe einführt. Wo ist diese eine Kirche? Selbst wenn die für mich unüberwindbaren Schwierigkeiten, die ich soeben in Beziehung auf meine Angehörigen und mein Amt

erwähnte, nicht vorhanden und ich bereit wäre, meine Überzeugung von der Wahrheit des Christentums öffentlich durch die Annahme der Taufe zu bestätigen, so würde ich es doch nicht tun, weil die Taufe mich tatsächlich nur zum Anhänger einer Ihrer unzähligen sogenannten Kirchen oder Sekten machen würde. Von wem soll ich mich taufen lassen? Ich will Christ sein, aber nicht Baptist, Methodist usw. Geben Sie uns die von Christus gewollte einige Kirche, und können Sie das nicht, so geben Sie uns wenigstens eine nationale Kirche, aber verlangen Sie nicht, daß ich mein Volk, mein eigenes Fleisch und Blut, mein Amt, ja vielleicht mein Leben dahingeben soll, um mich zum Bischöflichen, Freikirchler, Presbyterianer u. dgl. machen zu lassen. Ich weiß wohl, daß Christus sagt: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden." Nun, den Glauben habe ich, und wenn ich die Taufe nicht suche, so ist das die Schuld Ihres modernen Christentums, dessen Vertreter uneinig unter sich selbst sind."

Der Amin war so erschöpft, daß er nicht weiter sprechen konnte. Mit tiefem Weh im Herzen stand ich auf, um mich zu verabschieden. Meiner herzlichen Einladung, mich zu besuchen, wenn er durch meine Station käme, versprach er, Folge zu leisten, wenn er gesund sei.

Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Als wir am nächsten Morgen wegritten, sagte mir Skipton, der ihn noch einmal gesehen, er sei zu schwach, um Besuch anzunehmen. Etwa vierzehn Tage später brachte unser Postbote die Trauernachricht: „Sadder Amin mar gaya" (Der Sadder Amin ist tot).

Ein Missionsausflug am Brahmaputr.

Der Brahmaputr ist dem europäischen Reisenden weniger bekannt als der Ganges. Umwoben von Sagen, verherrlicht in Liedern von den Dichtern Indiens und Europas, gepriesen als der schönste Strom des alten Hindusthan, angebetet als die alle Sünden vergebende Göttin Ganga-Mai,[1]) nimmt der letztere auch heute noch in der Phantasie und dem religiösen Kultus der Hindu die höchste Stelle ein. Trotzdem die Zivilisation des Westens und das Christentum die Bollwerke indischen Aberglaubens und Götzendienstes mit unwiderstehlicher Macht unterminieren und Licht und Aufklärung in alle Schichten der ungeheuren Volksmassen dieser gewaltigen Halbinsel tragen, behauptet der Ganges doch noch seine Anziehungskraft auf Millionen heilsbegieriger Seelen, welche zu seinen heiligen Ufern pilgern, in seinen Fluten ihre Sünden abwaschen und in seiner Nähe ihren letzten Seufzer aushauchen wollen. —

Und doch ist der Brahmaputr nicht weniger großartig als der Ganges. Ja, er ist, was Szenerie und geographische Ausdehnung betrifft, viel bedeutender und interessanter als der letztere. Nachdem er in den ewigen Schneeregionen des nördlichen Himalaya seine Wasser gesammelt, durchbricht er mit rasender Wucht die riesige

---

[1]) Ganga-Mai = heilige Mutter Ganges, und Ganga-dschi = herrliche Göttin Ganges, sind die Lieblingsnamen, mit denen der orthodoxe Hindu von dem Ganges spricht.

Bergkette und rollt seine Wellen majestätisch hinab in die Täler der östlichen Provinzen des Landes, bald meilenweit die anliegenden Bezirke mit seinen vom geschmolzenen Schnee angeschwollenen Fluten verheerend, bald eingedämmt in seine buchtigen Ufer auf seinen schnell hinschießenden Wogen geduldig die Lasten unzähliger Boote, Dampfer und Frachtschiffe hinab zum Meere tragend. —

Als die Hindu von ihren alten Kultursitzen im Gangestal weiter nach Osten vordrangen, kamen sie an die Ufer des von Hunderten von Nebenflüssen genährten Stromes. Er hemmte ihr weiteres Vordringen. Selbst ihr Lieblingsstrom, der Ganges, konnte einen Vergleich mit diesem Riesen unter den Flüssen Indiens nicht aushalten, er erschien ihnen wie eine neue Offenbarung des Schöpfers, und sie gaben ihm den hehrsten Namen, den sie erdenken konnten, sie nannten ihn „Sohn des Brahma", des Allschaffenden.[1]) Wohl schmücken seine Ufer nicht Tausende von Tempeln wie den Ganges, wohl pilgern nicht unzählige Büßer zu seinen Wassern, sein Name findet sich nur selten in den heiligen Büchern der Hindu, denn die Niederlassungen der letzteren wurden von den wilden Bergstämmen des Ostens wieder und wieder zerstört, aber dafür hat ihn die Natur mit unvergleichlichen Reizen ausgestattet; jedes Klima ist an seinen Ufern von den starren Eisgletschern des Himalaya bis zu den glutheißen Ebenen Bengalens vertreten; eine nie endende Abwechselung unvergleichlich schöner Landschaftsbilder schmückt seinen Lauf; Hunderte von den verschiedensten Volksstämmen umwohnen ihn; er ist die große Pulsader, welche den ganzen Osten Indiens vom Himalaya bis zum Bengalischen Meerbusen belebt. —

---

[1]) Brahma = der Schöpfer des Weltalls; putr = Sohn.

Man kann von Kalkutta den Brahmaputr auf dem Wasserwege erreichen, indem man den Hughli[1]) hinabfährt, den Meerbusen von Bengalen nach Osten durchkreuzt und dann einen der vielen Ausflüsse des Stromes hinauffährt, welche hier mit den zahlreichen Mündungen des Ganges die berühmten Sunderbans bilden, das unbestrittene Heim der Tiger, Schlangen und des Malariafiebers; — oder man wählt den kürzeren Weg mit der Ostbengalischen Eisenbahn, welche den Reisenden in ein paar Stunden nach Kuschtia, dem Endpunkt der Bahn, bringt. Ein Arm des Ganges, der Bhagirati, fließt hier vorbei und ergießt sich etwas weiter ab in den Brahmaputr. Die Dampfer kommen deswegen die kurze Strecke hinauf, um hier Gepäck und Passagiere einzunehmen. Sie liegen dicht an dem mit Schienen belegten Ufer, auf dem die Lokomotiven mit schwerbeladenen Güterwagen geschäftig hin und her eilen. Unzählige Baumwollenballen, Theekisten, Reissäcke liegen in den von schlanken Eisensäulen gestützten Warenhallen aufgespeichert; eingeborne Matrosen in blauem Kittel und weißblauer Mütze, am roten Gürtel das nie fehlende Messer, laufen schreiend ab und zu, um die schweren Frachtstücke an Bord zu schaffen. Vor uns liegt ein stattlicher Dampfer, der sich zur Abfahrt bereit zu machen scheint, ein paar dünne, schmale Planken führen als Brücke vom Ufer ans Deck; wir betreten sie vorsichtig und befinden uns nach etlichen schwankenden Schritten an Bord des Radschmahal. Der Kapitän, eine kurze, gedrungene Gestalt, dem man auf den ersten Blick den Irländer ansieht, wirft uns sein „Morning Sir!" kurz hin, denn er hat eben alle Hände voll zu tun, um den Rest der Ladung einzuschiffen. Wir machen es uns also unterdessen

[1]) Name des bei Kalkutta vorbeifließenden Gangesarmes.

bequem, lassen uns von den wachthabenden Matrosen ein paar Schiffsstühle zurechtrücken und halten Umschau auf das sich vor uns abspielende bewegte Leben.

An beiden Seiten des Dampfers ist je ein großes Schiff (Flats) durch armstarke Taue befestigt, auf denen die für die Teeplantagen in Assam, Katschar, Sylhet und andere Provinzen am Brahmaputr eingeführten Kulis befördert werden. Aus ganz Indien finden sich hier Leute zusammen, und wir hoffen bald Gelegenheit zu haben, unter ihnen zu missionieren. Mittlerweile ist die Ladung eingenommen, die Planken werden an Bord gezogen, die schweren Anker gelichtet, der Lotse lenkt den Schiffskoloß in das Fahrwasser, und bald brausen wir mit vollem Dampf stromab. In kurzer Zeit erreichen wir den Brahmaputr und wenden in das neue Fahrwasser ein. Jetzt beginnt der Kampf zwischen Wasser und Dampf. Die Strömung des Flusses ist gewaltig, sie stemmt sich mit unbändigem Trotz gegen die sie tief durchfurchenden drei Fahrzeuge und wirft ihnen Welle auf Welle mit erschütterndem Stoß entgegen. Aber der Dampf treibt die wuchtigen Räder mit unwiderstehlichem Schwung, die Schiffe schütteln die zerschellten Wellen unverdrossen von ihrer eisernen Stirn und bahnen sich ihren Weg in der schäumenden Flut.

Es ist unterdessen Nachmittag geworden. Das bunte Gewühl der Kulis auf den Transportschiffen hat sich in einzelne Gruppen je nach Familien oder Kastengenossen aufgelöst, die nun schwatzend und lachend umhersitzen und das Nichtstun genießen. Jetzt ist die beste Gelegenheit, ihnen einen Besuch abzustatten. Mit Evangelien, Neuen Testamenten, christlichen Traktaten und Katechismen in Bengali und Hindi reichlich versehen nähern

wir [1]) uns den Gruppen. Masihdas, ein geborner Bengale, hat bald Landsleute gefunden, bei denen er sich niederläßt, und denen er mit erklärenden Worten seine Schätze zum Verkauf anbietet. Ich wende mich an die Leute, deren Gesichtsbildung sie als Hindu aus den mittleren und nördlicheren Provinzen kennzeichnet, mit denen ich in Hindi spreche. Auch Mohammedaner finde ich abseits beieinander sitzen, die ich in ihrer Sprache, dem Urdu, anrede. Die ganze Gesellschaft ist in der denkbar besten Stimmung. Die Kuliagenten, welche ihre Werber durch ganz Indien senden, haben den Leuten das Leben auf den Plantagen im rosigsten Lichte vorgemalt, einen Vorschuß auf ihre zukünftige Löhnung haben sie auch erhalten, sie werden auf Kosten der Plantagenbesitzer, welche sie einführten, verpflegt, und zwar sehr reichlich — die Leute haben also keine Sorgen. Welche Trauerstunden ihnen die Zukunft bringen wird, davon haben sie noch keine Ahnung — sie sind daher sehr zugänglich, stehen bereitwillig Rede und Antwort auf meine Fragen und hören geduldig und oft mit Interesse, was ich ihnen von Christo, dem wahren Gott, der Sünde und ihrer Seelen Seligkeit verkünde. Viele von den Männern, unter denen ich auch einige Brahmanen entdecke, können lesen, manche kennen auch von andern Missionaren, die ihre Dörfer besucht haben, die Bücher, welche ich ihnen anbiete. Sie schlagen sie auf, fangen hie und da an zu lesen, der Kreis neugieriger Zuhörer wächst. Ich lese ihnen die Seligpreisungen aus der Bergpredigt, die Unterredung des Herrn mit Nikodemus, Teile aus den Episteln, die sich auf ein gottesfürchtiges Leben beziehen, vor und wende den Inhalt in schlichten Worten auf die Leute an.

[1]) D. h. ich und ein von der Bibelgesellschaft angestellter eingeborner Kolporteur, Masihdas.

„Ham ko ek Kitab deo“ (Gib mir ein Buch), sagt ein Brahmane, indem er den Preis desselben aus einer kleinen Ledertasche zieht.

„Han, han, jahaz par parhenge“ (Ja, ja, das werden wir während der Schiffsreise lesen), sagt ein alter Kuli, der, wie ich höre, der Hirtenkaste angehört und in seiner Jugend lesen gelernt hat.

„Dann lies es auch den andern vor,“ ermahne ich ihn.

„Han, jo sunenge“ (Ja, wenn sie hören wollen), erwidert er zustimmend.

Ich verkaufe wohl gegen zwei Dutzend Bücher und nehme den Lesekundigen das Versprechen ab, daß sie jeden Tag den andern etwas daraus vorlesen wollen, solange sie auf dem Schiff sind. —

Auch Masihdas, welcher sich nach dem andern Transportschiff gewandt, hat willige Hörer gefunden, um so mehr, als er das Evangelium nicht nur predigen, sondern auch singen kann, was den Leuten viel natürlicher erscheint, weil ihre eigenen Priester, wenn sie die Schasters (heilige Bücher) vorlesen, nie wie wir wirklich lesen, sondern die Verse in einem eintönigen Singsang absingen. Masihdas kennt eine Menge Bhadschans, das sind christliche Lieder, nach volkstümlichen Melodien gesetzt, welche dem Volk natürlich viel verständlicher sind als solche mit europäischen Melodien, für die sie wenig oder gar kein Verständnis haben.[1]) Wie ich herantrete, singt er eben ein Bhadschan, welches die Liebe des Heilands zu den Menschen behandelt, er begleitet sich dazu auf einer Ektar,

[1]) In den Schulen, wo die Kinder regelrecht im Gesang unterrichtet werden, lehren die Missionare auch europäische Melodien, es stellt sich aber immer mehr heraus, daß für das Volk volkstümliche Melodien erfolgreicher wirken.

Am Ufer des Brahmaputr.

„Ham ko ek Kitab deo" (Gib mir ein Buch), sagt ein Brahmane, indem er den Preis desselben aus einer kleinen Ledertasche zieht.

„Han, han, jahaz par parhenge" (Ja, ja, das werden wir während der Schiffsreise lesen), sagt ein alter Kuli, der, wie ich höre, der Hirtenkaste angehört und in seiner Jugend lesen gelernt hat.

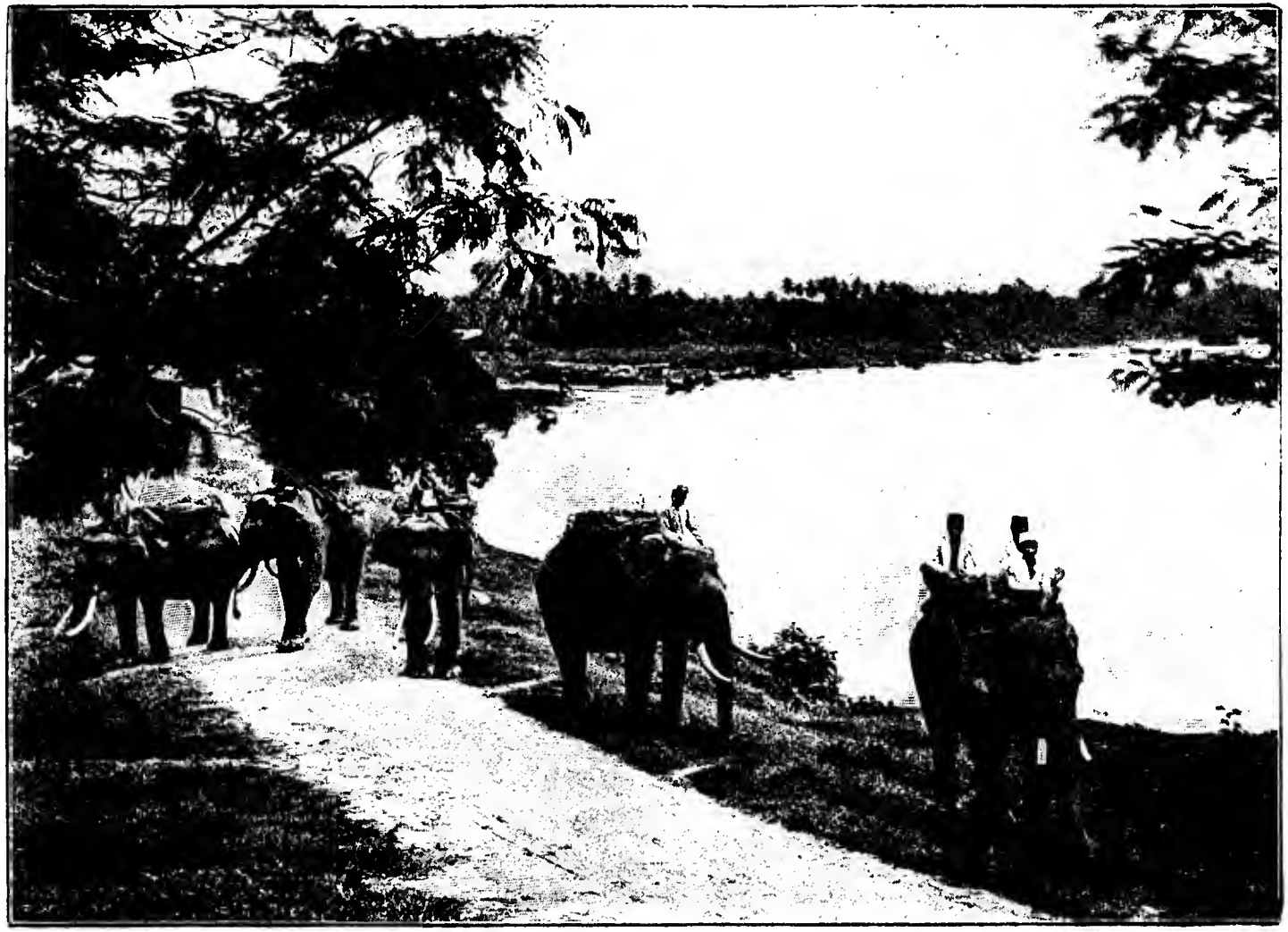
„Dann lies es auch den andern vor," ermahne ich ihn.

„Han, jo sunenge" (Ja, wenn sie hören wollen, erwidert er zustimmend.

Ich verkaufe wohl gegen zwei Dutzend Bücher und nehme den Lesekundigen das Versprechen ab, daß sie jeden Tag den andern etwas daraus vorlesen wollen, solange sie auf dem Schiff sind.

Auch Masihdas, welcher sich nach dem andern Transportschiff gewandt, hat willige Hörer gefunden, um so mehr, als er das Evangelium nicht nur predigen, sondern auch *singen* kann, was den Leuten viel natürlicher erscheint, weil ihre eigenen Priester, wenn sie die Schasters (heilige Bücher) vorlesen, nie wie wir wirklich lesen, sondern die Verse in einem eintönigen Singsang absingen. Masihdas kennt eine Menge Bhadschans, das sind christliche Lieder, nach volkstümlichen Melodien gesetzt, welche dem Volk natürlich viel verständlicher sind als solche mit europäischen Melodien, für die sie wenig oder gar kein Verständnis haben.[1]) Wie ich herantrete, singt er eben ein Bhadschan, welches die Liebe des Heilands zu den Menschen behandelt, er begleitet sich dazu auf einer Ektar,

[1]) In den Schulen, wo die Kinder regelrecht im Gesang unterrichtet werden, lehren die Missionare auch europäische Melodien, es stellt sich aber immer mehr heraus, daß für das Volk volkstümliche Melodien erfolgreicher wirken.



Am Ufer des Brahmaputr.

einem guitarrenähnlichen Instrument mit nur einer Saite, und der Refrain des Liedes: Yisu hamara dulara (Jesus ist mein Geliebter) wird unwillkürlich von einigen der herumsitzenden jungen Burschen wiederholt, die sich durch die Aufmerksamkeit, welche sie dadurch erregen, so geschmeichelt fühlen, daß sie dem Kolporteur einige Exemplare des Liedes abkaufen. — Doch jetzt müssen die Leute an ihre Abendmahlzeit denken; wir ziehn uns also zurück und lassen uns auf den langgebauten Ruhesesseln am Rande des Dampferdecks nieder, um einen Blick auf die an uns vorübergleitende Landschaft zu werfen.

Die wüsten, weiten Sandstrecken, welche vor kurzer Zeit das Fahrwasser auf beiden Seiten begrenzten, sind verschwunden. Dunkle Waldmassen begegnen unserm Auge rechts und links. Das Gebüsch wird dichter und wilder, die einzelnen Bäume sind nicht mehr zu unterscheiden, es ist ein Chaos von Blättern und Zweigen; wild hinrankende Schlingpflanzen winden ihre schmiegsamen Zweige verkettend von Stamm zu Stamm, von Ast zu Ast, ihrem verderblichen Arm kann sich nichts entziehn. Nur die Schmarotzerpflanze und die in ungezählten Abarten üppig wuchernden Orchideen dürfen ihren Raub mit ihnen teilen. Das Auge ermattet, es kann die Wildnis nicht mehr durchdringen und ist zufrieden, sich an der Farbenpracht des Laubes zu weiden. Goldig und purpurn lacht es uns hier den letzten Abschiedsgruß zu, denn ach! es muß bald fallen. Saftig und grün winkt es uns dort seinen Morgengruß zu, denn es hat selbst erst seinen Auferstehungsmorgen gefeiert. Ja, hier gibt's keinen Winter! Die Blätter gehen und kommen, die Blüten sprossen, knospen und blühen, die Früchte reifen und fallen ohne Rast und Ruh. Die müden Papageien wiegen sich hin und her und lassen die letzten Sonnenstrahlen auf ihrem

smaragdenen Gefieder spielen; behende Affen hüpfen auf und ab und blicken verwundert dem schnaubenden Dampfer nach; der Tiger schleicht sacht aus seiner Schlucht heraus und kommt mit dem ihm an Wildheit gleichen Büffel an den Fluß, um seinen Abendtrunk zu nehmen. Der Hirsch ruft zu gleichem Zweck seine Kameraden zusammen, und der Elefant bricht krachend durch die Zweige, die ihm den Weg zum Flusse sperren.[1])

Die Sonne sinkt im fernen Westen; das reine Himmelsblau wird dunkler, immer dunkler; der Rauch des Dampfers kräuselt nur noch in lichten Wölkchen aus seinem Schornstein; vom Ufer tönt der schwache Schrei der Nachteule, fliegende Füchse und Fledermäuse fangen an umherzukreisen, es wird Nacht auf dem Fluß, und „stop" heißt das Kommando des Kapitäns. Pfeifend und zischend entfährt der abgelassene Dampf seinen Fesseln — der Anker stürzt sich in die Tiefe — die müden Räder drehn sich noch einmal und nicht mehr — der Tag ist auf dem Brahmaputr zu Ende.[2])

Bewegt von nie empfundenen Gefühlen sitzen wir da und träumen noch von dem wunderbaren Bilde, welches jetzt das nächtliche Dunkel vor uns verschleiert. Auf dem Schiff wird's allmählich ruhig, die Lichter der Flats verlöschen, und die tiefe Stille wird nur durch das leise Plätschern der schnell hingleitenden Wellen unterbrochen. Wie wohl tut diese Ruhe, wie stille wird's auch uns im Herzen! —

Heftiges Gepolter, Kettengeklirr, Kommandorufe, Rennen und Schreien der Matrosen wecken uns am näch-

---

[1]) Das ist nicht etwa nur Phantasie, sondern was ich tatsächlich am Fluß beobachtet habe.

[2]) Der gefährlichen Sandbänke wegen dürfen die Dampfer nur des Tages fahren.

sten Morgen. Der Dampfer ist schon wieder in voller Arbeit. Die Sonne blickt eben durch die Wipfel des Waldes. Ein kaltes Bad vertreibt Schlaf und Müdigkeit aus unsern Giedern, ein energischer Spaziergang auf dem Deck in der frischen Morgenluft macht Geist und Körper neu belebt. Unser Schritt ist elastisch, das Auge klar, das Gemüt heiter, das tut die Brahmaputrluft. —

Die Uferlandschaft bleibt während unserer Fahrt meist dieselbe. Wald wechselt mit Grasland ab, einzelne Fischerhütten oder größere Dörfer zeigen sich. Der Fluß breitet sich je nach der Gegend, welche er durchfließt, bald aus und läßt inselgleiche Sandbänke hervortreten, auf welchen sich braunschwarze Ungetüme gelagert haben, welche wir beim Näherkommen als ungeheure Krokodile erkennen, die sich mit ihrer zahlreichen Nachkommenschaft im Sonnenschein wärmen, bald wird er durch hohe, dichtbewachsene Ufer zusammengedrängt. Je weiter wir stromauf kommen, desto bergiger und waldiger wird das Land, bis wir Gauhati, die Hauptstation am mittleren Brahmaputr, erreichen. Bewaldete Berggipfel erheben sich hier an den Ufern und bilden einen Engpaß, durch den das Wasser mit reißender Schnelligkeit schießt. Mitten im Strom steht auf gewaltigen Felsblöcken ein Leuchtturm, um die Dampfer vor der dort liegenden Insel, die während der Regenzeit oft vom Wasser bedeckt ist, zu warnen.

Gauhati ist eine europäische Station mit englischen Militär- und Zivilbeamten. Sie selbst bietet nichts Sehenswertes, aber hier links vor uns thront ein alter Tempel auf einem Felsvorsprung. Sein Mauerwerk ist zerbröckelt, der eiserne Dreizack, das Zeichen des Gottes Schiwa, auf seiner Kuppel neigt sich bedenklich, das Ganze sieht so unheimlich und doch anziehend aus. Besehen wir ihn uns. Masihdas und ich steigen ans Ufer und wenden

uns links einem schmalen, von Bananenstauden beschatteten, steilen Pfad zu, welcher uns zum Tempelhof führt. Eine Bambushütte, augenscheinlich die Wohnung des Priesters, steht in demselben. Der letztere hat uns schon bemerkt, und, um unserm Eintritt in sein Haus, wodurch es nach seiner Meinung verunreinigt würde, vorzubeugen, kommt er uns entgegen, macht einen tiefen Salam und fragt in Assamesisch nach unserm Begehr.

„Ami apunar mandirak dekihbo khujisun“ (Wir wünschen Ihren Tempel zu sehen).

„Hazure dekhibo noware“ (Das dürfen Eure Hoheit nicht).

„Kele nahin?“ (Warum nicht?)

„Deota bhitorot asse“ (Die Gottheit ist darin).

Wir versichern ihn, daß wir seiner Gottheit nichts tun werden, er bleibt aber unbeweglich, bis er zwischen meinen Fingern eine Silbermünze blinken sieht. Seine Bedenken vor dem Zorn des Gottes scheinen zu weichen, er fragt, ob wir auch etwas anrühren würden. Wir geloben das Gegenteil, und er öffnet die niedere Holztür des Tempels. Gebückt schreiten wir hindurch und treten in einen dunklen Gang. Eine am Ende desselben angebrachte noch niedrigere Tür führte uns in das Innere, die Wohnung des Götzen. Wir befinden uns in einem runden Raum mit gewölbtem, aus Stein aufgeführtem Kuppeldach, ohne Fenster und Luftloch. In der Mitte steht eine etwa meterhohe Steinsäule, auf der eine kleine Lampe, ein irdenenes Näpfchen mit Docht und Öl brennt und mit spärlichem Licht die dichte Finsternis erleuchtet. In ihrem rötlich-düstren Schein sehen wir an der Wand das Steinbild eines Götzen auf niedrigem Postament, vor dem gelbe Blumen, Girlanden, einige Rosen und etwas Reis als Opfergaben für die Gottheit umhergestreut sind. Wir

sehen uns um und finden nichts weiter. Die modrige, feuchte Luft benimmt uns fast den Atem. Der durch die halboffen gelassene Tür hineinströmende Luftzug macht das Lämpchen hell aufflackern, die Flamme beleuchtet grell die verwelkten, gelben Züge des Brahmanen, der uns gefolgt ist; Augen und Sinne vom Opium umnebelt, starrt er vor sich hin, unbekümmert um uns und seinen Gott. Die Luft ist so dick und schwer, daß wir kaum sprechen können. Welch Gegensatz! Draußen die fröhliche, schaffende, reiche Gotteswelt, die mit lauter Stimme ihren Schöpfer preist — hier drinnen dumpfes, starres Brüten, verwelkte Blumen, geisttote Menschen, Finsternis und Moder! Und das ist der Gottesdienst unserer arischen Brüder! Willkommen, du Sonnenstrahl, der du da zur offenen Tür hereindringst, sei uns eine freundliche Vorbedeutung der Zeit, in welcher die Nacht dieses Heidentums durchstrahlt sein wird von dem leuchtenden und verklärenden Glanz des Christentums, wo statt modernder Tempel lichte Gotteshäuser die Ufer des Brahmaputr schmücken und helle Glocken, über seine Wellen hintönend, die Gläubigen zur Andacht rufen werden.

Wir versuchen mit dem Brahmanen ein Gespräch über Religion anzufangen. Er geht nicht darauf ein. „Ihre Religion ist für Sie, unsere Religion ist für uns," antwortet er, als ich vom Christentum zu ihm rede. Masihdas bietet ihm Bücher an. Er wirft keinen Blick darauf. „Wir haben unsere heiligen Bücher, die auch von den Göttern offenbart sind," erwidert er auf des Kolporteurs Erklärung über die Echtheit der christlichen Offenbarungen. „Wo meine Vorfahren sind, dahin werde ich auch gehen," sagt er, als ich von Ewigkeit und Gericht zu ihm spreche. Wir wollen ihm ein Exemplar des ersten Buches Moses und des Matthäus-Evangeliums schenken,

da er nichts kaufen will. Mit den Worten: „Na lage“ = ich brauche es nicht, weist er es ab. Wir legen trotzdem beide auf die charpai (Sitzgestell) vor seinem Hause und entfernen uns.

Die Schiffsglocke tönt und mahnt zur Eile. Schnell steigen wir den felsigen Pfad hinab, und kaum haben wir die schmalen Planken überschritten, als sie auch schon an Bord gezogen werden, und weiter fahren wir nach dem Dhansiri-Mukh, dem Kokilah-Mukh, dem Dikhu und andern Mündungen von Flüssen, auf denen die Pflanzer ihre Teekisten herabschiffen, um sie auf dem Dampfer zu verladen.

Der Anblick der Ufer wird immer gewaltiger. Die himmelhohen Gletscher des Himalaya treten schon deutlicher hervor, die schneebedeckten Bergriesen schimmern in unendlicher Ausdehnung aus der blauen Ferne, der Strom wird enger und reißender, die Luft wird kälter und rauher, uns fängt allmählich an zu frieren. Wir verlassen den Dampfer am Kokilah-Mukh, um den geplanten Abstecher landeinwärts zu machen, bis das Schiff, welches noch hinauf nach Dibrughar fährt, nach einigen Tagen zurückkehrt und uns dann wieder mitnimmt.

Der Wald ist hier etwas zurückgetreten, weite Sanddünen strecken sich zur Linken aus, bedeckt mit herabgeschwemmten Baumstämmen, Muscheln und rundgewaschenen Steinen. In der Ferne erheben sich mitten im Strom die grünen Ufer der reizenden Insel Majuli, der Sitz eines der einflußreichsten Oberpriester in Oberassam.[1]) Eine elende, mit Gras gedeckte Schilfhütte, umgeben von

[1]) Er heißt Gohain. Jeder orthodoxe Assamese hat seinen Gohain, zu dem er jährlich ein- oder zweimal reich beladen mit Geschenken zieht, um zu beichten und Absolution zu erhalten.

kleineren, ebenso elenden Hütten, stellt „die Station" dar. Ein assamesischer Schreiber führt die Aufsicht über dieselbe. Er ist ein alter Bekannter von mir, und mit seiner Hilfe hoffe ich das zu unserm kleinen Ausflug nötige Material und Personal zu erlangen. Kokaibabu, so heißt er, hat bis jetzt das Ausladen der ihm übergebenen Waren beaufsichtigt und sie je nach ihrer Adresse in die verschiedenen Hütten unterbringen lassen, jetzt kommt er mit freundlichem Lächeln auf uns zu, um uns zu begrüßen und seine Freude darüber auszudrücken, daß er mich wiedersieht. Ich mache ihn mit Masihdas bekannt und teile ihm unser Vorhaben mit: „Kokaibabu amak dui bat lage, ekto mar aru ejan nokr" d. h. Kokaibabu, wir brauchen zwei Dinge, ein Mar und einen Diener. Zur Erklärung will ich hier gleich erwähnen, daß ein Mar ein aus zwei langen Kanus hergestelltes Fahrzeug ist. Die Kanus, ausgehöhlte Baumstämme, sind etwa 5 m lang und ½ m breit, sie werden mit starken Tauen nebeneinander befestigt, mit Bambusstangen bedeckt, über welche man Bambus- oder Palmengrasmatten legt. Auf dieser derartig hergestellten Fläche errichtet man ebenfalls aus Bambusstangen eine hohe Hütte, welche mit Gras gedeckt wird und etwa zwei Drittel der Länge der Kanus einnimmt. In diese Hütte legt man Matratzen zum Schlafen an die Seiten, in der Mitte stellt man einen Feldtisch mit Klappstühlen auf, und die Wohnung ist fertig. Auf einer hinter derselben befestigten Eisenplatte, welche auf Steinen ruht, wird die Küche eingerichtet. Vier Ruderer, von denen zwei vorn und hinten auf den Enden der Kanus stehen, stoßen mit langen Bambusstangen das Fahrzeug vorwärts, und sie sind so gewandt, daß das Mar, besonders stromabwärts, zu fliegen scheint. Und wie herrlich lebt sich's darauf! Durch das Dach vor der

Sonnenglut geschützt, kann man sich dem Genuß der unvergleichlichen Wald- und Flußlandschaft ungestört hingeben, lesen, arbeiten, ruhen, essen, ganz nach Belieben. Kokai soll uns also ein Mar und einen Koch besorgen.

„Baru, pabo pare“ (Gewiß, die werden sich finden lassen), meint er. Am Landungsplatz liegen mehrere Mars, welche Tee und Reis gebracht und nun mit den für ihre Orte angekommenen Gütern beladen zurückkehren. Ihre Bootsleute werden uns gern gegen eine Vergütung stromauf nehmen, und einen Diener hofft er im nächsten Dorf zu bekommen. Kokai läßt es sich nicht nehmen, uns mittlerweile von seinem eigenen Diener ein Mittagessen von Reis und Huhn mit gebratenen Fischen zubereiten zu lassen. Die Gerichte werden auf blanken Messinggefäßen aufgetragen und munden vortrefflich. Nach etwa zweistündigem Aufenthalt meldet Kokai, daß er mit den Bootsleuten eines von Dasla Ting gekommenen Mars wegen unserer Mitfahrt Verabredung getroffen, und einen jungen Mohammedaner, den uns der Mozadar[1]) des nächsten Dorfes leiht, stellt er mir als unsern Diener vor. Wir richten uns schnell auf unserm Mar ein, Kokai leiht uns noch ein Moskitonetz, denn diese kleinen Blutsauger sind des Abends höchst lästig, und gegen drei Uhr fahren wir ab.

Es ist eine wunderliebliche Fahrt. Der Fluß wendet sich anfangs durch Prärien hindurch, deren Gras vor etlichen Tagen abgebrannt worden. Die hellgrünen, schnell aufsprießenden Spitzen des letzteren bedecken aber schon wieder die weiten Flächen. Rudel von Hirschen äsen auf denselben. Auf dem weißen Ufersande sonnen sich lange, schwarze Wasserschlangen, bei unserm Nahen verschwinden

---

[1]) Dorfbesitzer.

sie blitzschnell in den Fluten. Wilde, grüne Tauben fliegen aus dem Ufergebüsch auf, und mit raschem Flügelschlag begleitet uns der kleine, bunte Königsfischer. Der Fluß

Fahrt nach der Teeplantage.

verschwindet im Walde. Das Sonnenlicht vermag kaum das dichte Laubdach zu durchdringen, welches sich über den Strom hinbreitet. Die tiefste Stille umgibt uns, nur

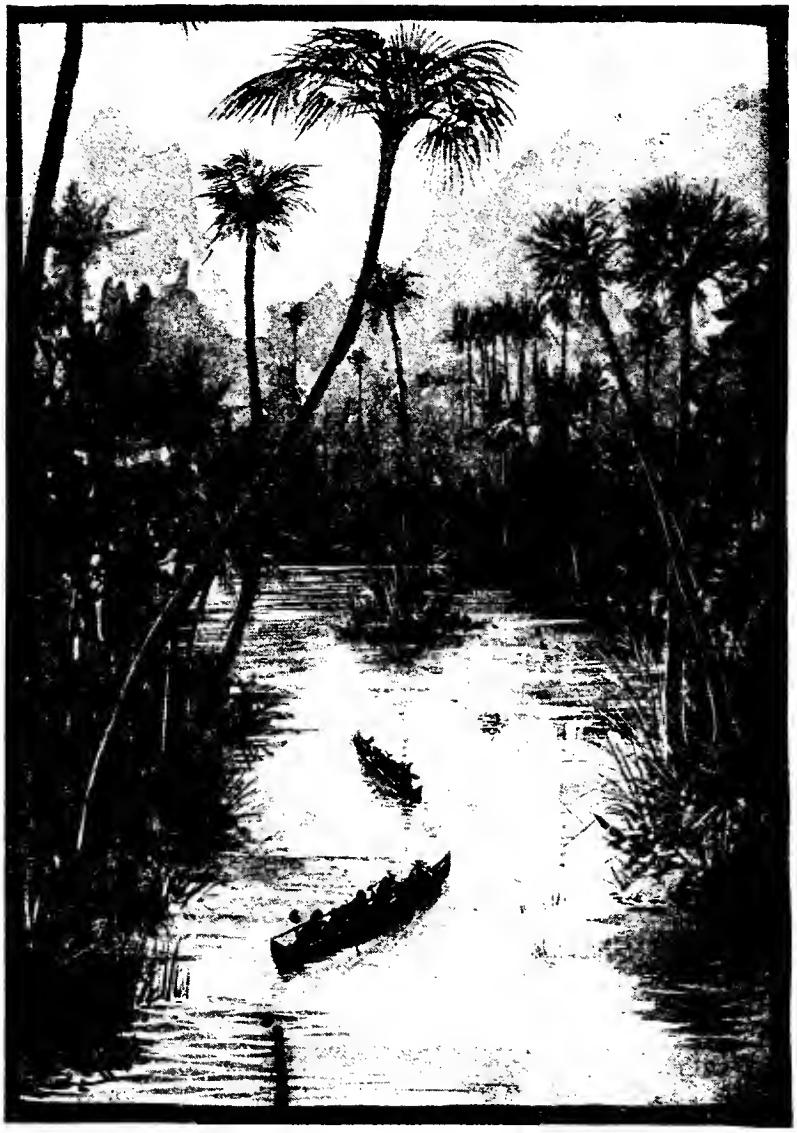
Sonnenglut geschützt, kann man sich dem Genuß der unvergleichlichen Wald- und Flußlandschaft ungestört hingeben, lesen, arbeiten, ruhen, essen, ganz nach Belieben. Rokai soll uns also ein Mar und einen Koch besorgen.

„Barn. pabo pare" (Gewiß, die werden sich finden lassen), meint er. Am Landungsplatz liegen mehrere Mars, welche Tee und Reis gebracht und nun mit den für ihre Orte angekommenen Gütern beladen zurückkehren. Ihre Bootsleute werden uns gern gegen eine Vergütung stromauf nehmen, und einen Diener hofft er im nächsten Dori zu bekommen. Rokai läßt es sich nicht nehmen, uns mittlerweile von seinem eigenen Diener ein Mittagessen von Reis und Huhn mit gebratenen Fischen zubereiten zu lassen. Die Gerichte werden auf blanken Messinggefäßen aufgetragen und munden vortrefflich. Nach etwa zweistündigem Aufenthalt meldet Rokai, daß er mit den Bootsleuten eines von Tasla Ting gekommenen Mars wegen unserer Mitfahrt Verabredung getroffen, und einen jungen Mohammedaner, den uns der Mozadar[1] des nächsten Dorfes leiht, stellt er mir als unsern Diener vor. Wir richten uns schnell auf unserm Mar ein, Rokai leiht uns noch ein Moskitonetz, denn diese kleinen Blutsauger sind des Abends höchst lästig, und gegen drei Uhr fahren wir ab.

Es ist eine wunderliebliche Fahrt. Der Fluß wendet sich anfangs durch Prärien hindurch, deren Gras vor etlichen Tagen abgebrannt worden. Die hellgrünen, schnell aufsprießenden Spitzen des letzteren bedecken aber schon wieder die weiten Flächen. Rudel von Hirschen äsen auf denselben. Auf dem weißen Ufersande sonnen sich lange, schwarze Wasserschlangen, bei unserm Nahen verschwinden

[1] Doribesitzer.

sie blitzschnell in den Fluten. Wilde, grüne Tauben fliegen aus dem Ufergebüsch auf, und mit raschem Flügelschlag begleitet uns der kleine, bunte Königsfischer. Der Fluß



Fahrt nach der Teeplantage.

verschwindet im Walde. Das Sonnenlicht vermag kaum das dichte Laubdach zu durchdringen, welches sich über den Strom hinbreitet. Die tiefste Stille umgibt uns, nur

dann und wann unterbrochen von dem melancholischen Pfeifen eines Geiers, welcher, mit seinem Falkenblick uns verfolgend und nach Beute ausspähend, hoch in den Lüften über uns seine Kreise zieht.

Plötzlich lichtet sich der Wald. Von steilem Ufer herab grüßen uns die freundlichen Häuser der Faktorei Nakursinga. Hier bleiben die Bootsleute über Nacht, und wir beschließen, noch einen Spaziergang nach dem etwa 1/4 Stunde weiten Jorhat zu machen. Die Stadt bildet den Mittelpunkt des Verkehrs dieses Bezirks und wird uns gewiß Gelegenheit bieten, das Evangelium zu verkündigen. Wir erreichen sie kurz vor Sonnenuntergang, die passendste Zeit für unsern Zweck, denn um diese Tageszeit kehren die Leute von der Arbeit zurück, und nach kurzer Abendmahlzeit sitzen sie ausruhend und plaudernd vor den Häusern.

Ich habe in der Stadt einen alten Bekannten, bei dem wir zuerst vorsprechen wollen. Er heißt Jakri-Mistri, ist Kaufmann und — Mohammedaner! Der Mann ist als solcher ein Unikum. Durch seinen langjährigen Verkehr mit Europäern, — denn alle umwohnenden Pflanzer sind seine besten Kunden — durch seine etwas einsame Stellung inmitten der Hindu und der fremden Kulielemente, welche alle Glaubensschattierungen Indiens vertreten, hat der Mann den Fanatismus, welcher sonst den Mohammedanern eigen ist, gänzlich abgestreift. Er spricht und handelt wie ein europäischer Geschäftsmann, und, wenn er auch nicht selbst Christ werden will, so tritt er doch der christlichen Religion nicht entgegen. Ich habe verschiedene Einkäufe bei ihm zu machen. Nachdem dieselben besorgt sind, bitte ich ihn um Erlaubnis, vor seinem Laden etwas niedersitzen zu dürfen. Er stellt uns bereit-

willigst zwei Stühle auf die Straße, welche zugleich den Hauptbazar des Ortes bildet.

Wir setzen uns nieder, Masihdas zieht seine Ektar aus dem Futteral und fängt an, ein Bhajan zu singen. Bengalikulis, welche vorübergehen, bleiben stehen, um zuzuhören. Als ich auch Assamesen unter den Stillstehenden bemerke, öffne ich unser Bücherbündel und lese Stellen aus den Evangelien laut vor. Die Übersetzung der Bibel in das Assamesische wurde schon vor vielen Jahren von den amerikanischen Missionaren, welche in Dibrughar und seiner Umgegend arbeiten, fertiggestellt, ebenso christliche Lehr- und Wörterbücher usw. Das Gelesene wird von vielen verstanden. Ich rede einzelne Leute an. Sie gehen verständig auf meine Bemerkungen ein, und bald ist ein allgemeines, stets wechselndes Gespräch im Gange, welches sich vor vielen andern derartigen Gesprächen, die der Missionar in andern Teilen Indiens auf seinen Missionsreisen hält, dadurch auszeichnet, daß es ohne jegliche Bitterkeit und gehässige persönliche Bemerkungen geführt wird. Der Assamese ist im allgemeinen zu gebildet, um grob zu werden. Sie sind überhaupt ein von Natur ganz besonders vorteilhaft ausgestattetes und reich begabtes Volk. Schlank und kräftig gebaut, von feiner, zarter, fast weißer Hautfarbe, zeichnen sich die Männer durch gerade Haltung, elastischen Gang und klugen Gesichtsausdruck aus. Die Frauen und Mädchen überraschen geradezu durch ihre zarte, helle Gesichtsfarbe, bei der sogar das Rot der Wangen nicht fehlt, ihre Bewegungen sind leicht und zierlich. Ihre Kleidung ist wie die der Männer nur aus selbstgewonnener Seide angefertigt und besteht bei den ärmeren aus einem oberhalb der Brust zusammengenommenen Gewande, welches den Körper bis auf die Füße verhüllt. Die Reicheren tragen zu diesem noch ein

weiß- oder rotseidenes Mieder und verhüllen Kopf und Oberkörper mit einem grau- oder weißseidenen Überwurf, den sie kunstvoll mit rot-, gelb- oder blauseidenen, breiten, gestickten oder gewebten Rändern verzieren. Ihre ganze äußere Erscheinung ist höchst sauber. Die Assamesen sind der Religion nach Hindu, es fehlt ihnen aber alle Frömmelei. Die Sprache ist eine Tochtersprache des Sanskrit und erinnert mit ihren volltönenden Vokalen und Doppellauten oft ans Griechische. Man sieht es dem ganzen Volke an, daß es einst auf einer hohen Stufe der Kultur gestanden. Klugheit und Selbstvertrauen blicken aus manchem dunklen Auge, das uns mit prüfendem Blick mustert. Hoffen wir, daß auch die Bewohner des Brahmaputrtals von dem allgewaltigen Geist der Reformation und des christlichen Einflusses, welcher sich jetzt durch ganz Indien Bahn bricht, ergriffen werden, dann werden auch sie zur Wiedergeburt des Landes, besonders des Ostens, beitragen, in dem es so viele noch ganz unzivilisierte Stämme von urangesessenen Völkern gibt. —

Wir haben wohl eine Stunde geredet, unser Büchervorrat ist tatsächlich verkauft. Die Leute gehen in ihre Hütten, es ist neun Uhr, und hierzulande geht man früh schlafen, denn die Arbeit fängt des Morgens um sechs Uhr an. Wir verabschieden uns mit herzlichem Dank von Jakri Mistri und gehen nach dem Fluß zurück. Als wir bei unserm Mar angekommen, meldet uns der wachthabende Bootsmann, daß der Daroga (eingeborner Polizeiinspektor), welcher von unserer Ankunft gehört hatte, seinen Salam gesandt und uns eingeladen habe, die Nacht in dem Circuit house (dem von den Beamten auf ihren Inspektionsreisen benutzten Bezirkshause) zu schlafen; unser Diener, der es als selbstverständlich angenommen, daß wir der Einladung Folge leisten würden, habe schon

unsere Matratzen hingeschafft und warte dort mit dem Abendbrot auf uns.

Eine angenehmere Überraschung konnte uns kaum zuteil werden, denn so genußreich auch der Aufenthalt auf dem Flusse des Tages über ist, so kann das Schlafen auf demselben in den niedrigen Mars doch gefährlich werden, weil die feuchten Ausdünstungen der Ufer des Nachts gewöhnlich Fieber erzeugen. Wir machten uns daher sofort auf den Weg nach dem Rasthaus, wo uns der Daroga selbst begrüßte und uns mit höflicher Einladung seine Gastfreundschaft anbot. Da wir mit allem Nötigen versehen waren, auch der Diener die Abendmahlzeit schon bereitet hatte, so lehnten wir mit geziemendem Dank ab, baten aber um Erlaubnis, ihm nach dem Essen noch unsere Aufwartung machen zu dürfen.

Der Inspektor hatte Bambussessel in die Veranda setzen lassen und bat uns, es uns bequem zu machen; er bot uns Zigarren an, während er selbst seine Hukka rauchte. Obgleich es schon nach zehn Uhr war, so nahmen wir doch sein Anerbieten gern an, denn auch er schien sich auf die Unterhaltung mit uns zu freuen.

Der Mann ist eine typische Figur des sogenannten „Jung-Bengalen", d. h. des jetzigen Geschlechts der Bengalen, welche, auf Regierungsschulen herangebildet, mit den Religions- und Lebensanschauungen ihrer Eltern und Vorfahren vollständig gebrochen haben, sie haben eingesehen, daß die Lehren der Brahmanen über Götzendienst, Kastenwesen u. dgl. falsch sind, die exakte Wissenschaft des Westens hat sie von der Unzuverlässigkeit ihrer alten Schriften in Beziehung auf Geschichte und Geographie überzeugt, sie sind in politischen und sozialen Anschauungen englisch geworden, sie stehen in der Mitte zwischen einer alten und einer neuen Welt und haben vor

der Hand gar keinen Gott, denn ihre eigenen Götter sind in das Reich der Fabel zurückgesunken, und den Gott der Christen haben sie noch nicht im Glauben ergriffen. Viele unter ihnen, denen ein solcher religionsloser Zustand unerträglich war, gingen daher zu den Urzeiten ihres nationalen Lebens zurück und versuchten den alten monotheistischen Kultus der Arier wieder aufzurichten, welcher einen Gott, den Urquell aller Dinge, Brahma,[1]) verehrte. Sie gründeten eine Gesellschaft, die Brahma Samaj genannt, und nannten sich selbst Brahmos. Eine Zweiggesellschaft, die aus dieser hervorging, wollte diesen Kultus noch erweitern und ihn auf die Grundlage der Vedas, der ersten heiligen Bücher der Hindu, welche eine Verehrung der Naturkräfte lehren, versetzen, sie nannten sich deshalb Adi Brahmos.[2]) Beide Parteien wirken reformatorisch, teils indem sie den Götzendienst stürzen und einer geistigen Auffassung des Gotteswesens den Weg bahnen, teils indem sie die großen sozialen Übelstände des Hinduismus, wie Verheiratung der jungen Kinder, das Verbot der Wiederverheiratung der Kinderwitwen u. a. aufs eifrigste bekämpfen. Sie wünschen auch die Erziehung des weiblichen Geschlechts zu fördern und ihre Landsleute politisch auf eine höhere Stufe zu heben. In alle dem arbeiten sie, ohne es zu wollen, dem Christentum vor, und da sie gewissermaßen die Bildung der modernen Hindu vertreten, so ist es auch für den Missionar gut, wenn er mit ihnen auf gutem Fuße steht.

Der Inspektor nun war ein glühender Vertreter dieser Richtung, und zwar, wie sich bald herausstellte, weniger

---

[1]) Brahm = Uressenz des Seins, Brahma = die als Schöpfer in Erscheinung getretene Urkraft.

[2]) Adi = Uranfang.

aus persönlichen als aus nationalen Gründen. Der nationale Einheitsgedanke gewinnt unter den gebildeten Hindu immer mehr die Oberhand. Seit Jahrhunderten zerfallen unter sich, getrennt durch das Kastenwesen, bedrückt und ausgesogen durch die mohammedanischen Eroberer, fühlen sie jetzt unter dem duldsamen und streng gerechten Zepter des englischen Königs, unter dem Einfluß christlicher Gesetzgebung, angehaucht von dem belebenden Odem westlicher Ideen und wahrer Zivilisation, einen neuen Geist durch ihr altes, herrliches Land wehen. Sie werden geistig und politisch mündig, sie möchten wieder eine große Nation werden, wie ihr Volk es unter den großen Königen war, welche die Sage und das Volkslied jetzt als Götter und Halbgötter feiert, und sie meinen, ein einiges indisches Volk dürfe nicht zugeben, daß eine fremde Religion zu ihrer Nationalreligion erhoben werde, darum suchen sie in den Schätzen ihrer eigenen Kulte die Bestandteile, aus denen eine lebensfähige indische Nationalkirche erbaut werden könne.

Unser Freund kannte die Hauptlehren des Christentums genau: „Ich sehe Ihre Religion aber nicht als Zweck, sondern als Mittel an," meinte er im Laufe des Gesprächs, „Sie verfolgen dieselben Ziele wie wir, und je mehr Erfolg Sie haben, je mehr Götzen vor Ihren Angriffen stürzen, je mehr Aufklärung und wirkliches Wissen Sie in unserm Lande verbreiten, desto mehr helfen Sie uns."

Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als der Inspektor in dieser Weise „den Spieß umdrehte" und uns zu Gehilfen der reformatorischen Bestrebungen seiner Partei stempelte; jedenfalls war mir eine solche Wendung in meinen Gesprächen mit gebildeten Hindu noch nicht vorgekommen.

Die späte Stunde nötigte uns, dem interessanten Manne „gute Nacht" zu sagen. Am nächsten Morgen gab er uns bis zum Fluß das Geleit. Mit herzlichem Dank für seine Gastfreundschaft schieden wir von ihm.

Unsere Fahrt stromaufwärts bringt uns an vielen Dörfern und einzelnen Plantagen vorbei, bei deren einer die Bootsleute anlegen, um Mittagsruhe zu halten. Da sie nur kurze Zeit rasten, so dürfen wir uns nicht weit entfernen. Wir besuchen die am Ufer gelegenen Fischerhütten, finden aber nur die Frauen zu Hause, da die Männer den Fluß hinaufgegangen sind, um nach ihren Netzen zu sehen.

Ein Trupp wild aussehender Gestalten, welche sich in einem Tamarindenhain etwas stromabwärts gelagert haben, zieht uns an. Männer von brauner Hautfarbe und herkulischem Körperbau stehen und liegen umher. Ihre breite, gewölbte Brust, die muskulösen Arme und besonders die riesigen Waden zeigen, daß wir hier Leute vor uns haben, welche zu den Bergvölkern gehören, die die Ausläufer des Himalaya und die Waldgebirge bewohnen, die sich von Tibet und China zu beiden Seiten des Brahmaputr bis tief hinab nach Bengalen ziehen. Es sind Nagas, unzivilisierte Stämme von den blauen Bergen, welche dort am südlichen Horizont in langer Kette vor uns liegen; ein starkes, raublustiges Volk, das nur zu oft von seinen Bergen herunterkommt, um auf den umliegenden Faktoreien zu morden und zu plündern. Die wir jetzt vor uns sehen, sind auf einer friedlichen Handelsreise begriffen. Sie sind herabgestiegen, um die Erzeugnisse ihrer felsigen Täler und Höhen, Baumwolle, Tabak, die farbenreichen, dauerhaften Gewebe ihrer Frauen und die auf der Jagd erbeuteten Hirschgeweihe und Elefantenzähne, gegen Salz, Opium, Messer u. dgl. umzutauschen. Große

Körbe, die sie auf dem Rücken tragen, und die durch ein um die Stirn gelegtes Band festgehalten werden, bergen ihre Schätze. Daneben stehen, in die Erde gestoßen oder an Bäume gelehnt, ihre purpurgefärbten Lanzen mit Spitzen an beiden Enden. Schnüre von Muscheln und große polierte Elfenbeinstücke schmücken ihren Körper; starke Lederriemen schützen ihre vom Bergsteigen übermäßig entwickelten Waden gegen Dornen und Gewürm. Der lange Wurfspieß, Bogen und Pfeile sowie die nie fehlende Dah, ein 5 cm breites und 80 cm langes Schwert ohne Spitze in hölzerner Scheide, sind ihre übrigen Waffen. Alle, auch die sie begleitenden Frauen und Mädchen, sind nur mit einem Lendenschurz bekleidet, nur bei rauhem Wetter tragen sie wollene Decken. Das Rauchen ist ihre Hauptleidenschaft. Kleine, aus hohlem Bambus gefertigte Pfeifen sehen wir in aller Munde, selbst die kleinen Mädchen dampfen mit. Sie verstehen genügend Assamesisch, um uns auf unsere Fragen über Woher und Wohin zu antworten. Der Anführer erzählt uns, daß ihr Warenaustausch beendet ist, und daß sie morgen in der Frühe ihren Heimweg antreten werden. Auf steilen, unwegsamen Pfaden steigen sie zurück auf ihre Waldberge, um den in ihren Hütten Zurückgebliebenen die eingetauschten Herrlichkeiten zu überliefern. Wir zeigen ihnen unsere Bücher, versuchen, ihnen den Inhalt derselben zu erklären. Masihdas fängt an ein Bhajan zu singen, wir finden aber bei ihnen nicht das geringste Verständnis für das, was wir sagen.

„Pothi na lage“ (Das Buch will ich nicht), ist die einzige Antwort, die uns auf das Anpreisen unserer Ware gegeben wird.

Ein langgezogener Pfiff von unserem Mar ruft uns zurück. Wir machen dem Anführer den üblichen Abschiedssalam, den er vollständig unbeachtet läßt, und eilen zurück

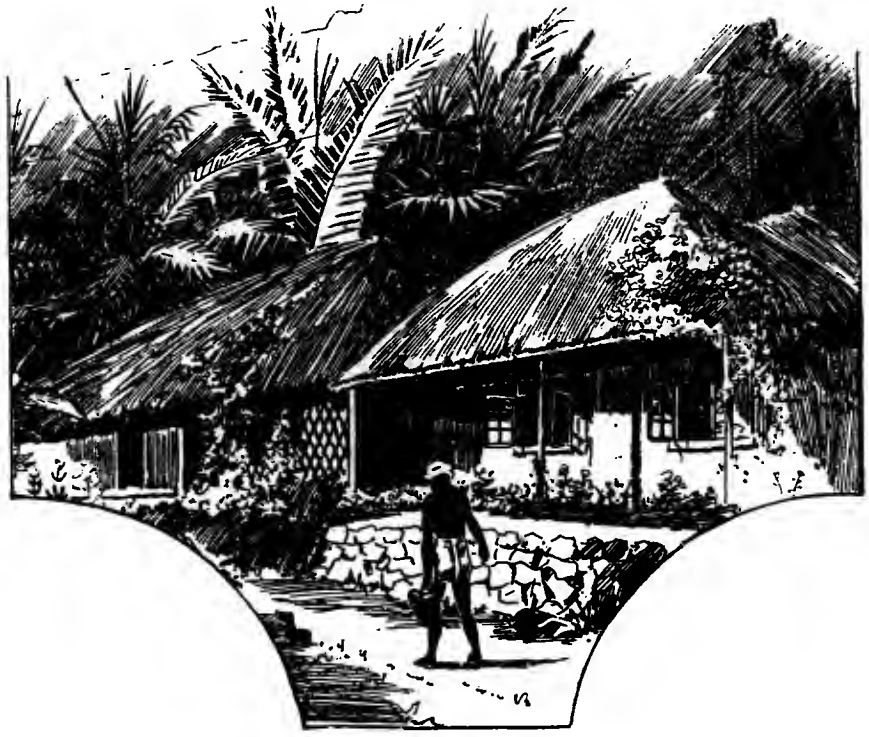
zum Boot, welches seine Fahrt den Strom hinauf weiter fortsetzt.

Wir passieren am linken Ufer ein in Trümmern liegendes Fort, welches vor nicht langer Zeit der Radschah von Jorhat zu bauen angefangen hatte, dessen Vollendung aber von den Engländern aus politischen Gründen verboten wurde. Der Radschah selbst ist jetzt nichts als ein Gutsbesitzer. Meilenweite Reisfelder breiten sich vor uns aus. Die Ernte ist leider vorbei, und statt üppiger, grüner Saaten sehen wir nur graue Stoppeln, auf denen große Herden von Büffeln weiden. Diese Tiere streifen wild in den Wäldern Assams umher und werden von den Eingeborenen gefangen und gezähmt. Sie werden dann zum Pflügen und Lasttragen benutzt. Man lenkt sie mittels eines Strickes, welcher durch ihre durchstochene Nasenwand gezogen ist. Scharen von hochbeinigen, weiß gefiederten Vögeln, die unwillkürlich an unsere Reiher erinnern, hüpfen und fliegen um sie her, oder sitzen auf ihrem breiten Rücken und lesen ihnen die Fliegen und sonstiges Gewürm ab. Dies sind die Herons (Bokla), die steten Begleiter der Viehherden. Einige Büffel, denen die Moskitos bei der Nachmittagshitze zu störend wurden, haben sich in die am Uferrand stehenden Pfützen gelegt und halten nur die Köpfe aus dem Wasser. Die Moskitos fallen blutgierig in dichten Schwärmen über diese her, aber der Büffel weiß sich zu helfen: sowie er den Kopf ganz besetzt fühlt, steckt er ihn, ehe sich's seine Peiniger versehen, mit einem plötzlichen Ruck unter das Wasser und ersäuft sie alle. Dasselbe Manöver wiederholt er etwa alle fünf Minuten und verschafft sich auf diese Weise ein beneidenswertes, mückenfreies Dasein.

Der dunkle Waldsaum, welcher im Westen die Reisfelder begrenzt, rückt immer näher. Bald gleitet unser

Boot in den dichten Schatten des Urwaldes, wir legen den lästigen, schweren Sonnenschirm beiseite und erquicken uns an der kühleren Luft. Noch eine Stunde steht die Sonne am Himmel, wir werden also unser Ziel vor Einbruch der Nacht erreichen. —

Der Wald lichtet sich allmählich, ein Geläut wie von Glocken schlägt durch die Abendstille an unser Ohr, einzelne lichte Rauchwolken steigen über die dunkelgrünen Gipfel vor uns auf, noch zehn Minuten und unser Mar liegt am Landungsplatz, wo es mit starken Tauen an den zu diesem Zweck eingerammten Pfählen befestigt wird. Die statt der Glocken hierzulande gebrauchte Gong (große Metallscheibe) läßt ihre weithin dringenden Töne noch erschallen und ruft die Arbeiter aus der Plantage. Es ist



Bungalow der Teeplantage.

Sonnabend Abend. Trupps von Männern und Frauen kommen aus den zu beiden Seiten des Weges angelegten Teepflanzungen und ziehen lachend und schwatzend an uns vorüber ihren Hütten zu. Wir sehen keine Assamesen unter ihnen, es sind alles Bengalen und aus den Nordprovinzen eingeführte Kulis. Sie sehen gut gepflegt aus, die seidenen Lendenkleider sowie einzelne silberne Arm- und Halsspangen, die einige von ihnen tragen, beweisen, daß sie von ihrem Lohn schon bedeutende Ersparnisse gemacht. Etwas abseits vom Wege steht das Wohnhaus des Besitzers der Plantage. Herr Clever ist ein alter Bekannter von mir, dem ich meinen Besuch schon brieflich mitgeteilt und den ich um Erlaubnis gebeten habe, morgen für seine Kulis Gottesdienst halten zu dürfen. Er tritt eben aus dem gegenüberliegenden Teehaus, um von seinen Aufsehern die Berichte über die Tages- und Wochenarbeit entgegenzunehmen. Ich lohne unsere Bootsleute ab. Ein Diener schafft mein Gepäck ins Wohnhaus. Für Masihdas ist bei dem zweiten Buchführer, der in der Missionsschule in Dibrughar erzogen worden und, obgleich noch nicht getauft, doch dem Christentum nahesteht, Quartier gemacht. Frau Clever, die einzige Europäerin in diesem Bezirk, empfängt mich mit herzlicher Freundlichkeit und während ich mich auf meinem Zimmer gesellschaftsfähig mache, ist Herr Clever hereingekommen, und wir gehen zu Tisch. Nach dem Essen hat Frau Clever die Güte, uns einige reizende schottische Lieder zum besten zu geben. Clever begleitet und spielt meisterhaft. Er ist einer von den Pflanzern, die es verstanden haben, mitten im Urwald, abgeschnitten von aller Zivilisation und kirchlichem Leben, den Gentleman und den Christen zu bewahren. Ich vergesse für den Augenblick meine Müdigkeit und die Tatsache, daß wir hier wie in einer kleinen Oase

von Dschungel und Heidentum umgeben sind, und glaube mich in die heimatlichen Kreise Europas zurückversetzt. Und welche Reife des Urteils liegt in jedem Wort, das Herr Clever sagt. Es ist mehr denn 25jährige Erfahrung, die aus dem Manne spricht, er ist eine lebendige Geschichte der Teekultur in Assam.

Natürlich sprechen wir viel über Mission unter den Heiden und seelsorgerische Tätigkeit unter den zerstreut lebenden Europäern. Herr Clever bedauert mit mir, daß es noch keiner Missionsgesellschaft möglich gewesen ist, diesen Bezirk zu besetzen, und erklärt sich bereit, das Gehalt eines eingeborenen Katechisten zu bestreiten, wenn ihm einer gesandt werden könne.[1]) Am nächsten Morgen um zehn Uhr ruft die Gong die Arbeiter und Beamten der Plantage zum Gottesdienst. Derselbe soll in dem Packhause stattfinden. Das ist ein großes, aus Holz und Bambus aufgeführtes, luftiges Gebäude, in welchem der während der Saison gewonnene Tee, soweit er nicht gleich versandt werden konnte, in gewaltigen Holzbehältern, welche inwendig mit Zinkplatten ausgeschlagen sind, bis zum Ende der Saison aufbewahrt wird. Der große Packraum am südlichen Ende des Gebäudes ist zum Gottesdienst hergerichtet. Saubere Palmmatten bedecken den Fußboden, auf denen die Leute sich niederlassen, Männer und Frauen getrennt. Ein mit dunkler Decke behangener Tisch und an den Wänden aufgestellte Stühle für die eingebornen Beamten vervollständigen die Ausstattung. Herr und Frau Clever nehmen an einem kleinen Tische abseits Platz. Obgleich selbstverständlich kein Arbeiter gezwungen ist, den Gottesdienst zu besuchen, so ist doch der Raum gedrängt

[1]) Dieser Plan ist später an mehreren Mittelpunkten ausgeführt worden.

voll, denn jeder will eben gern hören, was der Sahib zu sagen hat, und es ist eine Abwechselung in dem gleichmäßigen Lauf der Tage.

Bei einem solchen Gottesdienste ist selbstverständlich an Gemeindegesang, Liturgie usw. nicht zu denken, denn die Hunderte von Leuten, die da sitzen, sind ja Heiden, man macht also die Predigt zur Hauptsache. Mit Masihdas Hilfe konnten wir hier einen reich ausgestatteten Gottesdienst halten. Ich erhob mich und erklärte der Versammlung zuerst den Zweck unseres Kommens; dann sang Masihdas mit Begleitung seiner Ektar ein Bhajan. Ein längeres Gebet mit Vorlesung von Schriftstellen aus dem Alten und Neuen Testament folgte. Nach einem zweiten Lied des Kolporteurs hielt ich meine Ansprache, in der ich mit den einfachsten Worten den Zuhörern den Heilsplan Gottes erklärte und den Heiland predigte. Dann noch ein drittes Lied, und Gebet und Anrufung des göttlichen Segens schloß den Gottesdienst. —

Ein rührendes Nachspiel folgte: während ich und der Kolporteur noch mit den Leuten sprachen und sie einluden, von den Büchern, die Masihdas anbot, zu kaufen, waren zwei kleine Knaben schüchtern an den Tisch herangetreten und legten jeder eine kleine Silbermünze auf denselben als ihr Opfer. Es waren die beiden Kinder des vorher erwähnten zweiten Buchführers, der in der Missionsschule die Sitte des Geldopfers bei den christlichen Gottesdiensten gelernt und sie jetzt in dieser „kindlichen" Weise ausüben ließ.

Im Lauf des Nachmittags machten wir unter Clevers Führung einen Rundgang durch die lines (Kuliwohnungen), wo es noch vielfach Gelegenheit gab, mit den Leuten näher zu sprechen. Ein einfacher Abendgottesdienst beschloß den Tag. —

Masihdas wollte eigentlich mit mir den nächsten Morgen zurückkehren. Clever aber riet ihm dringend, seine Reise noch weiter ins Innere auszudehnen, mit der Versicherung, daß er überall gute Aufnahme finden würde. Er versprach ihm, zu diesem Zwecke Empfehlungsbriefe an benachbarte Plantagenbesitzer mitzugeben und ihm einen Kuli zum Tragen seines Gepäcks und der Bücher zur Verfügung zu stellen. Masihdas nahm selbstverständlich mit Freuden an, und so trennten wir uns am Montag Morgen, er zog weiter landein, und ich fuhr auf Clevers Teeboot, welches eine große Ladung Tee flußabwärts für den Dampfer nahm, zurück zum Brahmaputr, wo ich noch am selben Abend an Bord des Radschmahal gehen konnte, welcher kurz vor meiner Ankunft am Landungsplatz Anker warf.

Wie mein Freund Somra ein Christ wurde.

1. Die Krisis.

Es ist Regenzeit in Indien. Die Schleusen des Himmels und die Brunnen der Tiefe haben sich aufgetan und das durstige Erdreich getränkt. Monatelang hat die Glut der Sonne Tag für Tag das Mark des Bodens ausgesogen, und heiße Winde, über das Land wegfegend, haben aller Vegetation ein Ende gemacht. Die Bäche und Flüsse sind ausgetrocknet, von vielen ist sogar der Quell versiegt, die Teiche und Brunnen sind leere Tiefen und Gruben, das Gras ist verdorrt, das Laub mit einer dichten, graubraunen Staubkruste überzogen, der Boden durchfurcht von weitklaffenden Spalten, und Mensch und Vieh lechzt unter der Qual der Tag und Nacht anhaltenden Hitze nach Erquickung. Da sind endlich, nach fast halbjährigem Schmachten die so lang ersehnten und von Christ und Heide erflehten Wetterwolken am Himmel heraufgefahren. Unter Blitz und Donner und erderschütterndem Sturm sind sie geborsten, und Gott hat aufs neue regnen lassen über Gerechte und Ungerechte, über Christ und Heide, und beide danken ihm, ein jeder nach seiner Art, so gut er's kann und weiß.

Nach den ersten Gewitterstürmen, die wie entfesselte Himmelskräfte über Berg und Tal hinbrausten und mit ihren Wasserströmen den erschöpften Fluren neue Lebenskraft einfluteten, hat sich der ganze Himmel mit dichten Wolkenmassen verschleiert, die selbst die Strahlen einer

indischen Sonne nicht mehr durchbrechen können, die heißen Winde sind zu kühlenden geworden, und der Wassersegen träufelt ohne Unterlaß, bald in überschwemmender Fülle, bald in linden Schauern herab und stillt auch das unersättlichste Verlangen nach dem köstlichen Naß. Die Bäche rauschen von neuem durch die Fluren, die Flüsse wälzen wieder ihre erdfarbenen Wellen den Riesenströmen Indiens oder dem Ozean zu, die Teiche und Brunnen füllen sich wie früher bis an den Rand und darüber, die Erde legt das fahle Trauergewand der heißen Zeit ab und das grüne, blumendurchwebte Freudenkleid des Lenzes an, mit frischer Kraft pulsiert das Leben in ihr und auf ihr, und Mensch und Tier vegetieren nicht länger, sie leben.

Doch nicht lange währt die Freude. Wohl hat die Regenzeit in ihrem Anfang alles neubelebt und dem landbauenden Eingebornen die Möglichkeit gewährt, dem Acker das Samenkorn zu übergeben, von dessen Ertrag er das kommende Jahr zu leben hofft, der Fortgang der Regenzeit aber und die lange Dauer derselben verdunkeln gar bald die lebensvollen Züge des heiteren Bildes, das ihr Beginn geschaffen, und zeichnen uns die düstere Kehrseite desselben. Das anhaltende schwüle, nasse Wetter erzeugt schon nach einigen Wochen böse, oft tödliche Krankheiten. Die Häuser und Hütten der Eingebornen, aus Erde gebaut, mit niedrigen, dünnen Wänden und leichtem Strohdach, ohne alle Rücksicht auf gesunde Lage oder Einrichtung eng zusammengedrängt, versperren jedem Luftzug den Weg, das Wasser findet aus den Gehöften keinen Ausweg, der Boden im Hof wird bald zum Morast, die Feuchtigkeit dringt in die Hütten, der Regen trieft durch die morschen Dächer auf den Flur derselben, der Mensch und Vieh zur Wohnstatt dient. Der Eingeborne, in seiner

Lebensweise stets unbekümmert, denkt nicht daran, sich gegen Nässe und Kälte zu verwahren, er erträgt beide mit einem uns unbegreiflichen Gleichmut, bis ihm das Fieber die Glieder schüttelt und er sich an den Feuerplatz in der Hütte legt, um — zu sterben. —

Es ist Regenzeit, und ihre Segenstage haben sich auch in dem Dorfe Ittila für viele in Tage der Angst verwandelt. Aus mancher heidnischen Hütte ist die Totenklage erschallt, und auch die in dem Orte wohnenden Christen sind nicht ohne Trübsal geblieben. Die Christen wissen's und bekennen's aber, daß sie in der Hand eines allmächtigen Heilandes sind, der auch der Krankheit Einhalt gebieten und selbst vom Tode erretten kann, und nie zeigt sich ihre Glaubens- und Gebetsfreudigkeit in hellerem Licht, als zu solchen Zeiten. Wer ihnen zusähe, wie sie einander besuchen, sich gegenseitig pflegen und mit- und füreinander beten, der würde wohl erkennen, daß die Bruderliebe, welche sie als Heiden nicht einmal dem Namen nach erkannt haben, zu einer Lebenskraft in ihnen geworden, seit sie Christen geworden. —

Es ist eine stürmische Nacht im September. Der Regen peitscht an die von der Nässe zerbröckelnden Lehmmauern der Hütten. Da öffnet sich leise die Tür einer Hütte. Eine Frau tritt heraus. In eine dunkle Decke eingehüllt zum Schutz gegen den Wind und mit dem plumpen Bambusschirm notdürftig den Regen abwehrend, arbeitet sie sich, die Richtung nach dem andern Ende des Dorfes einschlagend, durch die Finsternis, das Unwetter und das den Steig überfließende Wasser hindurch, bis sie vor Anstrengung keuchend und den Regen abschüttelnd am Ziel ihrer nächtlichen Wanderung angelangt ist.

Sie steht vor einem Christenhause. Es ist die Wohnung des Katechisten, welcher, von der Mission angestellt,

die kleine Ortsgemeinde und die Bekehrten in der nächsten Umgegend seelsorgerisch verpflegt. Die Frau will an die roh zugehauene Holztür pochen — sie will rufen — doch Angst und Furcht schnüren ihr die Kehle zu — ihr Herz klopft zum Zerspringen — aber es muß sein — sacht drückt sie die Tür nach innen — sie steht in dem Wohnraum des Katechisten. Mansidh[1]) hat sein Nachtgebet gesprochen und will sich zur Ruhe legen. Verwundert springt er auf:

„Was willst du?"

„Babu,[2]) mein Mann stirbt, kommt zu ihm!"

„Was soll ich bei ihm?"

„Betet für ihn -- rettet ihn!"

„Welche Krankheit hat er?"

„Fieber wird's sein — was weiß ich — rettet ihn!"

„Ich komme."

Geführt von der Frau langt er in kurzer Zeit in der Hütte des Kranken an. Er kennt ihn ganz gut, denn das Dorf ist nicht so groß, daß dem Katechisten nicht auch alle Heiden in demselben bekannt wären. Es ist Somra, ein sonst verständiger Mann, mit dem der Katechist schon oft geredet hat. Jetzt liegt er hilflos auf der Tscharpay[3]) am Feuer — der Kopf glüht ihm, die Pulse fliegen — er leidet unaussprechlich. Seit mehreren Wochen schon quält ihn das Fieber. Die gewöhnlichen Hausmittel haben nicht angeschlagen. Man hat den Odschha (Dorfzauberer) gerufen. Der Pahan (Dorfpriester) hat auf Somras Wunsch einen schwarzen Hahn im Sarna, dem heiligen Hain, auf dem Opferstein den Bhuts den bösen Geistern, welche Krankheit und Unglück ins Haus bringen, geopfert, auch

[1]) Christenname, bedeutend: einer, dessen Herz fertig — bereit — ist.

[2]) Herr.

[3]) Lager.

dies hat nichts genützt. Die Krankheit wird immer schlimmer. Da faßt die Frau einen verzweifelten Entschluß. Sie weiß, daß die Christen in ihren Trübsalen zu ihrem Gott beten, und daß sie von den Padris Medizinen erhalten, welche Wunder wirken:

„Ich rufe den Babu," sagt sie, als Somra in seiner Not stöhnend mit irrem Auge umherblickt. — Der Babu ist da.

„Friede sei mit diesem Hause," ist sein Gruß, als er in den düstern Raum tritt. Er kniet neben Somra nieder und untersucht ihn. Ja, hier tut Hilfe not. Ohne sich auf Erklärungen einzulassen, hebt er Hände und Augen nach oben und bittet in inbrünstigem Gebet den Heiland um Rettung für Somra. Die Frau, obgleich sie die Bedeutung der Worte kaum versteht, fühlt aber und weiß, daß jetzt der mächtige Christengott angerufen wird, und laut aufschluchzend wirft sie sich auf die Knie, mit ihrer Stirn die Erde schlagend. Ein glaubensfreudiges Amen schließt das Gebet. Mansidh sagt der Frau, daß sie von diesem Augenblick fest auf die Hilfe Gottes hoffen müsse. Er selbst werde in aller Frühe nach der Missionsstation gehen und Medizin holen, mittlerweile solle sie des Kranken Haupt mit kaltem Wasser kühlen.

„Unser Gott wird helfen, du mußt es aber glauben," sagt er ihr mit ernster, bedeutsamer Stimme, als er fortgeht.

„Han, Babu," — ja, Herr — sagt sie zitternd, und einen Strahl von Hoffnung im Herzen wartet sie ihres Amts.

Mansidh geht auf dem Rückwege beim Hause des Gemeindeältesten vorbei. Es ist besser, denselben von der Angelegenheit zu verständigen. Der Älteste verspricht, am Morgen nach Somra zu sehen und auch für ihn zu

beten. — Noch vor Sonnenaufgang ist der Katechist auf seinem Wege nach der Station. Er erhält die erforderlichen Medikamente und kehrt hoffnungsvoll nach Ittila zurück. Er geht direkt zu Somras Hütte, wo er den Ältesten noch findet, der die Frau im Krankendienst abgelöst hat. Der Katechist übernimmt jetzt die Rolle des Arztes. Somra, bei dem das Delirium zeitweilig nachgelassen, hat von seiner Frau gehört und verstanden, was sie getan. Er ist zu schwach zum Sprechen, aber er nimmt die ihm dargereichte Medizin, und fragend und bittend ruht sein Blick auf Mansidh, der ihm mit ruhigen Worten Trost zuspricht und ihm sagt, er werde wieder gesund werden, er müsse es aber glauben und Gott nun selbst darum bitten. Somra sagt nichts — er kann nicht, aber zum Zeichen der Zustimmung versucht er die Hände an die Stirn zu legen. —

Hier werden manche Leser gewiß den Kopf schütteln und fragen: wie kann der Mann zu Gott beten, den er ja noch gar nicht kennt? Somra kennt allerdings den wahren Gott noch nicht, und doch ist es Tatsache, daß er ihn nun anruft. Die klugen, gebildeten, auf der Höhe der Zivilisation ihrer Zeit stehenden Athener verehrten auch einen „unbekannten Gott" und errichteten ihm einen Altar. Somra hat bisher an die Gottheiten seines Volkes, deren Namen, Eigenschaften und Kultus sich seit undenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat, geglaubt und ihnen gedient. Da ist Darha, die Gottheit des Hains und des Feldbaus. Da ist Tschanda, die Göttin der Jagd, da sind vor allem die Bhuts, das sind böse Geister oder Dämonen, vor denen sich diese Naturkinder am meisten fürchten. Diese Bhuts sind die Urheber jeglichen Unglücksfalls, jeder Krankheit, man faßt sie alle zusammen unter dem Namen Shaytan, was etwa dem Begriff des Teufels

(Satan) als Urquelle alles Bösen entspricht. Diese Bhuts müssen durch Opfer versöhnt werden, welche aus Hühnern, Schafen, Büffeln, Reis, Blumen 2c. bestehen, die der Pahan (Dorfpriester) im heiligen Hain darbringt.

Mit all diesen übernatürlichen Wesen hat sich Somra bisher nach hergebrachter Weise abgefunden. Da kam die große Krisis in seinem Leben — die Krankheit zum Tode! Seine Opfer erwiesen sich nutzlos — der Odschha und der Pahan konnten ihm nicht helfen. Als sie ihr Geld eingesteckt hatten, kümmerten sie sich nicht weiter um ihn. Er mußte sterben! Da trat eine neue Macht in seinen Lebenskreis — Jshwar, der Gott der Christen! Seit der Nacht, in welcher der Katechist ihn besucht und mit ihm gebetet hat, ist das Dasein dieser Macht ihm mehr und mehr zum Bewußtsein gekommen. Mansidh hat seines Amtes als Arzt treulich gewartet. Er hat dem Kranken die Medizin genau nach der Vorschrift gereicht, hat für angemessene Diät gesorgt, hat ihn Tag und Nacht gepflegt wie seinen leiblichen Bruder. Der Gemeindeälteste hat abwechselnd mit ihm des Nachts am Krankenlager gewacht, so daß Buttni, Somras Frau, kaum etwas für ihren Mann zu tun brauchte und mit ihren Kindern unbesorgt das Feld bestellen konnte. Jeder der beiden Christen hat Tag für Tag und jeden Abend mit ihm und für ihn gebetet, daß Gott ihn heilen möge. Er selbst hat endlich auch die Hände erhoben und gebetet: „he Jshwar engan bhala nana!“ (o Gott, mach mich gesund!). Von der Nacht an ist eine Wendung in seiner Krankheit eingetreten, sein Gemüt ist zuerst ruhiger geworden, dann hat die Medizin ihre Wirkungen nicht verfehlt, die Glut des Fiebers hat nachgelassen, Lebenshoffnung ist wieder in sein Herz eingezogen, und je gewisser er wurde, daß er leben würde, desto eifriger hat er gebetet: he Jshwar, engan

bhala nana! Somra weiß von diesem Gott bis jetzt nichts weiter, als daß er da ist, denn die Christen beten ihn an, und daß er tätig ist, denn er hat ihn gesund gemacht, und deswegen hat er ihn auch angerufen.

Diese beiden Gewißheiten sind das ganze Maß der Kenntnis, welche Somra bis jetzt von Gott hat. Sie sind das Senfkorn eines Glaubensanfangs, welches, wenn es genährt und gepflegt wird, zum Lebensbaum werden kann. Wird es ignoriert und vernachlässigt, so vertrocknet und stirbt es, die lebensvollen Eindrücke verwischen sich wieder, und Somra bleibt, was er war, — ein Heide. —

2. Das Opfer.

Somra ist genesen. Es ist Mitte Oktober. Die Regenzeit geht zu Ende. Schon reift der Reis auf den höherliegenden Feldern, und Somra und seine Frau haben sich schon besprochen, daß der erste Korb Reis, den sie ernten, dem Babu als Opfer für seinen Gott gegeben werden soll. Denn eins ist ihnen bei der wunderbaren Heilung unverständlich geblieben, nämlich daß der Katechist für alle seine Mühe kein Geld oder Opfer von ihnen gefordert hat, was doch beim Pahan oder Odschha die Hauptsache gewesen wäre. Der Katechist hat sich überhaupt seit Somra's Genesung zur großen Verwunderung der beiden Eheleute nicht mehr bei ihnen blicken lassen.

Da eines Abends, als die Tagesarbeit vorüber und Somra sich behaglich mit der Hukka (Pfeife) vor seine Hütte gesetzt hat, während Buttni mit den Resten des Abendessens die Hühner füttert, tritt der Babu plötzlich zur kleinen Hoftür herein.

Somra springt auf, macht seinen Salam und stellt ihm eine Tscharpay zum Niedersetzen hin. Der Babu setzt

sich, und Somra greift wieder zur Hukka. Buttni scheucht die Hühner in die Hütte, wo sie sich auf Bambusstangen, die in einer Ecke ins Dach gesteckt sind, zur Nachtruhe niederlassen, und setzt sich neben die Tür im Rücken des Babu, denn sie will natürlich auch hören, was er zu sagen hat.

„Nun Somra, mit der Gesundheit geht's gut?"

„Ja, Babu."

„Und wie geht's den Kindern?"

„Sie sind alle gesund."

„Helfen tüchtig im Felde, was?"

„Ja, Babu."

„Ist der Reis geraten?"

„Ja, wenn der Tikadar[1]) nichts raubt, wird die Ernte gut."

„Und wie steht's mit dem Gundli (Hirseart) und dem Surgudscha (Ölpflanze)?"

„Wenn's jetzt Sonnenhitze gibt, werden beide gedeihen."

„So, da bist du wohl nun ganz zufrieden?"

„Ja, wenn wir und die Kinder zu essen haben, warum sollen wir dann nicht zufrieden sein."

„Natürlich, besonders wenn ihr auch gesund seid."

Somra schweigt.

Buttni verdrießt dies Schweigen, sie faßt die Sache persönlich auf und sagt: „Was wäre denn aus uns geworden, wenn er nicht gesund geworden wäre, der Tikadar hätte uns das Feld genommen, und wir wären verhungert." Das Blut wallt ihr heiß zum Herzen, wie sie an die Not denkt, die sie durchgemacht.

---

[1]) Dorfpächter, der das Land wieder in kleinen Parzellen an die ärmeren Leute verpachtet.

„So wär's wohl gekommen," meint der Katechist nachdenklich, „hast du dir das auch klar gemacht, Somra?"

„Kya jane!" (wer kann's wissen) erwidert dieser vorsichtig mit der bei den Eingebornen so beliebten Phrase, wenn sie nicht wissen, wo der Sprechende hinaus will.

„Nun, so viel ist doch gewiß, daß du hättest sterben müssen, wenn Ishwar (Gott) in seiner Gnade dich nicht gesund gemacht hätte."

Ja, das steht fest, darüber hat Somra nicht den geringsten Zweifel.

„Na, also! Ist dir denn nun nie der Gedanke gekommen, daß du Gott auch etwas geben solltest, nachdem er dir Leben und Gesundheit aufs neue geschenkt, obgleich du ein Heide bist?"

„Aha nun kommt's" — denken Somra und Buttni — nämlich der Geldpunkt, das Opfer. Nun, sie sind ja darauf vorbereitet, der erste Korb Reis ist ja schon für ihn bestimmt, und wenn er zwei Körbe verlangt, so soll er sie auch haben und einen schwarzen Hahn noch obendrein.

„Han, han, denge!" (ja, ja, wir werden geben) rufen beide wie aus einem Munde.

Mansidh lächelt und fährt fort:

„Ich denke, wenn du dein Leben Ishwar verdankst, so sollte es fortan ihm gehören, meinst du nicht auch?"

Somra meint gar nichts, der Gedanke ist ihm noch nicht gekommen, er schweigt.

„Somra und Buttni" — der Katechist macht eine halbe Wendung zu der hinter ihm sitzenden Frau — „überlegt es euch einmal, wollt ihr nach der Gnade, die euch widerfahren ist, wieder zu dem Shaytan und den Bhuts zurückkehren, die euch in eurer Not so schmählich im Stich gelassen haben?"

Beide schweigen, sie verstehn den Babu nicht.

„Was wird Ishwar denken, wenn er sieht, daß ihr ihm nun den Rücken dreht! Während deiner schweren Krankheit haben wir Christen — und du auch — Tag und Nacht zu ihm gefleht, daß er dich vom Tode erretten möge. Er hat's getan. Warum? Damit du noch weiter dem Shaytan dienen könnest — eh?"

Buttni, Somras Frau.

Dem Somra läuft's siedendheiß über den Rücken, er vergißt das Rauchen und starrt den Babu an.

„Buttni, denk an die Nacht, in der du in deiner Angst in mein Haus kamst und, dich vor mir auf die Erde werfend, mich anflehtest, ich solle kommen und Somra retten — wenn ich nun in jener Nacht nein gesagt hätte und nicht gekommen wäre!"

Der Frau tritt der ganze Jammer jener Nacht wieder vor die Seele, ihr Körper zittert, die Tränen quellen ihr aus den Augen, laut aufschluchzend verhüllt sie ihr Gesicht mit dem Tschadder.[1])

„Damals kamst du als Bittende zu mir, heute komme ich als ein Bittender zu euch — nicht für mich, aber für

[1]) Großes Tuch aus grobem Kattun, das die Frauen um die Schultern legen.

den Gott, der eure und unsre Bitten für euch erhört hat, heut bitte ich euch, dient ihm fortan."

Die beiden Leute sind sprachlos. Diese unerwartete Wendung der Dinge übersteigt ihr Begriffsvermögen so vollständig, daß sie keiner Antwort fähig sind.

Ein Katechist.

Erwartungsvoll sieht der Katechist Somra an.

„Du bist jetzt Gottes Schuldner, und deine Schuld kannst du nicht durch Geld, noch Reis noch andere Opfer abtragen. Ishwar hat dir dein Leben gegeben, ihm mußt du es hinfort weihen."

„Wie soll ich das machen — ich bin dumm und weiß nichts!" antwortete Somra endlich abwehrend.

„Das werde ich dich lehren, dazu bin ich hier — und die andern Christen werden es dich auch lehren."

Jetzt erst versteht Somra: „Ich soll Christ werden!" ruft er entsetzt aus.

„Ja, Somra, du sollst Christ werden" erwidert der Babu feierlich, „und Buttni auch und deine Kinder auch." — Die beiden Leute sind starr vor Schreck. — Da tönt wie die Stimme eines Friedensengels die Glocke, welche die Christen zur Abendandacht ruft, von der Kapelle herüber. Der Katechist erhebt sich:

„Was wird Iſhwar denken, wenn er ſieht, daß ihr ihm nun den Rücken dreht! Während deiner ſchweren Krankheit haben wir Chriſten — und du auch — Tag und Nacht zu ihm gefleht, daß er dich vom Tode erretten möge. Er hat's getan. Warum? Damit du noch weiter dem Shaytan dienen könneſt eh?"

Buttni, Somras Frau.

Dem Somra läuft's ſiedendheiß über den Rücken, er vergißt das Rauchen und ſtarrt den Babu an.

„Buttni, denk an die Nacht, in der du in deiner Angſt in mein Haus kamſt und, dich vor mir auf die Erde werfend, mich anflehteſt, ich ſolle kommen und Somra retten — wenn ich nun in jener Nacht nein geſagt hätte und nicht gekommen wäre!"

Der Frau tritt der ganze Jammer jener Nacht wieder vor die Seele, ihr Körper zittert, die Tränen quellen ihr aus den Augen, laut aufſchluchzend verhüllt ſie ihr Geſicht mit dem Tſchadder.[1])

„Damals kamſt du als Bittende zu mir, heute komme ich als ein Bittender zu euch — nicht für mich, aber für

[1]) Großes Tuch aus grobem Kattun, das die Frauen um die Schultern legen.

den Gott, der eure und unsre Bitten für euch erhört hat, heut bitte ich euch, dient ihm fortan."

Die beiden Leute sind sprachlos. Diese unerwartete Wendung der Dinge übersteigt ihr Begriffsvermögen so vollständig, daß sie keiner Antwort fähig sind.

Ein Katechist.

Erwartungsvoll sieht der Katechist Somra an.

„Du bist jetzt Gottes Schuldner, und deine Schuld kannst du nicht durch Geld, noch Reis noch andere Opfer abtragen. Ishwar hat dir dein Leben gegeben, ihm mußt du es hinfort weihen."

„Wie soll ich das machen ich bin dumm und weiß nichts!" antwortete Somra endlich abwehrend.

„Das werde ich dich lehren, dazu bin ich hier und die andern Christen werden es dich auch lehren."

Jetzt erst versteht Somra: „Ich soll Christ werden!" ruft er entsetzt aus.

„Ja, Somra, du sollst Christ werden" erwidert der Babu feierlich, „und Buttni auch und deine Kinder auch." — Die beiden Leute sind starr vor Schreck. — Da tönt wie die Stimme eines Friedensengels die Glocke, welche die Christen zur Abendandacht ruft, von der Kapelle herüber. Der Katechist erhebt sich:

„Ich muß jetzt zur Abendkirche gehen, bedenke, Somra, was du nun tun willst."

Mansidh ging in die Kapelle, hielt mit den versammelten Brüdern die Abendandacht, teilte ihnen nach derselben seinen Besuch bei Somra mit und forderte sie auf, mit ihm den Herrn anzurufen, daß Somras Herz willig gemacht werde, dem Heidentum zu entsagen. —

In Somras Hütte ist mit des Babus Besuch die Sorge eingekehrt. Furcht und Zweifel erfüllen die Herzen der beiden Leute, die bis jetzt an nichts anderes gedacht haben, als wie sie ihr tägliches Dasein fristen konnten, und wenn sie der Tikadar in Ruhe ließ, mit sich selbst und der Welt zufrieden waren.

Nun haben die Worte des Katechisten in ihren Herzen einen Sturm entfesselt, den nichts beschwichtigen kann, sie haben einen Stachel in ihre Seele gedrückt, dessen Widerhaken sich nur desto tiefer eingraben, je eifriger sie bemüht sind, ihn herauszureißen.

„Du bist jetzt Gottes Schuldner!" Das ist das Wort, welches Somra Tag und Nacht in den Ohren tönt, es ist das einzige, was er aus des Katechisten Rede wörtlich und ganz verstanden hat. — Er weiß, was eine Schuldenlast zu bedeuten hat, er ist des Tikadars Schuldner und des Dorfkrämers Schuldner, er weiß, wie beide ihn jedes Jahr nach der Ernte quälen, nun ist ein dritter Gläubiger dazugekommen, einer, mit dem er nicht reden kann, den er nicht sieht, der sein Leben in seiner Gewalt hat, dem er nun mit Leib und Seele angehören soll! und um diese Schuld zu tilgen, soll er — muß er Christ werden, einen andern Weg gibt's nicht für ihn.

Aber was wird der Tikadar sagen, der schon von Natur ein abgesagter Feind der Christen ist? Was werden die Verwandten sagen? Werden sie nicht alle Gemein-

schaft mit ihnen abbrechen und sie fortan als Fremde betrachten? Welches Unglück werden die Bhuts und der Shaytan über sie bringen, wenn sie ihnen den Dienst aufsagen? Und bei diesem Gedanken überfällt sie eine neue Angst: wird nicht der Christengott sie auch mit Unglück strafen, wenn sie sich jetzt weigern, ihm zu dienen? Zerrissen von diesen Gedanken schwanken sie tagelang ratlos hin und her, ohne zu einem Entschluß zu kommen und ohne Ruhe zu finden. Da endlich meint Buttni, ob es denn nicht ratsam sei, mit dem Pratschin (Gemeindeältesten), der ja auch ihres Stammes sei, die Angelegenheit zu beraten, der werde ihnen gewiß sagen, was sie tun sollten. Dem Somra scheint das auch das beste zu sein, und an einem der folgenden Abende gehen beide zu ihm und schütten ihm ihr Herz aus. Der Älteste sagt ihnen rund heraus, nach der großen Gnade, die ihnen von Gott widerfahren sei, gebe es nur einen Weg für sie und der sei — Christ zu werden. Der Christengott könne nicht mit Geld und Opfern abgefunden werden, er wolle den Menschen selbst zu seinem Diener und Eigentum: „Ihr müßt Christen werden."

„Aber der Tikadar!"

„Ja, der wird natürlich euer Feind, wie er unser aller Feind ist, aber wir halten alle zusammen, und wenn er es zu arg treibt, so können die Sahibs im Gerichtshof und der Padri auch helfen. Leiden müssen wir alle, aber unser Gott läßt uns nicht zuschanden werden."

„Und die Bhuts!"

Der Älteste lächelt: „Daß die Bhuts nichts sind, das habt ihr doch gesehen. Wir Christen fürchten uns auch vor dem Shaytan nicht, denn unser Gott hat ihn überwunden, und wenn ihr aufrichtige Gläubige werdet, so kann er euch nicht schaden."

Den beiden Leuten wird's schon leichter ums Herz.

Auch die Verwandtenfrage wird durchgesprochen, und der Älteste rät ihnen, sich den Ihrigen aufrichtig zu erklären, es sei ja möglich, daß dieselben später ihrem Beispiel folgen und auch Christ werden könnten.

„Aber wir wissen nichts vom Christentum."

„Ich und die anderen Brüder haben auch nichts davon gewußt, wir sind unterrichtet worden, und nun werden wir euch unterrichten."

„Was sollen wir nun tun?"

„Ihr müßt euren heidnischen Wandel aufgeben und die Bhuts nicht mehr fürchten. Nächsten Sonnabend gehn wir zum Padri, der schreibt eure Namen in das Christenbuch ein, und dann gehört ihr zu uns, ihr kommt in die täglichen Gottesdienste, und der Katechist lehrt euch." — Als Somra und Buttni ihren Heimweg antraten, fühlten sie, daß ihre Herzen schon getroster geworden sind. Die Worte des Ältesten haben sie beruhigt, das Christwerden ist augenscheinlich nicht so schrecklich, wie sie gefürchtet haben. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch einen Besuch Mansidhs, dem der Älteste mitgeteilt hat, daß die beiden Leute bei ihm gewesen, und der sie am nächsten Abend aufsucht und nicht nur alles bestätigt, was ihnen der Älteste gesagt hat, sondern noch viel mehr hinzufügt. Er lüftet ein wenig den Schleier, der dem Heiden die Herrlichkeit des Christentums verdeckt, — er spricht von einem Heiland, der sie liebt, von einer Vergebung der Sünden, von einer Gotteskindschaft, von einem ewigen Leben. Das meiste von all dem ist ihnen ja unverständlich, sie verstehen die religiösen Ausdrücke nicht, welche der Katechist braucht, denn in ihrer Sprache gibt es keine Worte für Sünde, Buße, Glaube, Seligkeit, Heiland usw., und es fehlt ihnen der Begriff dafür, und der Katechist

weiß, daß sie sie nicht verstehen, er will sie aber ahnen lassen, daß die Religion, die sie annehmen sollen, etwas Herrliches, Heiliges, Überirdisches ist, das ihre Seelen sättigen und ihr Leben göttlich machen wird.

„Bes, kaom," — ja, wir wollen gehen — (nämlich zum Padri, um unsere Namen aufschreiben zu lassen), ist endlich der Bescheid, der sich dem Herzen der beiden Leute entringt, als Mansidh fortgeht. Somra schuldet dem Christengott sein Leben, und sie wollen die Schuld bezahlen, indem sie beide Christen werden. —

3. Es kostet viel ein Christ zu sein.

Am folgenden Sonntag findet die monatliche Feier des heiligen Abendmahls auf der Missionsstation statt. Mansidh hat zugleich seinen Monatsbericht abzustatten, er verläßt daher sein Dorf schon am Sonnabend, und Somra und Buttni sowie deren ältester Sohn begleiten ihn. Er führt die Leute zum Missionar, erzählt ihm ihre Geschichte und befürwortet auf Grund seiner persönlichen Kenntnis der Familie, daß sie zur Vorbereitung für die Taufe angenommen werden. Der Missionar spricht freundlich mit den beiden, bestärkt sie in ihrem Entschluß und betet mit ihnen, daß Gott der Herr sie nun in seinen besondern Schutz nehmen und für ihre schwere Aufgabe stärken und erleuchten möge. Sie haben kaum etwas davon verstanden, sie sind aber demütig mit niedergekniet und wissen, daß der Padri sie nun sozusagen amtlich dem Christengott übergeben hat. Sie haben am Sonntag die wunderbaren Gottesdienste sowohl in der großen Stationskirche als auch die Morgen- und Abendandachten in der Kapelle unter des Katechisten Führung besucht, sie haben auch die Schulen und Erziehungsanstalten für die Waisen-

kinder gesehen und sind mit einem dumpfen Gefühl des Staunens erfüllt worden über all das Fremde, noch nie Gesehene. Es hat sie nicht abgestoßen, denn von den vielen Hunderten von Christen, die sie in diesen zwei Tagen auf der Station gesehen, haben sie viele als ihrem Stamm zugehörig erkannt, sind auch von ihnen in ihrer eigenen Sprache angeredet worden, und alle haben ihnen die Hände geschüttelt und sie als Bruder und Schwester begrüßt, so daß ihnen endlich ganz zuversichtlich zu Mut geworden ist und sie sich schon auf ihren nächsten Besuch auf der Station freuen. Dann müßten auch die andern Kinder mitkommen, meint der Junge, damit sie auch diese Scharen von weißgekleideten Knaben und Mädchen sehen, die hier so fröhlich sind, so schön singen und auch ihm „Yisu sahay“ [1]) zugerufen haben, als er am Sonnabend Abend an ihren Spielplätzen gestanden und ihren Spielen zugesehen hat. Am Montag Morgen zieht Mansidh mit seinen Schützlingen wieder der Heimat zu. Manches Wort der Belehrung und weisen Rates gibt er ihnen auf dem Heimweg, er verspricht sie oft zu besuchen und sobald die Erntearbeit vorüber, den Unterricht mit ihnen anzufangen. So betreten die Leute ihr Heim, das von diesem Augenblick an kein heidnisches mehr sein, sondern ein christliches werden soll. Von diesem Augenblick an beginnt der Riesenkampf, den diese einfachen, ungebildeten Naturkinder ebensogut durchkämpfen müssen, wie der mit aller Intelligenz und allem nur erdenklichen Wissen ausgestattete, moderne Hindu Indiens, ein jeder in seiner Weise, um ein Christ zu werden.

Schon ihre häusliche Umgebung tritt ihnen bei ihrer Heimkehr im schärfsten Gegensatz entgegen und läßt sie die

---

[1]) „Jesus helfe“, der übliche Christengruß.

Tatsache, daß sie nun nicht mehr Heiden sind, in ihrer folgenschweren Bedeutung ganz empfinden.

Dort in der Ecke der Hütte stehen die rauchgeschwärzten Töpfe, in denen sie als Heiden ihren Lieblingstrank, das Reisbier, brauten. Ein Leben ohne Bode[1]) ist ihnen undenkbar. Die Kunst, es zu bereiten, hat sich seit undenklichen Zeiten unter ihnen vererbt, jedes Familienmitglied ist in die Geheimnisse desselben eingeweiht, und ihnen allen war der Genuß des anregenden Stoffes zur Lebensbedingung geworden. Der Reis zum Bode durfte nie fehlen; ging der Vorrat auf die Neige, so versagte man sich lieber die tägliche Mahlzeit und behalf sich mit einem Ersatz von Hirsebrot und Kräutern oder Blättern, die man auf dem Felde und im Walde pflückte, um die Körner für den Trank zu sparen. Und war dann doch das letzte Korn vertrunken, so wurde beim Dorfkrämer auf Rechnung der nächsten Ernte das nötige Quantum geborgt.

Die Leute frönen also dem Trunk ohne Ausnahme seit undenklichen Zeiten und von Jugend auf, er ist für sie Nationalsitte und Lebensbedürfnis. So war es auch bei Somra bis gestern. Heute sollte er ihn als Nationallaster betrachten und überzeugt sein, daß es Sünde ist, weiter zu trinken. Er hat es gestern dem Padri versprochen, nicht mehr zu trinken. Was gibt der Mann damit auf! Wenn er dem Bode entsagt, so opfert er damit ein Stück seines Volks- und individuellen Lebens!

Da steht er nun vor den Töpfen, — was tun! Sie verstecken — heimlich Bode brauen und heimlich trinken? Verlockender Gedanke! Doch was würde das nützen. Der

[1]) Name des Reisbiers.

im Dorfe stationierte Katechist, der Gemeindeälteste oder die andern Christen würden es doch erfahren, auch sie haben ja dem Bode entsagen müssen. Und der Christengott, der alles sieht, — würde der ihn nicht strafen? Das Opfer muß gebracht werden, und — hinaus fliegen die Scherben. —

Unter dem Dach, an den Bambusstangen angeknüpft, hängen mit Lumpenstückchen umbunden oder in hohle Bambusröhrchen gesteckt, die Medizinen, Zaubermittel und Amulette, die bis jetzt für die Leute eine Art Hausapotheke bildeten. Schlangenköpfe, Rattenknochen, Bären- und Tigerklauen, Kügelchen von wohlriechendem Holz, dürre Wurzeln, getrocknete und pulverisierte Kräuter und Palmenblattstückchen mit wundersamen Zeichen bemalt, bilden den Inhalt der kleinen Teufelsapotheke. Der „weise Mann" des Dorfes hat sie dem Somra für schweres Geld zusammengestellt, als seine Familie wuchs und mancherlei Krankheit sich einfand. Doch auch diese Schätze dürfen nicht länger im Hause bleiben, denn sie stammen aus der Satansküche, und Somra hat dem Padri geloben müssen, den Shaytan und seine Hilfe in Zukunft nicht mehr in Anspruch zu nehmen, sondern sich ganz und gar unter den Schutz des Christengottes zu stellen, der ihm ja schon einmal mit seiner Allmacht geholfen habe und es auch ferner tun werde, wenn er treu zu ihm halte. Dem Shaytan wird also der Dienst aufgesagt. Was er dazu sagen wird, ist freilich eine andere Sache. Wird er sich nicht rächen? Wird er die Kinder nicht krank machen und das Vieh sterben lassen? Die schrecklichsten Befürchtungen steigen in den Herzen der Leute auf, als sie die kostbaren Bündelchen zum letztenmal in den Händen halten. Daß der Christengott helfen kann, ist ihnen ja klar, das hat er tatsächlich bewiesen.

„Da wird er auch die etwa vom Shaytan gesandten Krankheiten heilen können", meint Buttni endlich zuversichtlich. Aber die Entscheidung ist doch schwer! Der Vater bindet, Zweifel und Furcht im Herzen, ein Bündelchen nach dem andern vom Dach los und öffnet es mit den Kindern, um sich den Inhalt noch einmal zu besehn. Die Kräuter und die Tigerklauen möchten sie so gern behalten, die einen hat die alte Großmutter, die von der Last der Jahre gedrückt, stumpf und teilnahmlos draußen im Sonnenschein vor der Tür sitzt, gesammelt und sie vom Dorfzauberer eigens zubereiten lassen, als vor Jahren die Cholera im Dorf wütete. Die andern hat der Bruder des Vaters eigenhändig dem Tiger ausgerissen, den er erschlug, als er in die Viehhürde einbrechen wollte, und jetzt gelten sie als der sicherste Talisman gegen die Anfälle dieses wütenden Menschenfeindes. Kann sie der Christengott auch gegen die Cholera und den Tiger schützen? Und doch, wird er nicht zürnen, wenn sie auch nur etwas behalten, was dem Shaytan geweiht war? Der Padri hat ihnen gesagt, wenn sie Christen würden, so müßten sie ihrem Gott ganz vertrauen, mit dem Teufelsdienst, seinem Priester und seinen Medizinen dürften sie durchaus nichts mehr zu tun haben, — also fort damit! Und ein gewaltiges Stück Familienglaube und -trost fliegt mit den Bündelchen zur Tür hinaus. —

An der Seite des Herdes, der Tür gegenüber, wo die Bogen und Pfeile, die Vogel- und Fischnetze und die Tigeraxt an der Wand aufgehängt sind, da hängen auch die Musikinstrumente des Hauses, die langleibigen Trommeln, die an beiden Enden geschlagen werden, die flachgeformten Handtrommeln und die kleinen kesselartigen Dammas an dünnen Riemen vom Pflock in der Wand, und schlanke, mit allerhand Zieraten tätowierte Bambus-

flöten stecken darüber im Dachgras, und an die Wand angelehnt steht die einfache, aber stets begehrte Ektar, d. h. die Geige mit einer Saite. Die Trommeln groß und klein gaben des Abends auf dem Dorfplan die Musik zum Tanz, und bei allen Festaufzügen waren sie unentbehrlich, die gelbgrünen Flöten waren die steten Begleiter der Knaben, wenn sie das Vieh auf den abgeernteten Reisfeldern oder im nahen Walde weideten. Aus Feld und Wald ließen sie vom Morgen bis zum Abend ihre einfachen Naturweisen ertönen, und des Nachts im Burschenhaus war die Flöte stets zur Hand, um die Melodien zu den neu gedichteten Liedern zu erfinden. Die Ektar endlich begleitete mit ihrem monotonen Geklimper die Lieder, die in der Dämmerstunde vor der Hoftür oder im nahen Mango-Hain oder auch des Nachts im Burschenhaus von einzelnen oder im Chor gesungen wurden.

Diese harmlosen Instrumente werden doch nicht auch verbannt werden — es wird doch auch den Bekehrten gestattet sein, zu spielen und zu singen! „Ja, die Instrumente dürft ihr behalten," haben die andern Christen gesagt, „ihr müßt sie aber nur zur Begleitung christlicher Gesänge gebrauchen, überhaupt von jetzt an nur christliche Lieder singen." „Wir kennen aber keine", hat Somra erwidert. „O kommt nur in die Andachten und Gottesdienste, die wir in unsrer Kapelle haben, da werdet ihr sie lernen," ist die Antwort gewesen. Die Trommeln und die Flöten und die Ektar bleiben also an ihrem Ort, und froh, wenigstens diese Kleinodien aus den Trümmern eines vergangenen Lebens gerettet zu haben, macht sich die Familie an die Besorgung der Hausgeschäfte, welche der endende Tag mit sich bringt. Die Abendmahlzeit beschließt denselben. Auf blankgescheuerten Messingtellern

teilt die Mutter den mit Wasser abgekochten schneeweißen Reis, welcher mit einer Handvoll gekochter Kräuter oder Baumblattgemüse oder auch nur mit einer Pfefferschote und ein paar Körnchen Salz das frugale Abendbrot der Hausgenossen bildet.

Sie haben gehört, daß die Christen beim Essen beten, was sie aber beten, weiß der Hausvater Somra nicht. Sie begnügen sich daher mit der althergebrachten Sitte, sich vor und nach dem Essen sorgfältig Hände und Mund zu waschen, und wenn sich diese Mahlzeit von allen früheren in etwas unterscheidet, so ist es in dem verdächtigen Stillschweigen, das auf der Gruppe ruht. Das Herz, das zu andern Zeiten so leichtfertig auf der Zunge saß, ist heut schwer, und kein Scherzwort will über die Lippen des sonst so fröhlichen jungen Volks.

Der Ton einer Glocke, welche im Dorf geläutet wird, dringt jetzt an ihr Ohr. Sie ruft die kleine Christengemeinde des Orts zum Abendgebet in die Kapelle und erinnert auch Somra an sein Versprechen, an demselben teilnehmen zu wollen. Aber müde von der Reise, erschöpft von der ungewohnten Gedankenarbeit des Tages, bedrückt von der ungewissen Zukunft, fühlt er, daß er heut abend der Aufgabe, sich in der Christengemeinde einzuführen, nicht gewachsen ist, er verschiebt den Gang auf morgen und sucht mit den Seinen die Ruhe.

4. Der schwere Kampf.

Am andern Morgen verläßt Somra seine Hütte wie gewöhnlich, um mit den Büffelochsen aufs Feld zu ziehen. Da fällt sein Auge auf die hohen Steinplatten, die zur Erinnerung der verstorbenen Vorfahren im Hof, auf dem Acker oder auch auf dem Dorfplatz errichtet werden. Da

stehen sie, an der Hofseite unter dem Pipalbaum und mahnen ihn an seine Väter, deren Glauben er nun verlassen hat, und ein Schauer der Furcht durchrieselt ihn bei dem Gedanken, daß sie ihm zürnen und seinen Abfall an ihm heimsuchen könnten. Er merkt's auch auf dem Weg durchs Dorf, daß seine heidnischen Nachbarn ihn schief ansehn, denn die Nachricht, daß er Christ geworden, hat sich schon im Ort verbreitet und alle Freundschaft zwischen ihm und ihnen aufgehoben. Er fühlt, daß er von ihrer Gemeinschaft hinfort ausgeschlossen ist und allein dasteht.

Vom Felde um die Abendzeit heimkehrend, sieht er, daß im Mangohain am Eingang des Dorfes große Vorbereitungen zu einem allgemeinen Schmause im Gange sind. Ein Schwein wird geschlachtet, lange Reihen von Töpfen mit Reisbier gefüllt, werden zurechtgestellt und Weiber und Mädchen sitzen umher, Teller aus breiten Baumblättern zusammensteckend, in denen den Teilnehmern am Mahl die Fleischportionen gereicht werden sollen, während Männer das geschlachtete Tier abhäuten, zerlegen und in die auf Holzfeuern bereitstehenden Kochtöpfe werfen. Unter ihnen erkennt er manche seiner früheren Zechbrüder, und mit magischer Kraft zieht's ihn hin zu ihnen, um sich mit ihnen noch einmal in den wilden Taumel heidnischer Freude zu stürzen. „Warum nicht hinübergehen?" sagt der Versucher, „nur dies eine Mal noch schwelge in den gewohnten Genüssen!"

Er kann nicht widerstehen. Er biegt vom Wege ab, um in den nahen Hain einzutreten. Da fühlt er seine Hand gefaßt, und der Gruß der Christen: Yisu sahay (Jesus helfe) fällt in sein Ohr. Betroffen wendet er sich um. Neben ihm steht Mansidh, der Dorfkatechist. Er hat Somra in seinem Hause aufgesucht, und da er ihn nicht

gefunden, wollte er ihm aufs Feld folgen, um ihn einzuladen, heut Abend die Andacht der Christen zu besuchen, und — er kam zur rechten Zeit. Sein Händedruck und Gruß retteten — ihm unbewußt — das jüngste Glied seiner Gemeinde. Somra verspricht zu kommen, und der Katechist geht weiter. Jetzt auf einmal denkt er an das Versprechen, das er dem Missionar gegeben, niemals wieder an heidnischen Festlichkeiten und Trinkgelagen teilzunehmen, und die eben überstandene Versuchung hat ihm die Bedeutung dieses Versprechens in ihrer ganzen Größe gezeigt.

Doch noch hat er den Angriff eines viel grimmigeren Feindes zu bestehen. Sein Weg führt ihn am Gehöft des Tikadars, des Dorfpächters, vorbei, der seine Hukka rauchend in der Veranda sitzt.

„He, Somra!"

Nichts Gutes ahnend tritt Somra heran.

„Ist's wahr, daß du auch Christ geworden bist?" fährt ihn der Tikadar an.

„Ja, Babu."

„Nun wirst du wohl auch ein Aufrührer werden wie die andern Christen und meinen Befehlen nicht mehr gehorchen!"

Somra steht verständnislos da:

„Was die andern Christen tun, weiß ich nicht, ich will tun, was recht ist."

„Recht! Was weißt du von Recht, mein Befehl ist hier Recht!"

„Solange Sie nichts gegen Gesetz und Herkommen von mir verlangen, werde ich Ihnen gehorchen; wenn Sie mich aber zu Frondiensten zwingen, so beschwere ich mich beim Missionar."

„Natürlich, und du wirst wohl auch wie die übrigen Christen dich weigern, weiter am Sonntag für mich zu arbeiten!"

„Was kann ich tun, der Padri hat mir befohlen, am Sonntag keine Feldarbeit zu tun und in die Kirche zu gehen."

„Richtig — und hat er dir nicht auch verboten, zu den jährlichen Opferfesten des Dorfes beizusteuern?"

„Das hat er allerdings getan, weder ich noch meine Kinder sollen hinfort etwas mit diesen Festen zu tun haben."

„Und wenn ich deine Feldrente erhöhe, so sollst du die Zahlung verweigern, hat er dir dies nicht auch gesagt?"

„Darüber haben wir nicht gesprochen, aber wenn Sie jetzt mehr Pacht für den Acker verlangen als früher, so würde ich sie nicht zahlen können."

„Da haben wir's, du Lump, deswegen also bist du zum Padri gelaufen. Aber wir wollen doch sehen, was der Padri alles für dich tun wird. Wo ist die Pacht, die du mir nun schon seit zwei Jahren schuldest? Her mit dem Gelde!"

Somra kann vor Schreck kaum antworten:

„Ich schulde Ihnen nur dies Jahr, für das vergangene Jahr habe ich voll bezahlt."

„So, da zeige mir doch die Quittung."

„Sie wissen's recht gut, daß ich keine habe, Sie geben uns ja nie Quittungen, wenn wir die Pacht bringen!" [1])

---

[1]) Die gewöhnlichen Leute können nicht lesen, und dies nehmen die Tikadare oft zum Vorwand, überhaupt keine Quittungen auszustellen.

„Siehst du, da haben wir dich, du Lügner. Entweder du zahlst mir heut die schuldige Rente für die zwei Jahre, oder ich verklage dich beim Gericht, dann mußt du auch noch die Zinsen und die Kosten bezahlen."

Somra legt mit demütig bittender Gebärde die Hände vor die Stirn zusammen, beugt sich vor dem gewaltigen Mann zur Erde und fleht:

„Ach Babu, tun Sie das nicht, Sie wissen ja, daß ich die Wahrheit geredet, woher soll ich soviel Geld nehmen!"

„So geh doch zum Padri, der ist ja jetzt dein Mabap[1]) geworden, sieh doch, wie der dir helfen wird, und das Pachtland kündige ich dir hiermit, ich geb's einem andern."

„Babu, wovon sollen wir dann leben, der Acker ernährt ja mich und meine Kinder."

„Der Padri wird euch schon füttern, und wenn du Land pachten willst, so mag er dir welches verschaffen, wenn er so mächtig ist. Nun geh, du Harmzada."[2])

Somra geht. In seiner Hütte angekommen, erzählte er den Seinen, wie's ihm gegangen, und nimmt damit ihnen und sich selbst den letzten Rest von Mut. Nun wissen sie, was Christ werden heißt: dem Liebsten entsagen, Freunde zu Feinden machen, den unauslöschlichen Haß des Mannes auf sich laden, der die Macht und den Willen hat, sie zu ruinieren, falsche Beschuldigungen, kostspielige Prozesse, Verlust des alten Ackers, der die Familie seit Jahrhunderten ernährt hat, Verfolgungen von seiten des Tikadars und seiner Helfershelfer — verlassen von den Genossen und Freunden, mit denen er bis jetzt in

---

[1]) Soviel wie „Eltern" (Mutter — Vater).

[2]) Schuft, Halunke.

vollständiger Gemeinschaft gelebt, — das sind die tatsächlichen Früchte seines Übertritts zum Christentum.

Die Abendmahlzeit wird heut kaum angerührt. Die Mutter sitzt da und schluchzt mit den Töchtern über das schreckliche Los, das sie getroffen, und das sie nicht getroffen hätte, wenn sie nicht Christen geworden wären. Die Jungen sitzen bald stumm, bald schelten sie auf den grausamen Mann, der ihnen alles genommen. Der Jammer ist mit vollen Segeln in den Hafen ihres Hauses eingelaufen und hat seine spitzen Ankerhaken in ihre Seele eingegraben.

Da tönt, wie gestern, die Glocke von der Christenkapelle herüber. Sie ruft alle, die mühselig und beladen sind, zu einem, der sie erquicken will, und heut ruft sie auch Somra nicht vergebens. Heut muß er zu den Christen! Seine Freunde haben ihn verlassen, seine Nachbarn sehen ihn nicht an, sein Feld hat er verloren, der Tikadar droht ihm mit schwerem Unglück, den Shaytan, die Bongas und Bhuts, die ihm sonst wohl hätten helfen können, hat er selbst aufgegeben, nun ist ihm nichts geblieben als die Christen und ihr Gott.

Er tritt aus dem Hause. Dem Lichtschein nachgehend, der ihm aus der Kapelle freundlich entgegen winkt, tritt er mit anderen Christen, die an der Türe standen, in das Innere.

Schmucklos und einfach wie der Christ, ist auch sein Gotteshaus. Die Erdwände sind mit Kalk getüncht, der Fußboden mit Matten bedeckt, denn Stühle oder Bänke gibt es nicht. Öffnungen in der Wand vertreten die Fenster. Jetzt ist der Raum von einem irdenen Lämpchen erhellt, neben dem der Katechist und der Gemeindeälteste Platz genommen haben, während der Rest der Versammelten, unter denen auch die Kinder nicht fehlen, sich

im Halbkreise vor ihnen niederläßt. Somra bleibt bescheiden am Eingang sitzen.

Ein Lied, welches der Katechist mit der Gemeinde anstimmt, eröffnet die Andacht. Darauf folgt die Verlesung eines kurzen Bibelabschnitts mit Erklärung und Nutzanwendung oder eine kurz gehaltene Katechese über eine Katechismusstelle. Dann erhebt sich die Gemeinde, um mit lauter Stimme ihren christlichen Glauben (das apostolische Glaubensbekenntnis) zu bekennen. Ein Gebet des Katechisten oder Ältesten, in dem auch Somras und seiner Familie fürbittend gedacht wird, schließt mit dem von allen Anwesenden laut gebeteten Vaterunser und beendet die Andacht. Die Christen erheben sich, und indem sie sich untereinander die Hand reichen, trennen sie sich mit dem Gruß „Yisu sahay“. Auch Somra schütteln sie alle die Hand, und alle begrüßen ihn mit dem Namen Bhay (Bruder) und wünschen ihm des Herrn Hilfe. Er weiß nicht, ob und was er ihnen erwidern soll, aber wie

Somras Großmutter.

vollständiger Gemeinschaft gelebt, das sind die tatsächlichen Früchte seines Übertritts zum Christentum.

Die Abendmahlzeit wird heut kaum angerührt. Die Mutter sitzt da und schluchzt mit den Töchtern über das schreckliche Los, das sie getroffen, und das sie nicht getroffen hätte, wenn sie nicht Christen geworden wären. Die Jungen sitzen bald stumm, bald schelten sie auf den grausamen Mann, der ihnen alles genommen. Der Jammer ist mit vollen Segeln in den Hafen ihres Hauses eingelaufen und hat seine spitzen Ankerhaken in ihre Seele eingegraben.

Da tönt, wie gestern, die Glocke von der Christenkapelle herüber. Sie ruft alle, die mühselig und beladen sind, zu einem, der sie erquicken will, und heut ruft sie auch Somra nicht vergebens. Heut muß er zu den Christen! Seine Freunde haben ihn verlassen, seine Nachbarn sehen ihn nicht an, sein Feld hat er verloren, der Tikadar droht ihm mit schwerem Unglück, den Shaytan, die Bongas und Bhuts, die ihm sonst wohl hätten helfen können, hat er selbst aufgegeben, nun ist ihm nichts geblieben als die Christen und ihr Gott.

Er tritt aus dem Hause. Dem Lichtschein nachgehend, der ihm aus der Kapelle freundlich entgegen winkt, tritt er mit anderen Christen, die an der Türe standen, in das Innere.

Schmucklos und einfach wie der Christ, ist auch sein Gotteshaus. Die Erdwände sind mit Kalk getüncht, der Fußboden mit Matten bedeckt, denn Stühle oder Bänke gibt es nicht. Öffnungen in der Wand vertreten die Fenster. Jetzt ist der Raum von einem irdenen Lämpchen erhellt, neben dem der Katechist und der Gemeindeälteste Platz genommen haben, während der Rest der Versammelten, unter denen auch die Kinder nicht fehlen, sich

im Halbkreise vor ihnen niederläßt. Somra bleibt bescheiden am Eingang sitzen.

Ein Lied, welches der Katechist mit der Gemeinde anstimmt, eröffnet die Andacht. Darauf folgt die Verlesung eines kurzen Bibelabschnitts mit Erklärung und Nutzanwendung oder eine kurz gehaltene Katechese über eine Katechismusstelle. Dann erhebt sich die Gemeinde, um mit lauter Stimme ihren christlichen Glauben (das apostolische Glaubensbekenntnis) zu bekennen. Ein Gebet des Katechisten oder Ältesten, in dem auch Somras und seiner Familie fürbittend gedacht wird, schließt mit dem von allen Anwesenden laut gebeteten Vaterunser und beendet die Andacht. Die Christen erheben sich, und indem sie sich untereinander die Hand reichen, trennen sie sich mit dem Gruß „Yisu sahay". Auch Somra schütteln sie alle die Hand, und alle begrüßen ihn mit dem Namen Bhai (Bruder) und wünschen ihm des Herrn Hilfe. Er weiß nicht, ob und was er ihnen erwidern soll, aber wie

Somras Großmutter.

sie ihm alle so herzlich die Hand drücken und freundlich ansehen, wie endlich auch der Katechist und der Älteste herantreten und ihn mit feierlichem Handschlag und „Yisu sahay“ in ihre Gemeinschaft aufnehmen, da ist's, als wenn sich der eiserne Ring der Sorge und Angst von seinem Herzen löste, er fühlt sich nicht mehr verlassen und ausgestoßen, er fühlt, daß hier eine Gemeinschaft von Stammesgenossen ist, die sich zu ihm bekennt, die ihn als einen der Ihrigen betrachtet, ja die für ihn zu ihrem Gott gebetet hat, dem Gott, der ihn vom Tode errettet. Der Balsam der Hoffnung ergießt sich in jenem Augenblick in seine Herzenswunden. Er war in der Absicht gekommen, den Katechisten von den Drohungen des Tikadars in Kenntnis zu setzen und ihn um Rat und Hilfe zu bitten, jetzt aber verschiebt er's auf morgen, heut genügt ihm schon die Gewißheit, daß die Christen zu ihm stehen, und sie erfüllt ihn mit solcher Zuversicht, daß er schnellen Laufes nach Hause eilt, um den Seinen die frohe Botschaft zu verkündigen, und mit ihr fällt der erste Lichtstrahl in die kummervollen Herzen der Familie. Getröstet suchen sie ihr Lager, und noch im Traum sieht Somra seine neuen Brüder um sich stehen und hört von eines jeden Lippe den wunderbaren Gruß „Yisu sahay.“ —

5. Wandlungen.

Es ist über ein Jahr vergangen, seit Somra mit seiner Familie dem Heidentum entsagt und sich bereit erklärt hat, Christ zu werden. Er ist seit jenem Abend, an dem er zum erstenmal in der Kapelle war, und der für ihn und die Seinen den Wendepunkt in seinem Leben bildete, unter der beständigen geistlichen Pflege der Mission, d. h. in diesem Falle des Katechisten und des Gemeinde-

Auf der Missionsstation.

sie ihm alle so herzlich die Hand drücken und freundlich ansehen, wie endlich auch der Katechist und der Älteste herantreten und ihn mit feierlichem Handschlag und „Yisu sahay" in ihre Gemeinschaft aufnehmen, da ist's, als wenn sich der eiserne Ring der Sorge und Angst von seinem Herzen löste, er fühlt sich nicht mehr verlassen und ausgestoßen, er fühlt, daß hier eine Gemeinschaft von Stammesgenossen ist, die sich zu ihm bekennt, die ihn als einen der Ihrigen betrachtet, ja die für ihn zu ihrem Gott gebetet hat, dem Gott, der ihn vom Tode errettet. Der Balsam der Hoffnung ergießt sich in jenem Augenblick in seine Herzenswunden. Er war in der Absicht gekommen, den Katechisten von den Drohungen des Tikadars in Kenntnis zu setzen und ihn um Rat und Hilfe zu bitten, jetzt aber verschiebt er's auf morgen, heut genügt ihm schon die Gewißheit, daß die Christen zu ihm stehen, und sie erfüllt ihn mit solcher Zuversicht, daß er schnellen Laufes nach Hause eilt, um den Seinen die frohe Botschaft zu verkündigen, und mit ihr fällt der erste Lichtstrahl in die kummervollen Herzen der Familie. Getröstet suchen sie ihr Lager, und noch im Traum sieht Somra seine neuen Brüder um sich stehen und hört von eines jeden Lippe den wunderbaren Gruß „Yisu sahay."

5. Wandlungen.

Es ist über ein Jahr vergangen, seit Somra mit seiner Familie dem Heidentum entsagt und sich bereit erklärt hat, Christ zu werden. Er ist seit jenem Abend, an dem er zum erstenmal in der Kapelle war, und der für ihn und die Seinen den Wendepunkt in seinem Leben bildete, unter der beständigen geistlichen Pflege der Mission, d. h. in diesem Falle des Katechisten und des Gemeinde-

Auf der Missionsstation.

ältesten, die ihn und seine Familie unterrichten und für die Taufe vorbereiten, gewesen. Sein Anschluß an die andern Christen ist ein vollständiger geworden, sein Haus ist ein Glied der großen Glaubensgemeinschaft geworden, welche die christliche Kirche errichten will. Ab und zu ist er auch auf der Missionsstation gewesen, wo ihn der Zuspruch des Missionars, dem er alle seine Sorgen anvertraut hat, noch mehr aber der Verkehr mit den Tausenden von Christen, die sich auf derselben besonders zu Festzeiten zusammenfinden, in seinem schweren Leid getröstet und in seinem Entschluß, dem Christengott zu dienen, bestärkt haben.

In materieller Hinsicht hat sich seine Lage wenig gebessert. Der Dorfpächter hat seine Drohung wahr gemacht und den Acker, den Somra bisher von ihm in Pacht gehabt, anderweitig vergeben und ihn außerdem wegen angeblich schuldiger Rente verklagt. Somra hat den Prozeß verloren, weil es ihm unmöglich war, durch eine Quittung die Zahlung der Summe zu beweisen, er mußte demgemäß den Betrag noch einmal zahlen und auch die Kosten tragen. Um das Geld aufzubringen, mußte er sein Zugvieh verkaufen. Er besaß also im vollsten Sinne des Worts nichts mehr. Er suchte im Nachbardorf etwas Acker zu pachten. Das gelang ihm auch, aber die Bewirtschaftung desselben wurde ihm natürlich durch die Entfernung bedeutend erschwert und teurer. Die Dienste der fehlenden Zugochsen ersetzte er durch ein Übereinkommen mit einem andern Christen, der ihm versprach, ihm seine Büffelochsen für eine bestimmte Zeit zum Pflügen zu überlassen, wenn er ihm dafür eine Anzahl Tage unentgeltlich beim Reisschneiden helfen wolle. Nun fehlte aber das Saatkorn. Die letzte Ernte hatte so viel eingebracht, daß Somra sich gerade mit den Seinen er-

nähren konnte, zur Aussaat war aber nichts übrig geblieben. Somra hat dem Missionar seine Not geklagt und ihn um Hilfe gebeten. Dem letzteren stehen aber für solche Zwecke nur solche Gelder zur Verfügung, welche die Gemeinde selbst durch besondere Sammlungen aufbringt, und der Armen und Bedürftigen sind so viele, daß der Armenfonds nur für den kleinsten Teil derselben hinreicht, selbst wenn der Grundsatz, nur getaufte Christen in Notfällen zu unterstützen, streng durchgeführt wird. Somra muß also zum wucherischen Dorfkrämer seine Zuflucht nehmen, und auch der leiht ihm das Korn nur, nachdem der Dorfälteste Bürge für ihn geworden.

Die soziale Stellung der Familie ist im Lauf des Jahres eine ziemlich erträgliche geworden. Der Tikadar und seine Untergebenen sind allerdings seine Feinde geblieben, aber seine Nachbarn und früheren Freunde haben sich mit der Zeit daran gewöhnt, in ihm einen Christen zu sehen, und wenigstens den äußeren Verkehr mit ihm aufgenommen, wenn auch die innere Harmonie zerstört ist. Diese könnte nur hergestellt werden, wenn er wieder Heide würde. Ebenso haben sich seine Verwandten von ihm eine Zeit lang fern gehalten; als sie aber gesehen, daß er in all seiner Not keine Ansprüche auf ihre Hilfe gemacht hat, haben sie sich in das Unvermeidliche gefügt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß einer oder der andere von ihnen seinem Beispiel folgen wird. Jedenfalls wird Somra keine Mühe sparen, sie dazu zu bewegen, schon aus dem einfachen Grunde, daß durch eine möglichst zahlreiche christliche Verwandtschaft seine Stellung den Heiden gegenüber und in der Gemeinde bedeutend verstärkt wird.

Seine Beziehungen zu den Christen sind von Tag zu Tag fester und inniger geworden. Er hat keinen Abend

in der Kapelle gefehlt, er ist jeden Sonntag mit den Seinen zum Gottesdienst in derselben gewesen. Zu den Festzeiten ist er mit den andern Christen zur Station gegangen und hat dort Christen aus allen Himmelsgegenden in Scharen gefunden, die ihn alle als ihresgleichen angesehen, und er weiß jetzt, daß er das Recht der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft besitzt, die eine Macht im Lande geworden ist, und die seine Interessen zu den ihrigen gemacht hat. — Er hat bald herausgefunden, daß die Christen viel besser als die Heiden und besonders viel klüger sind. Er hat zwei Entdeckungen gemacht, die sein ganzes Verstandesleben umgestalten und dadurch sein Glaubensleben fördern. Nämlich erstens ist ihm klar geworden, daß die Christen denken und zwar ganz anders denken als die Heiden. Er hat bisher eigentlich nie über etwas nachgedacht, d. h. überlegt, kombiniert und Schlüsse gezogen. Gewohnheit und Herkommen schrieben ihm sein Tun und Lassen vor, der Instinkt und Egoismus des Naturmenschen bestimmten seine Neigungen. Reue über Geschehenes, Sorge wegen der Zukunft berührten ihn nicht, er war ein Geschöpf des Impulses und lebte für den Augenblick. Das eigentliche Denkvermögen wurde in ihm erst durch den Gegensatz geweckt, in den er durch sein Christwerden zu seinem vergangenen Leben, seinen heidnischen Anschauungen und Sitten gestellt wurde, und durch die Erkenntnis, daß das Denken und die Gedanken der Christen Dinge zum Gegenstand und Ziel haben, die ihm bisher absolut fremd waren. Und dabei hat er zweitens bald herausgefunden, daß das Denken und Handeln der Christen von Grundsätzen bestimmt werden, die denen des Heidentums direkt entgegenstehen. Er hat gesehen, daß die Christen ein bestimmtes Gesetz haben, nach dem sie ihr Glauben und Leben einrichten, und nach dem ihr Wandel

gerichtet wird. Sie nennen das Gesetz „Wort Gottes", und jeder Christ kennt es. Auch er hat schon viele Vorschriften desselben gehört und sich redlich bemüht, sie zu erfüllen. Auch vom Beten hat er schon eine klarere Idee, und es vergeht kein Tag, an dem er nicht mit seiner Familie das Vaterunser laut betet, und wenn sie schlafen gehen, so flehen sie mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen auf ihren Knien liegend, daß die Gnade des Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes mit ihnen allen sein möge. —

Die Leute hatten also den besten Willen, als sie Christen wurden, alles das abzulegen, was ihnen in ihrem bisherigen Wandel als der christlichen Religion zuwider bezeichnet worden war. Wir nennen alles das Sünde. Der Naturmensch kennt das Wort nicht. Verboten wurden ihnen Teufelsdienst, Verehrung der Bhuts, Glaube an Hexen und Zauberei, Trunk, Lüge und Teilnahme an heidnischen Festlichkeiten. Alles dies hatte vorher den Hauptreiz ihres Lebens ausgemacht. Jetzt wird es ihnen als sündhaft bezeichnet. Nun gibt es tatsächlich Leute, ich denke hier zunächst nur an Missionsfreunde, welche glauben, daß der Heide, sobald er Christ geworden, den Heiden und alles, was ihm als solchem sein Leben lang zur innersten Natur geworden war, vollständig abgelegt habe, und die sich wundern, ja an dem Erfolg der Mission zweifeln, wenn sie hören, daß dies nicht der Fall ist, und daß bei den Christen oft wieder heidnische Gewohnheiten und Handlungen an die Oberfläche treten, denen sie längst entsagt hatten. Solche Leute verlangen das einfach Unmögliche. Wie kann ein Heide auf einmal die oben erwähnten Sünden, die für ihn ja gar keine Sünden waren, mit Stumpf und Stiel aus seinem äußeren und

inneren Menschen ausrotten! Das Verbot des Missionars kann bei einem aufrichtigen Heiden, der Christ werden will, zuerst nur so viel bewirken, daß er sich Mühe gibt, die tatsächliche Beobachtung dieser heidnischen Sitten und Gebräuche zu unterlassen, den Sinn für dieselben und die Neigung, ihnen wieder zu frönen, wird ihm erst die durch Gottes Geist gewirkte Überzeugung ihrer Sündhaftigkeit nehmen. Diese Erkenntnis in ihm anzubahnen und zu vermitteln, das ist die erste große Aufgabe der Mission, die aber nicht im Handumdrehn gelöst werden kann, sondern je nach der betreffenden Individualität jahrelangen Unterricht erfordert. Die Bekehrung eines Heiden ist also nicht ein einmaliger Akt, sondern, offen herausgesagt, die Arbeit eines ganzen Lebens.[1]) Es ist widersinnig, an einem eben erst gepflanzten Bäumchen reife Frucht zu suchen oder von einem Kinde zu erwarten, daß es wie ein Mann denken und handeln solle. Es ist verkehrt und durchaus ungerecht gegen Heidenchristen, von ihnen zu verlangen, daß sie im Geist des Christentums wandeln sollen, wenn dieser Geist noch gar nicht Zeit gehabt hat, sich in ihnen zu entwickeln und eine lebendige Triebkraft zu einem neuen Leben zu werden. Es gibt nichts Großartigeres und Achtungswerteres als eine Seele, die nach der Erkenntnis der Wahrheit und nach Befreiung von der Knechtschaft der Sünde ringt. Wer von den Zuschauern kann sagen, wann dieses Ringen zu Ende ist? Der größte Triumph der Mission ist es schon, wenn sie überhaupt imstande gewesen ist, dieses Ringen in einer Heidenseele anzuregen.

[1]) Ich habe daher z. B. auf die landläufige Frage: Nun, wieviel Bekehrte haben Sie denn? nie mit einer Zahl geantwortet, sondern einfach gesagt: Meine Gemeinde zählt jetzt so und so viele Mitglieder.

Somra ist insofern im Vorteil vor anderen Heidenbekehrten, die allein an einem Orte sind. Die Gemeinschaft mit den andern Christen im Dorf, die alle getauft und zum Teil Abendmahlsberechtigte sind, hat ihn getragen und ihn und seine Familie vor tatsächlichen Rückfällen bewahrt. Versuchungen sind auch an ihn herangetreten, aber die Furcht, den Gott, der ihm zur Gesundheit geholfen, zu erzürnen, das Beispiel der andern Christen, die Ermahnungen und Belehrungen des Katechisten und des Ältesten, und die gnädige Heilandshand, die sich auch diese Seele zum Eigentum erwählt hat, — alle haben ihn gehalten, daß er nicht strauchelte, und jemehr das geringe Maß der Erkenntnis wuchs, desto mehr wuchs die Kraft und der Wille zum Widerstand. Und als in einem Panschayt[1]) vom Katechisten die Frage an die Anwesenden gestellt wurde, ob Somra und seine Familie nun zur Taufe zugelassen werden könnten, da hatte keiner etwas dagegen einzuwenden, und alle gaben ihm das Zeugnis, daß sein Wunsch, ein wahrer Christ zu werden, aufrichtig sei.

Auch während des Taufunterrichts türmten sich Schwierigkeiten auf, die den Leuten schier unüberwindlich schienen, und die bei der Beurteilung derselben unsrerseits schwer ins Gewicht fallen sollten. Nämlich Lernen, und zwar systematisches Lernen ist dem Naturmenschen etwas durchaus Fremdartiges. Er fühlt das um so mehr, wenn auch der Stoff, den er verarbeiten soll, ein ihm fern liegender ist. Muß ihm das zu Erlernende noch dazu in Ausdrücken geboten werden, die er nicht kennt, so läßt sich leicht ermessen, daß die Vorbereitung zur Taufe für ihn

[1]) Wörtlich: „Fünf Männergericht", Bezeichnung der zu bestimmten Zeiten abgehaltenen Beratungen der Christen über Gemeindeangelegenheiten.

ein Berg ist, dessen Erklimmen ihm unmöglich scheint. Hier zeigt sich der Segen der Gemeinschaft. Was er allein vielleicht nie erreicht haben würde, das erreicht er doch in längerer oder kürzerer Zeit durch die Hilfe seiner Kinder. Ihre Geisteskräfte sind noch nicht verknöchert, der Prozeß geistiger Abstumpfung hat bei ihnen noch nicht begonnen, ihr Gedächtnis hat noch zähe Kraft, und ihre Gedankenmaschinerie besitzt die ihr zugehörige Gelenkigkeit in unverkümmertem Maße, so daß sie, von kundiger Hand in Bewegung gesetzt, ihren Dienst nie versagt. Die Kinder, vorzüglich die Knaben, lernen und verstehen viel schneller und gewandter als die Eltern, und es dauert nicht lange, so werden sie die Lehrer der letzteren, indem sie ihnen das Auswendiggelernte oder die darüber empfangenen Erklärungen wiederholt vorsagen und so ihrem Gedächtnis einprägen.

Was unsere Familie betrifft, so bringen sie zwei Eigenschaften mit, die dem Lehrer seine Aufgabe, die oft eine unaussprechliche Geduldsprobe ist, bedeutend erleichtern, nämlich eine ganz widerstandslose Bereitwilligkeit, sich unterrichten zu lassen, und eine unerschöpfliche Ausdauer in dem Bemühen, das zu Erlernende zu bewältigen. Die geistige Schulung, welche sie dabei durchmachen müssen, ist eine ganz erstaunliche, aber mit einer großen Zähigkeit ertragen sie alle Qualen. Ihre Zunge gewöhnt sich an die Aussprache von Worten, die ihnen unaussprechbar schienen, ihre Gedächtniskammern füllen sich allmählich mit kurzen und langen Sätzen in Menge. Sie sind nach und nach imstande, sich Ideen und Gedanken anzueignen, die ihren bisherigen Anschauungen schnurstracks zuwider sind, und das so Angeeignete läßt den Kampf zwischen Finsternis und Licht, zwischen Materie und Geist, zwischen Lüge und Wahrheit in ihnen bald entbrennen. Den endlichen

Ausgang dieses Kampfes jetzt schon vorauszusagen, ist unmöglich, denn sie erhalten erst durch die ihnen später gegebenen sakramentalen Kräfte die volle Waffenrüstung, die ihnen den Sieg möglich macht. Der endliche Sieg aber ist die Summe kleiner Siege, und um die sollen und können sie jetzt schon bitten.

Man hat sie wiederholt versichert, daß, wenn sie Gott von ganzem Herzen bitten, so werde er ihnen seinen Geist geben, das Gelernte zu verstehen und das Befohlene zu tun. Und wie sie in kindlicher Einfalt etwa früher die Anweisungen des heidnischen Dorfpriesters genau erfüllt, so erfüllen sie jetzt wörtlich die ihnen vom Katechisten auferlegte Pflicht des Gebets. Somra betet alle Tage allein und mit den Seinen, und wenn der Katechist vor und nach dem Unterricht für sie um Erleuchtung von oben fleht, so beten sie alle vernehmlich mit. Auf diese Weise und durch das Anhören und Mitbeten der Gebete in den Abendandachten und den Sonntagsgottesdiensten in der Kapelle sammeln sie einen sich täglich fester einprägenden Schatz von Gebetsausdrücken, deren Bedeutung ihnen immer klarer und geläufiger wird. Sie sind von Herzen demütig, und wer sich ein wenig auf das Lesen von Menschengesichtern versteht, der würde, wenn er jetzt Somra und seine Familie wiedersähe, sehr bald aus ihrem Blick und ihren Mienen herauslesen, daß der Geist Gottes und seine Gnade ihr Werk in diesen Leuten treiben. Wenn man Somra jetzt fragte: Bist du ein Sünder? Willst du das sündige Leben lassen und nach Gottes Wort wandeln? glaubst du an den Herrn Jesum Christum? willst du ein wahrer Christ werden? und dergleichen mehr, so würden seine Antworten und der Ton seiner Stimme keinen Zweifel lassen, daß sie ihm von Herzen kommen, und daß es ihm mit dem Christwerden Ernst ist.

Es war um diese Zeit, als ich mit Somra und seinem Hause näher bekannt wurde. Der Mann war, wie schon früher erwähnt, einige Male bei mir auf der Hauptstation gewesen und hatte mir seine Not geklagt. Das taten aber damals buchstäblich Tausende von Neubekehrten, die wegen ihres Übertritts zum Christentum von den Dorfpächtern verfolgt und an ihrem Landbesitz geschädigt wurden. Einige Jahre lang war es so schlimm, daß ich einen eigenen Advokaten annehmen mußte, um den Leuten von seiten der Mission in ihren Rechtshändeln beizustehen. Es war also ganz unmöglich, bei den vielen Bittstellern, die jeden Morgen meine Veranda füllten, neben der Erforschung aller Einzelheiten ihrer Klagen auch auf die innere Geschichte ihrer Bekehrung einzugehen. Das konnte nur geschehen, wenn man entweder auf der Station oder auf den Inspektions- und Missionsreisen mit den Leuten einzeln und persönlich in Verkehr trat. Das geschah meinerseits, als

Somra und seine Familie als Christen.

Ausgang dieses Kampfes jetzt schon vorauszusagen, ist unmöglich, denn sie erhalten erst durch die ihnen später gegebenen sakramentalen Kräfte die volle Waffenrüstung, die ihnen den Sieg möglich macht. Der endliche Sieg aber ist die Summe kleiner Siege, und um die sollen und können sie jetzt schon bitten.

Man hat sie wiederholt versichert, daß, wenn sie Gott von ganzem Herzen bitten, so werde er ihnen seinen Geist geben, das Gelernte zu verstehen und das Befohlene zu tun. Und wie sie in kindlicher Einfalt etwa früher die Anweisungen des heidnischen Dorfpriesters genau erfüllt, so erfüllen sie jetzt wörtlich die ihnen vom Katechisten auferlegte Pflicht des Gebets. Somra betet alle Tage allein und mit den Seinen, und wenn der Katechist vor und nach dem Unterricht für sie um Erleuchtung von oben fleht, so beten sie alle vernehmlich mit. Auf diese Weise und durch das Anhören und Mitbeten der Gebete in den Abendandachten und den Sonntagsgottesdiensten in der Kapelle sammeln sie einen sich täglich fester einprägenden Schatz von Gebetsausdrücken, deren Bedeutung ihnen immer klarer und geläufiger wird. Sie sind von Herzen demütig, und wer sich ein wenig auf das Lesen von Menschengesichtern versteht, der würde, wenn er jetzt Somra und seine Familie wiedersähe, sehr bald aus ihrem Blick und ihren Mienen herauslesen, daß der Geist Gottes und seine Gnade ihr Werk in diesen Leuten treiben. Wenn man Somra jetzt fragte: Bist du ein Sünder? Willst du das sündige Leben lassen und nach Gottes Wort wandeln? glaubst du an den Herrn Jesum Christum? willst du ein wahrer Christ werden? und dergleichen mehr, so würden seine Antworten und der Ton seiner Stimme keinen Zweifel lassen, daß sie ihm von Herzen kommen, und daß es ihm mit dem Christwerden Ernst ist.

Es war um diese Zeit, als ich mit Somra und seinem Hause näher bekannt wurde. Der Mann war, wie schon früher erwähnt, einige Male bei mir auf der Hauptstation gewesen und hatte mir seine Not geklagt. Das taten aber damals buchstäblich Tausende von Neubekehrten, die wegen ihres Übertritts zum Christentum von den Dorfpächtern verfolgt und an ihrem Landbesitz geschädigt wurden. Einige Jahre lang war es so schlimm, daß ich einen eigenen Advokaten annehmen mußte, um den Leuten von seiten der Mission in ihren Rechtshändeln beizustehen. Es war also ganz unmöglich, bei den vielen Bittstellern, die jeden Morgen meine Veranda füllten, neben der Erforschung aller Einzelheiten ihrer Klagen auch auf die innere Geschichte ihrer Bekehrung einzugehen. Das konnte nur geschehen, wenn man entweder auf der Station oder auf den Inspektions- und Missionsreisen mit den Leuten einzeln und persönlich in Verkehr trat. Das geschah meinerseits, als

Somra und seine Familie als Christen.

ich auf einer Missionsreise Somras Dorf berührte. Seine zentrale Lage und der große schattige Mangohain nahe am Orte bewogen mich, es eine Woche lang zu meinem Hauptquartier zu machen, um die christlichen Einwohner besser kennen zu lernen und von da aus die Gemeinden oder einzelne Bekehrte in der Umgegend zu besuchen. Ich ließ mein Zelt und Lager im Hain aufschlagen und widmete die Vor- und Nachmittage den Dörfern in der Nachbarschaft, während ich an den Abenden vor und nach der Andacht in der Kapelle unter des Katechisten oder des Ältesten Führung die einzelnen Familien in Ittila selbst aufsuchte. Schon am ersten Abend nach meiner Ankunft, als mein Lager kaum eingerichtet war, erschien Somra mit seinen Knaben und brachte mir eine schwere Last Feuerholz zum Geschenk. Holz ist ein kostbarer Artikel, die Leute haben oft nichts als gedörrten Kuhdung zum Feuern, und es hatte ihnen tagelange Arbeit gekostet, ehe sie es aus dem fernen Walde zusammengebracht hatten. Das Geschenk machte ihm aber augenscheinlich aufrichtige Freude, und ich nahm es dankbar an. Von da her stammt meine besondere Freundschaft für Somra. Ich sah ihn und seine Familie jeden Tag während meines Aufenthalts in Ittila, erfuhr von ihm noch viele Einzelheiten seiner Geschichte und erhielt dabei einen Einblick in sein inneres Leben, der mich so sehr zu seinen Gunsten stimmte, daß ich mich entschloß, ihm nach Kräften zu helfen. Ich besprach die Sache mit Mansidh, welcher mir riet, einige von Somras Kindern auf Missionskosten auf der Hauptstation erziehen zu lassen. Die Eltern willigten mit Freuden ein. So wurde der älteste Sohn und die älteste Tochter dazu bestimmt. Ehe ich Ittila verließ, wurde die ganze Familie nach vorhergegangener Prüfung am Sonntag nach dem Hauptgottesdienst in der Dorfkapelle getauft.

Somra hatte sich selbst den Namen Prabudas (des Herrn Knecht) gewählt. Er war sehr froh, als die Taufe vorüber war.

„Nun habe ich meine Schuld an Gott abgetragen," sagte er zu mir, als ich ihm herzlich die Hand schüttelte und ihm des Herrn Segen wünschte, „nun bin ich ganz Gottes Eigentum."

Und — er ist des Herrn Eigentum geblieben bis ans Ende. Jedesmal wenn er auf die Hauptstation kam, um nach seinen Kindern zu sehen, besuchte er mich. Bei den Gesprächen, die wir dann miteinander hatten, konnte ich klar genug das innere Wachstum des Mannes verfolgen. Er lernte, obschon in vorgerücktem Alter, noch lesen und schreiben und war stolz, mir jedesmal zu zeigen, wieviel Kapitel er im Neuen Testament seit seinem letzten Besuch bei mir gelesen. Er war mit Leib und Seele Christ. Sein schlichtes, gerades Wesen und sein aufrichtiges Bestreben, nun wirklich seinem Gott, der ihn nicht nur vom leiblichen Tode errettet, sondern wie er nun weiß und bezeugt, auch vom ewigen Tod erlöst hat, mit seinem ganzen Leben zu dienen, machten ihn mir sehr wert. Auch in Ittila wurde er bald seines aufrichtigen Christentums wegen geschätzt und seiner glaubensvollen Fürbitte wegen besonders bei Krankheiten sehr gesucht. Er wußte ja aus eigener Erfahrung, was das gläubige Gebet vermag, und so wurde es auch bei ihm eine Segenskraft für viele. Sein Ansehen wuchs mit der Zeit derart, daß er beim Tode des Gemeindeältesten einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt wurde. Sein ältester Sohn wurde, als er die Schule durchgemacht, in das Lehrerseminar aufgenommen, und die älteste Tochter verheiratete sich später mit einem Katechisten.

Missionsanfänge in Cedros.

Eine Bootfahrt von Port of Spain, der Hauptstadt der Insel Trinidad, nach Cedros, der Südspitze des Eilands, gehört zu den interessantesten und lohnendsten Ausflügen, die man sich denken kann. Man durchfährt dabei einen Teil des gewaltigen Golfs von Paria, des größten natürlichen Hafens der Welt, welcher sich von Trinidad bis zu den am fernen Horizont wie eine blaue Wolkenlinie auftauchenden Ufern Venezuelas erstreckt. In der Mitte der riesigen Bai, welche von der sichelförmigen Küste der Insel gebildet wird, liegt San Fernando am Fuße waldbewachsener Hügel. Wie ein duftender Blütenstrauß steigt die Stadt aus dem dunkelgrünen Wasserbett empor, umgeben von dichten Baumgruppen, welche das ganze Jahr hindurch grünen, blühen und Frucht tragen, denn in diesen Zonen kennt man keinen Winter; jeder Baum hat seine eigene Zeit zum Blühen, so daß, wenn der eine seine Blätter abwirft, der andere Knospen ansetzt, ein anderer in voller Blüte steht und wieder ein anderer seine Früchte reift. Die Lianen und Schlinggewächse, welche die Bäume girlandenhaft miteinander verbinden, stehen stets abwechselnd in Blüte, und die wunderbaren Orchideen, die nichts als ein Stück Baumrinde, Tropenluft und Glutsonne zu ihrem Leben brauchen, schimmern überall in ihrer märchenhaften Blütenpracht hervor. Die mit den buntesten Farben bemalten Häuser erheben sich terrassenförmig wie eine schillernd glänzende Pyramide

höher und höher, bis sich ihre Dächer in den Wipfeln der gewaltigen Baumriesen, die sie noch überragen, verlieren.

Je weiter man nach Süden kommt, desto üppiger und großartiger wird die Vegetation, bis endlich undurchdringlicher Wald die Fernsicht nach dem Ufer zu abschließt. Nach und nach zeigen sich wieder einzelne Lichtungen, die

Westindische Palmenflora.

ersten Anfänge neuer Niederlassungen. Weiterhin werden auf kahler gewordenen Höhen Häuser sichtbar, und von neuem dehnen sich die endlos scheinenden Zuckerplantagen vor unseren Blicken aus, in deren ewigem Grün sich die Kirche von Cedros mit ihren anmutigen Formen erhebt.

Die Fahrt von Port of Spain nach Cedros dauert ungefähr sechs Stunden. Da das Ufer flach und die

Missionsanfänge in Cedros.

Eine Bootfahrt von Port of Spain, der Hauptstadt der Insel Trinidad, nach Cedros, der Südspitze des Eilands, gehört zu den interessantesten und lohnendsten Ausflügen, die man sich denken kann. Man durchfährt dabei einen Teil des gewaltigen Golfs von Paria, des größten natürlichen Hafens der Welt, welcher sich von Trinidad bis zu den am fernen Horizont wie eine blaue Wolkenlinie auftauchenden Ufern Venezuelas erstreckt. In der Mitte der riesigen Bai, welche von der sichelförmigen Küste der Insel gebildet wird, liegt San Fernando am Fuße waldbewachsener Hügel. Wie ein duftender Blütenstrauß steigt die Stadt aus dem dunkelgrünen Wasserbett empor, umgeben von dichten Baumgruppen, welche das ganze Jahr hindurch grünen, blühen und Frucht tragen, denn in diesen Zonen kennt man keinen Winter; jeder Baum hat seine eigene Zeit zum Blühen, so daß, wenn der eine seine Blätter abwirft, der andere Knospen ansetzt, ein anderer in voller Blüte steht und wieder ein anderer seine Früchte reift. Die Lianen und Schlinggewächse, welche die Bäume girlandenhaft miteinander verbinden, stehen stets abwechselnd in Blüte, und die wunderbaren Orchideen, die nichts als ein Stück Baumrinde, Tropenluft und Glutsonne zu ihrem Leben brauchen, schimmern überall in ihrer märchenhaften Blütenpracht hervor. Die mit den buntesten Farben bemalten Häuser erheben sich terrassenförmig wie eine schillernd glänzende Pyramide

höher und höher, bis sich ihre Dächer in den Wipfeln der gewaltigen Baumriesen, die sie noch überragen, verlieren.

Je weiter man nach Süden kommt, desto üppiger und großartiger wird die Vegetation, bis endlich undurchdringlicher Wald die Fernsicht nach dem Ufer zu abschließt. Nach und nach zeigen sich wieder einzelne Lichtungen, die

Westindische Palmenflora.

ersten Anfänge neuer Niederlassungen. Weiterhin werden auf kahler gewordenen Höhen Häuser sichtbar, und von neuem dehnen sich die endlos scheinenden Zuckerplantagen vor unseren Blicken aus, in deren ewigem Grün sich die Kirche von Cedros mit ihren anmutigen Formen erhebt.

Die Fahrt von Port of Spain nach Cedros dauert ungefähr sechs Stunden. Da das Ufer flach und die

Brandung sehr stark ist, bleibt der Dampfer weit draußen in der See. Boote vom Ufer holen Fracht und Passagiere. Aber auch sie können des starken Wellenschlages wegen nicht bis ans Land gelangen. Sie bleiben eine gute Strecke im Meer draußen vor Anker, und so muß man, wenn man aufs Trockene gelangen will, sich von den schwarzen Bootsleuten hinübertragen lassen, ein Verfahren, das unter der glühenden Mittagssonne oder bei einem mit Blitzesschnelle daherbrausenden tropischen Regenguß zu dem Unangenehmsten gehört, was man auf dieser Tour durchzumachen hat.

Der Zweck meines ersten Besuchs in Cedros war, am Sonntag Gottesdienst für die englischen Plantagenbesitzer der Umgegend sowie für die Kreolengemeinde zu halten und zu sehen, ob sich Mittel und Wege finden lassen würden, unter der sehr zahlreichen indischen Kulibevölkerung dieses Bezirks eine Missionstätigkeit anzufangen.

Mein zeitweiliges Absteigequartier fand ich im Ruhehause, d. i. einem auf Kosten der Regierung gebauten und ausgestatteten Haus, welches den Beamten auf ihren Dienstreisen zum Aufenthalt dient. Glücklicherweise war es zurzeit unbesetzt und stand mir daher ganz zur Verfügung.

Der in ihm angestellte Diener stand schon am Ufer, um mein Gepäck in Empfang zu nehmen, und zeigte mir den Weg nach dem Hause. Es war gegen zwei Uhr nachmittags. Da die Preise auf den Dampfern sehr hoch sind, so hatte ich außer meinem Frühstück des Morgens in Port of Spain nichts genossen, ich ließ mir daher zuallererst von meinen mitgebrachten Vorräten durch den Diener eine Mahlzeit bereiten. Nach derselben setzte ich mich in die Veranda und begann mein Programm für die zu unternehmende Arbeit der kommenden Tage zu

entwerfen. Behaglich in einem der hierzulande allgemein gebräuchlichen Schaukelstühle mich hin und her wiegend und über meine Pläne nachdenkend, werde ich plötzlich durch den Hufschlag eines herangaloppierenden Pferdes aus meinen Träumereien geweckt. Ich blicke auf und sehe eine junge Dame heransprengen. Sie pariert ihr Pferd und begrüßt mich. Erstaunt über den unerwarteten Besuch springe ich auf, um der mir unbekannten Reiterin vom Pferde zu helfen. Sie stellt sich mir als Miß Newsam (spr. Niúsem), die Schwester des in Cedros wohnenden Bezirksrichters, vor. Sie hat mich mehrere Male in der Kathedrale von Port of Spain predigen hören und von ihrem Bruder erfahren, daß ich in diesem Teil der Insel eine Mission unter den Kulis einrichten wolle, und bietet mir dazu in liebenswürdigster Weise ihre Hilfe und Dienste an. Sie selbst ist eine ernste Christin und eifrige Arbeiterin in der Gemeinde, hält für die Neger- und Kreolenkinder Sonntagsschulen, besucht Kranke und Arme und sammelt Beiträge für den Ausbau der Ortskirche; sie kennt alle Pflanzer und besseren Familien des Bezirks und ist ganz begeistert für den Missionsplan.

„Was denken Sie nun zuerst zu tun?" fragt sie, sogleich auf die praktische Seite der Angelegenheit eingehend.

„Ja, was raten Sie? Ich hatte gedacht, das erste müsse sein, die Pflanzer in der Umgegend zu besuchen, um sie zu bitten, ihre indischen Arbeiter am Sonntag Nachmittag zum Missionsgottesdienst kommen zu lassen. Heut ist Freitag, ich kann also bis morgen abend mehrere Besuche machen."

„Gewiß, es wird aber nicht notwendig sein, Sie werden gleich heut, wie ich hoffe, hier am Ort genug zu tun bekommen —"

„Aber, erlauben Sie, Miß Newsam," unterbrach ich sie, „es wäre doch gut, wenn die Plantagenbesitzer von meinen Plänen und meiner Anwesenheit benachrichtigt würden, damit auch ihre Kulis —"

„Aber natürlich," schnitt mir Miß Newsam lachend das Wort ab, „sie sollen es alle wissen, ich kann das aber viel schneller bewerkstelligen als Sie, ich setze einfach unsere Polizei in Bewegung, und Sie haben am Sonntag eine volle Kirche."

„Ich bitte Sie, Miß Newsam, um Gottes willen nur keinen Zwang," rief ich erschreckt.

„Beruhigen Sie sich, die Sache ist sehr einfach, beim Nachhausereiten spreche ich jetzt bei Mr. Rowland, dem Polizeiinspektor, vor; er ist ein christlicher Mann und interessiert sich sehr für die Arbeit, die Sie hier anfangen wollen — Sie werden ihn ja persönlich kennen lernen —; der muß jeden Sonnabend die Plantagen dieses Bezirks amtlich besuchen, um die auf denselben befindlichen Rumbrennereien und Destillationen zu inspizieren, und da bitte ich ihn nun, daß er dabei alle Plantageneigentümer von Ihrer Ankunft benachrichtigt und sie in Ihrem Namen bittet, am Sonntag Vormittag selbst zum englischen Gottesdienst zu kommen, wobei Sie die Bekanntschaft aller Herren machen und in Ihrer Predigt Ihre Pläne darlegen können, und für den Hindi-Gottesdienst am Nachmittag alle Kulis zu schicken. Was sagen Sie dazu?" endete sie triumphierend.

„Prachtvoll!" rief ich aus, von ganzem Herzen dankbar, eine so tatkräftige Helferin gefunden zu haben, „da habe ich ja an Ihnen und Mr. Rowland schon zwei Verbündete."

„Gewiß, und nun will ich Ihnen gleich noch einen dritten nennen," fuhr Miß Newsam eifrig fort, „nämlich

John David, einen Bekehrten der amerikanischen Mission, den einzigen Hinduchristen, den wir hier haben, aber er ist ein ganzer Christ und wird Ihnen mit Freuden helfen, er ist im Bureau meines Bruders als Schreiber angestellt, und als ich soeben heraufritt, rief ich ihm zu, daß er mir hierher folgen solle, er wird Ihnen beim Zusammenrufen der Kulis und dem Abhalten von Missionsgottesdiensten von größtem Nutzen sein. Ah, da kommt er schon!"

Ein schlank gewachsener junger Mann, nach europäischer Weise gekleidet, mit zierlichem Schnurrbart und Backenbart, dessen tiefe Schwärze das blasse, olivenfarbige, edelgeschnittene Gesicht des Inders um so anziehender machte, trat in die Veranda und begrüßte mich in fließendem Englisch. Er drückte sein Bedauern darüber aus, daß bis jetzt unter den Tausenden von Kulis in diesem Bezirk noch nicht Mission getrieben worden sei; und da seine Mission nicht imstande gewesen, dieses vielversprechende Feld aufzunehmen, so freue er sich aufrichtig, daß von unserer Seite die Arbeit in die Hand genommen werde.

Ich war entzückt, in dem jungen Bekehrten eine so liebenswürdige Duldsamkeit zu finden und dankte ihm aufs herzlichste für sein bereitwilliges Entgegenkommen.

„So, nun weiter!" rief Miß Newsam, die als praktische Engländerin auf kürzestem Wege auf ihr Ziel lossteuerte. „Wir haben hier zwei Hindu, die, wie ich sehnlichst hoffe, die ersten Glieder Ihrer Missionsgemeinde unter uns sein werden. Der eine ist ein junger, gebildeter Mann, eine Waise, welcher die hiesige Regierungsschule besucht hat und nun auf eigene Hand eine Volksschule für Hindukinder in dem benachbarten Ort Lagrange angelegt hat. Der andere arbeitet zwar als gewöhnlicher Kuli, ist aber der Kaste nach ein Brahmane und ein ganz

origineller Mensch. Er ist Autodidakt und hat in seinem Wissensdurst alle christlichen Bücher, deren er habhaft werden konnte, durchstudiert, um sich über die christliche Religion zu belehren. Durch seinen Kontrakt hier gefesselt, konnte er sich mit den amerikanischen Missionaren in San Joseph nicht persönlich in Verbindung setzen. Da er nicht Englisch versteht, so hat ihm Ihr Herr Kollege, der bisher von Port of Spain herüber kam, um die englischen Gottesdienste hier zu halten, nicht viel helfen können, er ist daher dem Namen nach noch ein Heide. Nun er sich aber mit Ihnen in seiner eigenen Sprache verständigen kann, bin ich überzeugt, daß er Ihr eifrigster Schüler und ein aufrichtiger Christ werden wird, ebenso wie der Schulmeister, der als Waise hier aufgewachsen ist, und dem es nur an der Gelegenheit gefehlt hat, sich offen zum Christentum zu bekennen."

Da auch John David den beiden Personen ein äußerst günstiges Zeugnis ausstellte, so bat ich ihn, eine Zusammenkunft zwischen ihnen und mir zu veranlassen. Er versprach, sie aufzusuchen und sie zu bitten, am Abend zu mir zu kommen.

„Sie werden gewiß gern Narayans Schule sehen wollen, ehe Sie Weiteres über ihn bestimmen," meinte hier Miß Newsam, „es wird mir Vergnügen machen, mit Ihnen hinüberzufahren."

Ich nahm selbstverständlich ihr Anerbieten dankbar an, und wir verabredeten, daß ich ihr am nächsten Morgen den Erfolg meiner Unterredung mit den beiden Leuten mitteilen und dann die weiteren Schritte mit ihr beraten wolle.

Miß Newsam galoppierte davon, John David empfahl sich ebenfalls, und ich legte mich wieder in meinen Schaukelstuhl, um mir alles Neue und so wunderbar Günstige,

was ich soeben gehört, zurechtzulegen und planmäßig zu verarbeiten.

Da die beiden Leute vor Sonnenuntergang nicht bei mir sein konnten, so machte ich noch einen Spaziergang durch den Ort und setzte mich schließlich auf eine hohe Düne am Strande, um die frische Seeluft zu genießen und meinen heißen Kopf zu kühlen. —

Als ich zurückkam, fand ich die beiden Leute schon in meiner Veranda. Ich war ganz erstaunt, in dem Schulmeister einen vollständig anglisierten jungen Mann zu finden, der lieber englisch als hindi sprach und wenig oder gar nichts vom Inder an sich hatte. Der andere erschien nach indischer Sitte gekleidet als gewöhnlicher Kuli, aber sein kluges Aussehen sowie seine gewählte Sprache überzeugten mich sofort, daß ich es hier nicht mit einem Manne gewöhnlichen Schlages zu tun hatte. Auf meine Frage nach seiner Familie erfuhr ich, daß er wirklich ein Brahmane war. Seine Familie war durch einen unglücklichen Prozeß mit dem Besitzer des Dorfes, in dem sie lebte, heruntergekommen. Das Herumbetteln, wodurch so viele andere arme Brahmanen das Leben fristen, behagte dem lernbegierigen und tatenlustigen Geist des jungen Mannes wenig. Ein Kuliwerber kam in sein Dorf. Von den anziehenden Beschreibungen desselben von dem freien und genußreichen Leben auf den westindischen Inseln angelockt, beschloß er seine Brahmanenschaft und seine Kaste daranzugeben und mitzuziehen. Er warf seine Dschaneo [1]) weg, verließ heimlich das Haus seiner Verwandten und ging mit dem Kuliagenten davon. In Kalkutta mußte er einige Wochen warten, bis eine Schiffsladung von Aus-

[1]) Dschaneo ist die heilige Schnur, welche alle Brahmanen als ihr Abzeichen über der Brust tragen.

wanderern zusammengebracht war. Er trieb sich hier auf den Straßen herum und traf auf einem der öffentlichen Plätze einen christlichen Hindukatechisten, der ihn anredete und ihm Flugschriften anbot. Als er sah, daß Nandsukh diese bereitwillig annahm und sogleich zu lesen anfing, lud er ihn ein, ihn nach Hause zu begleiten, um eingehender mit ihm über den Inhalt der Schriften zu reden. Nandsukh ging mit und lernte dort auch den europäischen Missionar kennen, zu dessen eingeborenen Gehilfen der Katechist gehörte.

Von dem Tage an datierte Nandsukhs Bekanntschaft mit dem Christentum. Er hatte nach und nach eine Menge Bücher von dem Missionar erhalten und diese, obgleich nun schon acht Jahre vergangen waren, mit der den Hindu eigenen Ehrfurcht vor Büchern gewissenhaft aufbewahrt und jetzt zu meiner Einsicht mitgebracht. Da lagen sie alle, sauber in ein Tuch eingeschlagen, auf dem Stuhl: die Genesis, die Psalmen, die vier Evangelien, mehrere christliche Liederbücher und eine Menge Flugschriften. Er konnte sie fast alle auswendig und sagte mit derselben Genauigkeit und dem eigentümlichen Sington, mit dem die Brahmanen die Verse ihrer heiligen Bücher hersagen, ganze Abschnitte aus ihnen auf, was besonders bei den Psalmen einen außerordentlich kunstgerechten Eindruck machte.

Der junge Schullehrer war schon seit Jahren mit ihm bekannt und von ihm in den Inhalt der Schriften eingeweiht worden. Da er auf der Insel geboren war und von klein auf die englische Regierungsschule besucht hatte, mit der götzendienerischen Seite des Heidentums also wenig oder gar nicht in Berührung gekommen war, so war für ihn der Gedanke, die landesübliche Religion, das Christentum, anzunehmen, ein viel natürlicherer und

selbstverständlicherer als für Nandsukh, um so mehr, als John David sich seit seiner Ankunft in Cedros im vergangenen Jahre seiner angenommen und, so oft es seine Zeit erlaubte, ihn im Glauben unterrichtet hatte. So saßen sie nun beide vor mir voller Erwartung, was ich über sie entscheiden würde.

„Und glaubt ihr wirklich von ganzem Herzen," fragte ich sie eindringlich, „daß das Christentum die allein wahre Religion ist, und daß Jesus Christus der Welt Heiland ist?"

„Ja, wir glauben es," antworteten beide ernst und entschieden.

„Und wollt ihr also getauft werden und euch fortan zur christlichen Gemeinde halten und als Christen leben und sterben?"

„Ja, das wünschen wir!"

Wer konnte diesen Leuten das Wasser wehren! Ich sagte ihnen, daß ich noch weitere Erkundigungen über sie einziehen würde, und wenn ich nichts Nachteiliges über sie höre, wolle ich sie am Sonntag im Gottesdienst taufen.

Noch lange unterhielt ich mich mit den beiden und gewann immer mehr die Überzeugung, daß ich es mit zwei Seelen zu tun habe, die mit vollster Aufrichtigkeit und, soweit ich sehen konnte, ohne irgend welche weltlichen Nebengedanken, den christlichen Glauben anzunehmen bereit waren. Ich verabredete noch mit dem Lehrer die Stunde, zu welcher ich morgen seine Schule besuchen wolle, bestellte sie beide zu einer Unterrichtsstunde für morgen nachmittag, um ihnen die nötigen Erklärungen über die Taufe zu geben, und kniete dann mit ihnen nieder, um des Herrn Segen für sie und unser Vorhaben zu erflehen.

Kaum waren sie fort, und ich war eben im Begriff, mich zu meinem Abendbrot niederzusetzen, mit welchem der Diener schon seit geraumer Zeit im Eßzimmer auf mich gewartet hatte, da hörten wir wieder Schritte in der Veranda. Der Diener ging hinaus und meldete mir den Besuch Mr. Rowlands, des von Miß Newsam erwähnten Polizeiinspektors. Was tun? Ich war zum Umfallen erschöpft, konnte aber den Mann nach allem, was ich von ihm gehört, und angesichts der großen Gefälligkeit, die ich morgen von ihm erwartete, nicht abweisen. Mein unberührtes Abendbrot wurde also wieder hinausgetragen, und Mr. Rowland trat ein. Er war ein freundlich aussehender, ziemlich dunkelfarbiger Kreole, der von der Insel St. Vincent hierher versetzt worden war. Da ich von Miß Newsam schon wußte, daß er ein christlicher Mann war, so teilte ich ihm meine Pläne über die Missionsarbeit mit und bat ihn besonders um sein Urteil über die beiden Taufkandidaten. Er gab ihnen das beste Zeugnis und sprach seine aufrichtige Freude darüber aus, daß sie nun wirklich getauft werden sollten.

„Haben Sie schon Paten für sie gefunden?" fragte er mit besonderem Interesse.

„Nein," erwiderte ich lächelnd, „soweit sind wir noch nicht, aber ich würde Ihnen für irgendwelche Vorschläge in dieser Hinsicht sehr dankbar sein."

„Ich frage deswegen," erklärte Mr. Rowland, „weil es schwer sein dürfte, hier unter den Kreolen und Negern Leute zu finden, die so viel Teilnahme und Interesse mit diesen beiden Indern fühlen, um ein solches Amt zu übernehmen. Aus Eitelkeit würden gewiß viele bereit sein, am Sonntag mit an den Taufstein zu treten, sie würden sich aber nachher nicht weiter um die Täuflinge kümmern. Ich denke, gerade in diesem Fall wird es ratsam sein, die

Leute auch später im Auge zu behalten und ihnen mit christlichem Rat beizustehen. Ich biete mich Ihnen daher selbst als Taufzeuge an mit dem Versprechen, meine Patenpflichten in Beziehung auf die beiden Leute treulich zu erfüllen, und ich bin überzeugt, Miß Newsam wird bei

Eingeborenenhaus auf Trinidad.

ihrem Interesse für dieselben ebenfalls gern eine Patenstelle übernehmen."

Ganz erfreut, in dem Polizeiinspektor einen so gewissenhaften Christen zu finden, willigte ich sofort ein und bat ihn, passende Namen für die Täuflinge auszusuchen.

„O, das überlasse ich Ihnen, Sie haben darin mehr Erfahrung als ich. Nun noch eins: wie steht es mit dem Singen am Sonntag? Wir haben hier weder einen

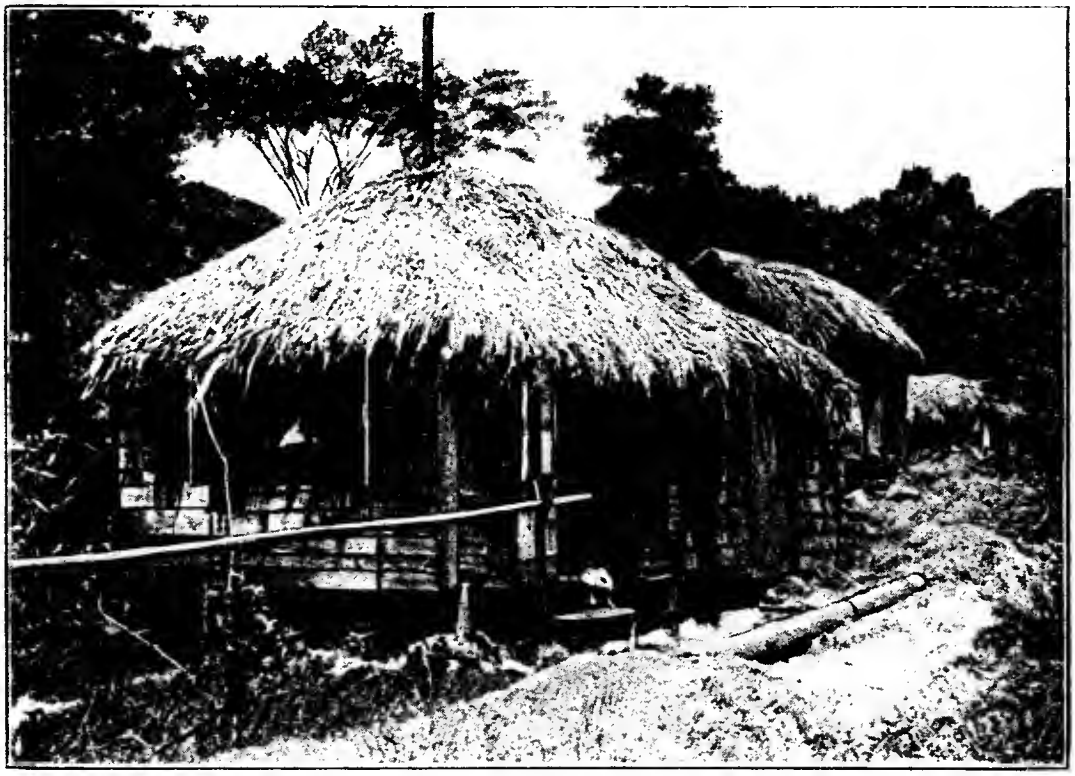
Kaum waren sie fort, und ich war eben im Begriff, mich zu meinem Abendbrot niederzusetzen, mit welchem der Diener schon seit geraumer Zeit im Eßzimmer auf mich gewartet hatte, da hörten wir wieder Schritte in der Veranda. Der Diener ging hinaus und meldete mir den Besuch Mr. Rowlands, des von Miß Newsam erwähnten Polizeiinspektors. Was tun? Ich war zum Umfallen erschöpft, konnte aber den Mann nach allem, was ich von ihm gehört, und angesichts der großen Gefälligkeit, die ich morgen von ihm erwartete, nicht abweisen. Mein unberührtes Abendbrot wurde also wieder hinausgetragen, und Mr. Rowland trat ein. Er war ein freundlich aussehender, ziemlich dunkelfarbiger Kreole, der von der Insel St. Vincent hierher versetzt worden war. Da ich von Miß Newsam schon wußte, daß er ein christlicher Mann war, so teilte ich ihm meine Pläne über die Missionsarbeit mit und bat ihn besonders um sein Urteil über die beiden Taufkandidaten. Er gab ihnen das beste Zeugnis und sprach seine aufrichtige Freude darüber aus, daß sie nun wirklich getauft werden sollten.

„Haben Sie schon Paten für sie gefunden?" fragte er mit besonderem Interesse.

„Nein," erwiderte ich lächelnd, „soweit sind wir noch nicht, aber ich würde Ihnen für irgendwelche Vorschläge in dieser Hinsicht sehr dankbar sein."

„Ich frage deswegen," erklärte Mr. Rowland, „weil es schwer sein dürfte, hier unter den Kreolen und Negern Leute zu finden, die so viel Teilnahme und Interesse mit diesen beiden Indern fühlen, um ein solches Amt zu übernehmen. Aus Eitelkeit würden gewiß viele bereit sein, am Sonntag mit an den Taufstein zu treten, sie würden sich aber nachher nicht weiter um die Täuflinge kümmern. Ich denke, gerade in diesem Fall wird es ratsam sein, die

Leute auch später im Auge zu behalten und ihnen mit christlichem Rat beizustehen. Ich biete mich Ihnen daher selbst als Taufzeuge an mit dem Versprechen, meine Patenpflichten in Beziehung auf die beiden Leute treulich zu erfüllen, und ich bin überzeugt, Miß Newsam wird bei



Eingeborenenhaus auf Trinidad.

ihrem Interesse für dieselben ebenfalls gern eine Patenstelle übernehmen."

Ganz erfreut, in dem Polizeiinspektor einen so gewissenhaften Christen zu finden, willigte ich sofort ein und bat ihn, passende Namen für die Täuflinge auszusuchen.

„O, das überlasse ich Ihnen, Sie haben darin mehr Erfahrung als ich. Nun noch eins: wie steht es mit dem Singen am Sonntag? Wir haben hier weder einen

Organisten noch einen Chor, und da ich ein wenig Harmonium spiele, so nehme ich gewöhnlich einige meiner Polizisten, die leidliche Stimmen haben, am Sonnabend Abend vor und übe mit ihnen einige Lieder ein, so daß wir doch etwas Kirchengesang haben. Selbstverständlich stehen ich und meine Leute auch Ihnen zur Verfügung, nur weiß ich nicht recht, wie wir es mit dem Hindigottesdienst machen sollen, da ich nicht Hindi verstehe und das Singen von englischen Kirchenliedern doch kaum am Platze sein dürfte."

Ich dankte dem prächtigen Mann auf das herzlichste und versprach, Nandsukh morgen zu fragen, ob er nicht christliche Lieder in Hindi singen könne, woran ich übrigens nicht zweifelte, da ich ein christliches Liederbuch in Hindi unter seinen Büchern gesehen hatte.

Mit herzlichem Händedruck und bestem Dank meinerseits für seine liebenswürdige Bereitwilligkeit, die Europäer zum englischen Gottesdienst einzuladen, schieden wir voneinander.

Miß Newsams Freude war sehr groß, als ich ihr am nächsten Vormittag meinen Besuch machte und das Ergebnis meiner gestrigen Unterredungen mit Nandsukh, dem Lehrer und dem Polizeiinspektor mitteilte. Der Gedanke, daß sie Patenstelle bei den beiden Taufbewerbern übernehmen solle, schien ihr ganz besondere Befriedigung zu gewähren.

Am Nachmittag, als die Sonnenglut etwas nachgelassen, fuhren wir nun nach Lagrange, um Narayans Schule zu sehen.

„Wenn Narayan morgen getauft wird, so wird er doch ein christlicher Schulmeister," bemerkte Miß Newsam, als wir am Strande entlang fuhren, „bisher ist er doch ein heidnischer gewesen, und da in den Regierungsschulen

kein Religionsunterricht gegeben wird, so gibt er auch keinen. Nach seiner Taufe sollte er auch seine Schüler in der christlichen Religion unterrichten, nicht wahr?"

„Sicherlich, nicht nur das, ich habe noch viel umfassendere Absichten mit ihm; wenn ich seine Schule in befriedigendem Zustande finde, so will ich, wenn Narayan zustimmt, diese der Mission einverleiben. Mein Plan ist folgender: Narayan lebt jetzt von dem Schulgelde, welches er von seinen Schülern erhebt, außerdem muß er die Miete für den Schulraum bezahlen. Ich nehme ihn nun nach der Taufe in den Dienst der Mission, lasse ihm den geringen Ertrag des Schulgeldes und zahle ihm außerdem ein kleines Gehalt und die Miete für den Raum unter der Bedingung, daß er seine freie Zeit dem Dienst der Mission widmet und wir den unbeschränkten Gebrauch des Schulzimmers für unsere Zwecke haben. Auf diese Weise fassen wir sofort festen Fuß hier, und Narayan steht sich pekuniär viel besser als jetzt, was ihn hoffentlich bewegen wird, auf meinen Vorschlag einzugehen."

„Das ist ja köstlich!" rief Miß Newsam freudig erregt aus, „aber wird er auch gleich Religionsunterricht geben können?"

„Nun, viel werden wir ja im Anfang nicht verlangen können, ist auch unter den Umständen nicht nötig. Ich gebe ihm einen in kurzen Fragen und Antworten abgefaßten Katechismus und eine einfach gehaltene biblische Geschichte, wie wir sie in der indischen Mission haben; er braucht also vor der Hand nur den Wortlaut dieser Bücher den Kindern einzuprägen. Ich werde ihn und Nandsukh jedesmal, wenn ich herkomme, besonders unterrichten, um sie in ihrer christlichen Erkenntnis so viel wie möglich zu fördern, denn auch den letzteren hoffe ich für die Mission hier dienstbar machen zu können."

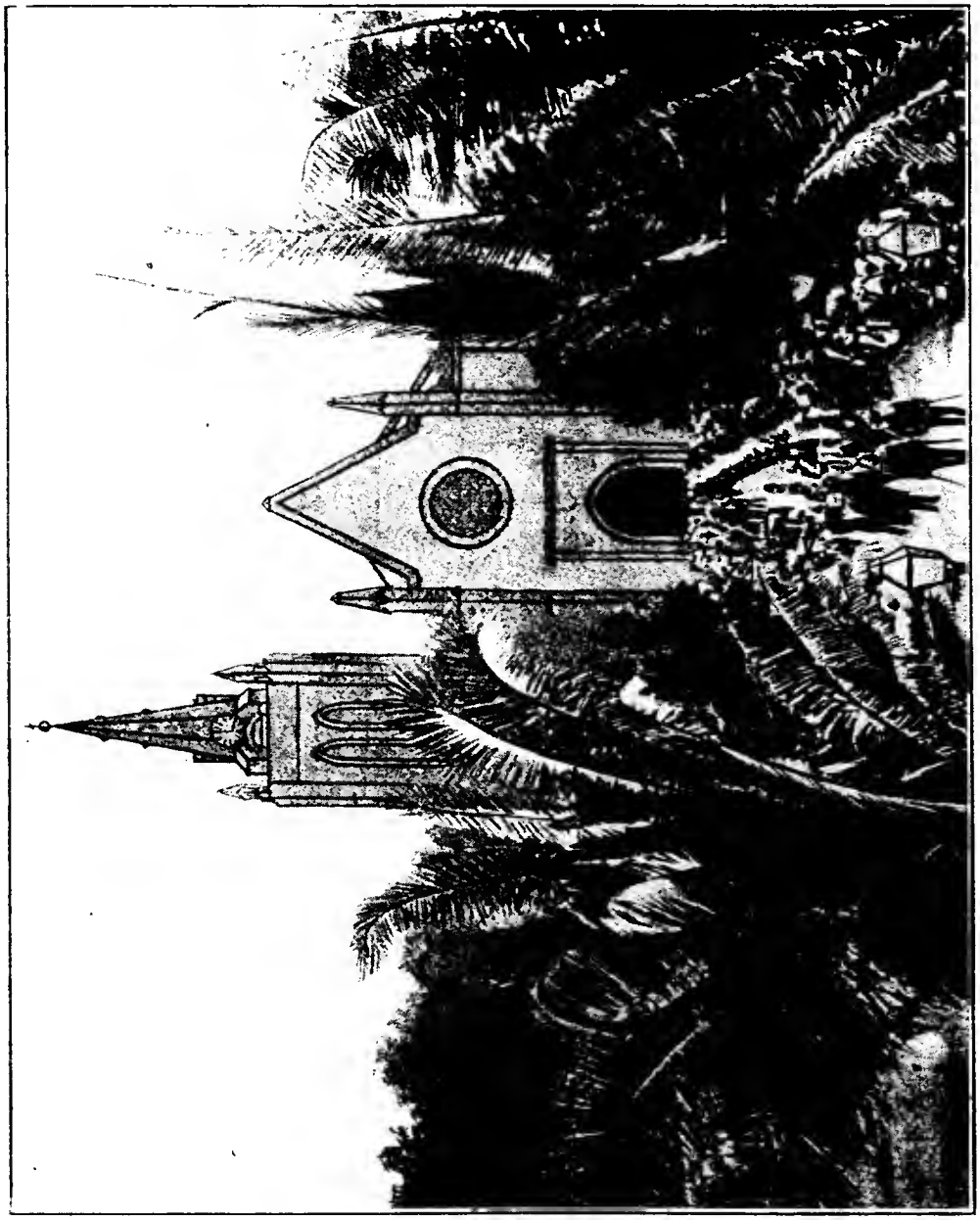
Wir hatten Lagrange erreicht. Narayan hatte selbstverständlich seinen Schulkindern unsern beabsichtigten Besuch mitgeteilt, und wir fanden sie im schönsten Staat unserer wartend. Zu meiner Überraschung fand ich nicht nur Kulikinder, sondern auch Buben und Mädchen von den im Ort ansässigen Negern und Kreolen. Narayan führte uns nun mit großem Stolz seine verschiedenen Abteilungen in den einzelnen Fächern vor, und ich muß bekennen, daß alles, was ich sah und hörte, meine Erwartungen bei weitem übertraf. Das meiste war, wie das in dergleichen Schulen ja gewöhnlich der Fall ist, nur auswendig gelerntes Wissen, aber es saß so fest, und der Ton des Ganzen hatte etwas so Sicheres, daß es unverkennbar war, daß Narayan das richtige Zeug zum Lehrer in sich hatte.

Nach dem Examen begleiteten wir Narayan in seine Wohnung und teilten ihm unsere Pläne in Beziehung auf seine Taufe und seine zukünftige Stellung mit. Die Nachricht, daß Miß Newsam und der Polizeiinspektor Patenstelle bei ihm und Nandsukh übernommen hätten, schien ihn mit großer Freude zu erfüllen. Weniger gefiel ihm offenbar meine Absicht, ihn in den Missionsdienst zu nehmen, trotz der Vorteile, die, wie er zugestand, ihm daraus erwachsen würden. Er fürchtete, wie sich im Lauf der Unterredung herausstellte, dadurch seine Unabhängigkeit zu verlieren und sich für immer zu binden. Als ich ihm jedoch auseinandersetzte, daß bei seiner alleinstehenden Lage ein fester Anschluß an die Mission für ihn als jungen Christen unbedingt notwendig sei, und daß er in seiner neuen Stellung einen viel größeren und segensreicheren Einfluß auf seine heidnische Umgebung haben würde, — auch die Neger und Kreolen würden ihm ihre Kinder lieber anvertrauen, wenn er als Angestellter der

Englische Kirche in Port of Spain, in welcher ich predigte.

Wir hatten Lagrange erreicht. Narayan hatte selbstverständlich seinen Schulkindern unsern beabsichtigten Besuch mitgeteilt, und wir fanden sie im schönsten Staat unserer wartend. Zu meiner Überraschung fand ich nicht nur Kulikinder, sondern auch Buben und Mädchen von den im Ort ansässigen Negern und Kreolen. Narayan führte uns nun mit großem Stolz seine verschiedenen Abteilungen in den einzelnen Fächern vor, und ich muß bekennen, daß alles, was ich sah und hörte, meine Erwartungen bei weitem übertraf. Das meiste war, wie das in dergleichen Schulen ja gewöhnlich der Fall ist, nur auswendig gelerntes Wissen, aber es saß so fest, und der Ton des Ganzen hatte etwas so Sicheres, daß es unverkennbar war, daß Narayan das richtige Zeug zum Lehrer in sich hatte.

Nach dem Examen begleiteten wir Narayan in seine Wohnung und teilten ihm unsere Pläne in Beziehung auf seine Taufe und seine zukünftige Stellung mit. Die Nachricht, daß Miß Newsam und der Polizeiinspektor Patenstelle bei ihm und Nandsukh übernommen hätten, schien ihn mit großer Freude zu erfüllen. Weniger gefiel ihm offenbar meine Absicht, ihn in den Missionsdienst zu nehmen, trotz der Vorteile, die, wie er zugestand, ihm daraus erwachsen würden. Er fürchtete, wie sich im Lauf der Unterredung herausstellte, dadurch seine Unabhängigkeit zu verlieren und sich für immer zu binden. Als ich ihm jedoch auseinandersetzte, daß bei seiner alleinstehenden Lage ein fester Anschluß an die Mission für ihn als jungen Christen unbedingt notwendig sei, und daß er in seiner neuen Stellung einen viel größeren und segensreicheren Einfluß auf seine heidnische Umgebung haben würde, — auch die Neger und Kreolen würden ihm ihre Kinder lieber anvertrauen, wenn er als Angestellter der



Englische Kirche in Port of Spain, in welcher ich predigte.

Mission arbeite, als wenn er die Schulmeisterei im Dorf auf eigene Hand weiter treibe, da stimmte er endlich zu.

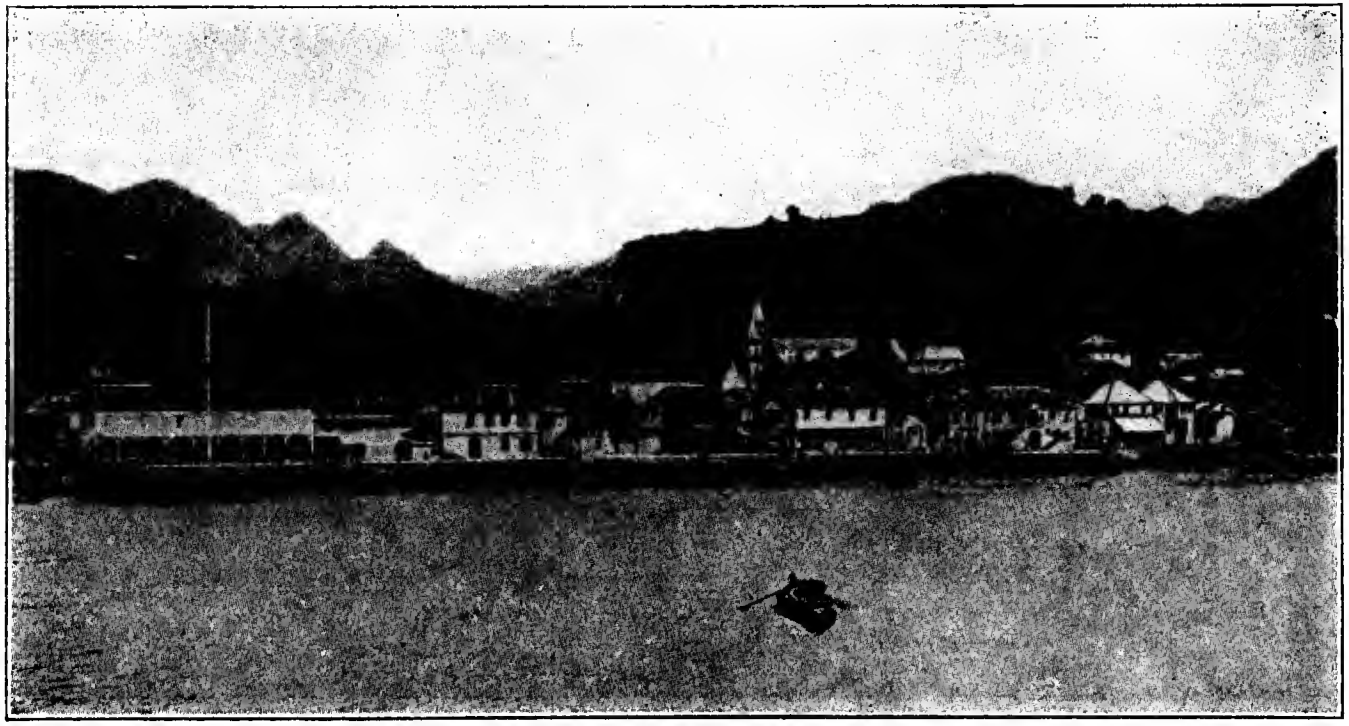
Das große und „noch nie dagewesene Ereignis" in Cedros war der Hindi-Gottesdienst und die Taufe der beiden Hindu am Sonntag. Ich hatte beides im Hauptgottesdienst am Vormittag angekündigt und die ganze zahlreich erschienene Gemeinde eingeladen, Zeuge der feierlichen Handlung zu sein. Die Kirche, welche auf einem Hügel in der Mitte des Ortes liegt und einen prachtvollen Blick über das Meer auf der einen und die Palmenwälder und Zuckerplantagen auf der andern Seite gewährt, war schon lange vor dem Gottesdienst von einer bunt durcheinandergewürfelten Volksmenge umlagert. Da man hierzulande unter dem ewigen Sommer der Tropen von der Unbill der Witterung, einen plötzlichen Regenschauer ausgenommen, nicht zu leiden hat, so hat man auch keine Vorkehrungen für das Unterbringen der Pferde, Wagen usw. getroffen. In diesen abgelegenen Teilen der Insel gibt es auch keine Wirtshäuser. Man lagert also im Freien, im Schatten der riesigen Mango- und Tamarindenbäume, welche die Größe der deutschen Eichen und Linden erreichen und deren Schatten unter den glühenden Strahlen der westindischen Sonne höchst wohltuend ist. — Allerhand Gefährte waren da aufgefahren, von Miß Newsams elegantem Buggy bis zu dem zweiräderigen, schwerfälligen Maultierkarren, welcher während der Wochentage zum Hereinschaffen des Zuckerrohrs dient, heute aber von den Frauen der Aufseher und niederen Plantagenbeamten zur Kirchfahrt benutzt wurde. Pferde, Ponys, Maultiere und Reiteseln waren überall angebunden, und ihre Herren saßen oder standen in Gruppen umher, der Ereignisse wartend.

Mit dem Glockenschlage vier kam der Polizeiinspektor mit seiner stattlichen Schar Polizisten anmarschiert, welche

sofort in den Chorstühlen der Kirche Platz nahmen. Die Glocken erklangen, die Menge strömte in das Gotteshaus. Auf den vorderen Bänken saß der christliche Teil der Gemeinde, also die Europäer, Kreolen und Neger, während die Inder, welche mit ihren Frauen und Kindern im vollen Schmuck bunter Gewänder und blitzender Geschmeide von den umherliegenden Plantagen zusammengekommen waren, den übrigen Raum füllten. Die beiden Täuflinge saßen auf zwei Stühlen vor den Altarstufen. Mr. Rowland spielte das Harmonium. Der Gottesdienst begann.

Nandsukh hatte mir auf meine Frage gesagt, daß er indische christliche Lieder singen könne; da es aber zweifelhaft war, ob unter den andern anwesenden Kulis einige sein würden, welche dergleichen Lieder kannten (heidnische Lieder kennen sie ja alle), so hätte er allein singen müssen, was doch etwas gewagt schien. Wir wählten also bekannte englische Kirchenlieder, welche mit des Inspektors Begleitung von dem Polizistenchor in höchst wirksamer Weise ausgeführt wurden. Die Neger und Kreolen sind ein außerordentlich sangeslustiges Volk, und sie verstehen es vorzüglich, in religiöse und sentimentale Gesänge einen ganz besonderen Schwung und Ton hineinzulegen, so daß sie oft außerordentlich ergreifend auf die Zuhörerschaft wirken. Der übrige Teil des Gottesdienstes wurde selbstverständlich in Hindi gehalten. Nach der Predigt richtete ich noch eine kurze Ansprache an die Taufkandidaten und vollzog dann die heilige Handlung an ihnen. Narayan hatte sich selbst den Namen John gewählt, und Nandsukh erhielt den Namen Christodas (Christi Diener).

Die Sonne war schon untergegangen, als der Gottesdienst beendet war, und es dauerte noch lange, ehe ich mich von den Leuten trennen konnte, denn jeder wollte noch ein Wort mit mir reden. So machte ich an dem

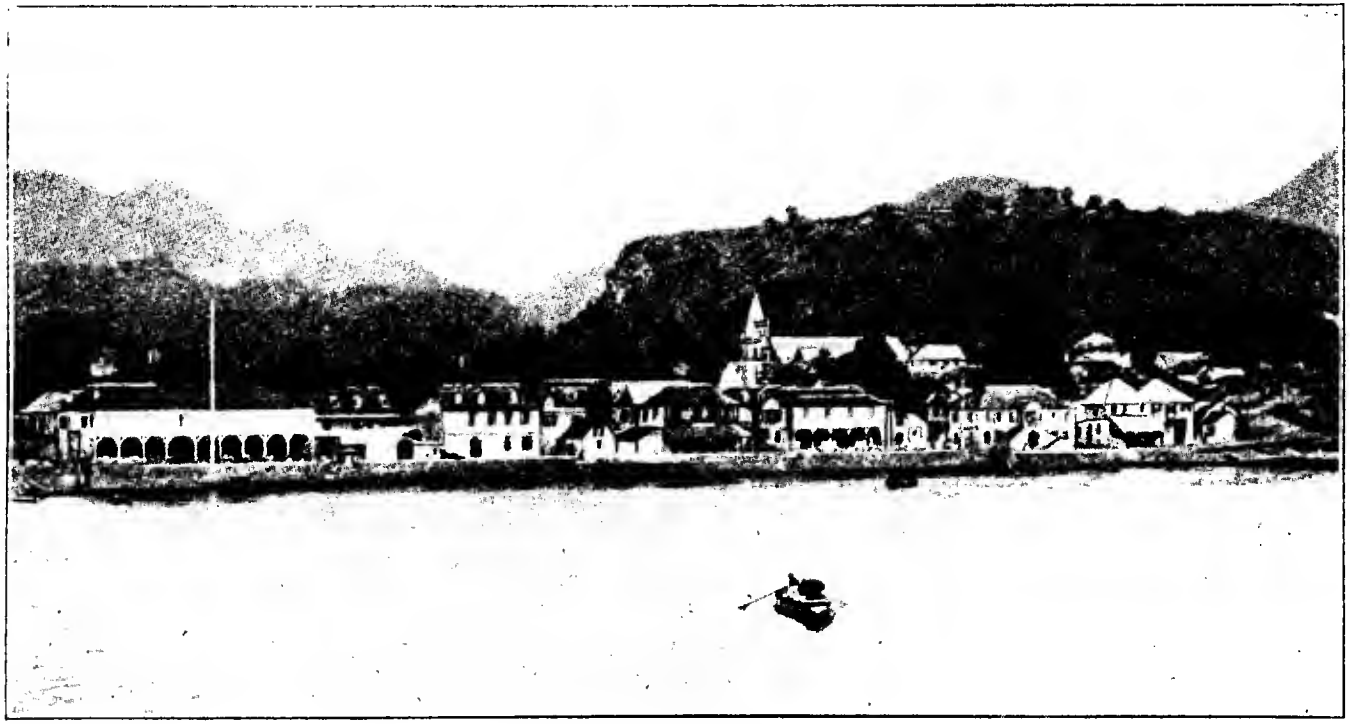


Am Meeresstrande bei Cedros.

sofort in den Chorstühlen der Kirche Platz nahmen. Die Glocken erklangen, die Menge strömte in das Gotteshaus. Auf den vorderen Bänken saß der christliche Teil der Gemeinde, also die Europäer, Kreolen und Neger, während die Inder, welche mit ihren Frauen und Kindern im vollen Schmuck bunter Gewänder und blitzender Geschmeide von den umherliegenden Plantagen zusammengekommen waren, den übrigen Raum füllten. Die beiden Täuflinge saßen auf zwei Stühlen vor den Altarstufen. Mr. Rowland spielte das Harmonium. Der Gottesdienst begann.

Nandsukh hatte mir auf meine Frage gesagt, daß er indische christliche Lieder singen könne; da es aber zweifelhaft war, ob unter den andern anwesenden Kulis einige sein würden, welche dergleichen Lieder kannten (heidnische Lieder kennen sie ja alle), so hätte er allein singen müssen, was doch etwas gewagt schien. Wir wählten also bekannte englische Kirchenlieder, welche mit des Inspektors Begleitung von dem Polizistenchor in höchst wirksamer Weise ausgeführt wurden. Die Neger und Kreolen sind ein außerordentlich sangeslustiges Volk, und sie verstehen es vorzüglich, in religiöse und sentimentale Gesänge einen ganz besonderen Schwung und Ton hineinzulegen, so daß sie oft außerordentlich ergreifend auf die Zuhörerschaft wirken. Der übrige Teil des Gottesdienstes wurde selbstverständlich in Hindi gehalten. Nach der Predigt richtete ich noch eine kurze Ansprache an die Taufkandidaten und vollzog dann die heilige Handlung an ihnen. Narayan hatte sich selbst den Namen John gewählt, und Nandsukh erhielt den Namen Christodas (Christi Diener).

Die Sonne war schon untergegangen, als der Gottesdienst beendet war, und es dauerte noch lange, ehe ich mich von den Leuten trennen konnte, denn jeder wollte noch ein Wort mit mir reden. So machte ich an dem



Am Meeresstrande bei Cedros.

einen Tage viele Bekanntschaften und knüpfte manche Verbindungen an, die nachher für meine Arbeit segensreich wurden.

Ich glaube, noch glücklicher als ich über den unerwarteten Erfolg meines ersten Besuchs in Cedros war Miß Newsam. Sie war voll Freude darüber, daß sie nun zwei Seelen hatte, für die sie ganz besonders sorgen und arbeiten konnte, und hätte am liebsten noch an demselben Abend die zukünftige Missionstätigkeit der beiden planmäßig festgestellt.

„Kommen Sie, nun wollen wir eine lange Spazierfahrt am Strande machen," sagte sie, als sich der letzte Kirchenbesucher entfernt hatte, „Sie müssen sich von der anstrengenden Arbeit ausruhen, die Sie heut durchgemacht haben; ich will auch ganz still sein, und Sie sollen kein Wort reden."

Ich war in der Tat so erschöpft von der furchtbaren Hitze und der außerordentlich aufregenden Arbeit des Tages, daß ich am liebsten in mein Ruhehaus gegangen wäre, um mich niederzulegen, aber wer konnte diesem liebenswürdigen Wesen etwas abschlagen? Ich stieg also ein. —

Wir fuhren langsam den Kirchberg hinunter und dann, vom Dorfe abbiegend, an dem wundervollen Strande entlang, welcher stundenweit den Verkehrsweg zwischen den einzelnen Orten bildet. Es war Ebbezeit und der Sand trocken und hart wie eine Landstraße. Vor uns auf den langsam heranrollenden Wogen lag noch der letzte Schimmer des Abendrots, einzelne Barken schaukelten sich leise, mit eingezogenen Segeln fest am Anker liegend, auf den flacher werdenden Wellen am Ufer, die Schiffer lagen im Sonntagsstaat, ihre Zigaretten rauchend oder plaudernd und mit gedämpfter Stimme ihre Lieder zur Guitarre oder

Mandoline summend auf dem Boden ihrer kleinen Boote. Selbst die sonst so geschäftigen Pelikane und ruhelosen Seemöven schienen Abendruhe halten zu wollen, denn nur mit trägem und langsamem Flügelschlag strichen sie durch den aufspritzenden, weißen Schaum, nicht um Beute zu suchen, sondern um auf Rahen und Schiffsplanken verlassener und zerfallener Fahrzeuge einen Ruhesitz zu suchen. Alles atmete Ruhe — Sonntagsruhe, und auch mir wurde es endlich still und ruhig ums Herz. Ich fühlte und wußte, daß der Herr mit mir war und mich heute gewürdigt hatte, den Grundstein eines neuen bedeutenden Werkes zu legen.

Mit dem Versprechen meiner Nachbarin, still zu sein, war es allerdings nicht so ernst gemeint, denn kaum waren wir eine Strecke am Strande entlang gefahren und ich hatte, in Gedanken versunken, tatsächlich kein Wort gesprochen, als ihr flinkes Zünglein sich schon wieder in allerlei Plänen und Vorschlägen für die Zukunft erging. Und die lieben Leser, die mir so weit gefolgt sind, wird es gewiß interessieren, zu hören, was wir uns den Abend noch alles ausgedacht haben.

Nandsukh oder Christodas, wie er nun hieß, war natürlich zu gut und wertvoll, um weiter als Kuli zu dienen, er sollte seinen Kontrakt mit seinem Herrn so bald als möglich lösen und gleichfalls eine Hindi-Missionsschule in einem entfernteren Teile des Bezirks anlegen, wo sich mehrere Niederlassungen von freigewordenen Kulis befanden. Da es wesentlich war, daß er sowohl wie John seine Kenntnisse und Kräfte nun direkt im Dienste der Mission verwerteten, so sollten sie beide an den drei Sonntagen des Monats, an denen sie allein waren, die umliegenden Plantagen und Ortschaften besuchen und ihre heidnischen Landsleute zum Gebet und Anhören des

Wortes Gottes versammeln, um auf diese Weise das Abhalten von regelmäßigen Gottesdiensten unter den Leuten anzubahnen. John als der Gebildetere würde dabei das Vorlesen aus der Heiligen Schrift und den Katechismusunterricht, soweit er ihn die Woche über in seiner Schule durchgenommen, übernehmen, und Christodas als der Gesangeskundigere würde mit seinen christlichen Liedern zur Erbauung beitragen und sie die Zuhörer lehren. Jeden vierten Sonntag würde ich dann herüberkommen, über ihre Arbeit von ihnen Bericht zu empfangen, den Arbeitsplan für die nächsten vier Wochen mit ihnen festsetzen und während meines Aufenthalts von zwei oder drei Tagen sie selbst in der Bibel und dem Katechismus unterrichten.

„Wie gern würde ich sie selbst jeden Tag unterrichten," seufzte Miß Newsam, „aber ich verstehe kein Hindi, und sie verstehen nicht genug Englisch, um die religiösen Ausdrücke völlig erfassen zu können."

Ich tröstete sie, indem ich ihr bewies, daß es durchaus notwendig sei, sie vermittelst des Hindi weiter auszubilden, damit sie die christlich-religiösen Ausdrücke im Hindi geläufig zu brauchen lernten, und sie versicherte, daß sie den beiden Leuten und der Sache einen unschätzbaren Dienst erweisen würde, wenn sie einige Male die Woche nach ihnen sehen, sie auch dann und wann zu sich kommen lassen wollte, damit die beiden neu getauften Mitglieder wüßten, daß sie nicht allein dastünden, sondern jemand am Ort selbst hätten, der ein aufrichtiges Interesse an ihnen nehme und ihnen im Notfalle zu helfen bereit sei. Das versprach Miß Newsam gewissenhaft zu tun. „Bin ich denn nicht ihr Pate?!" fügte sie, sich plötzlich ihrer neuen Pflichten erinnernd, hinzu.

„Den Polizeiinspektor werde ich um denselben Dienst bitten."

„Ach ja, bitte," stimmte sie sogleich bei, „der versteht auch das Hindi ganz nett, er hat ja in seinem Amt fortwährend mit den Kulis zu tun, und er ist auch ihr Pate."

„Nun sehen Sie, ich lasse die beiden jungen Christen also in den besten Händen zurück und werde bei meinen jedesmaligen Besuchen gewiß nur Gutes über sie zu hören bekommen."

„Das gebe Gott," erwiderte Miß Newsam mit ernster Stimme.

„Vor allen Dingen scheint es mir jetzt notwendig, darauf hinzuwirken, daß Christodas von seinen kontraktlichen Verpflichtungen frei wird, denn wenn er in seiner Plantage den Tag über arbeiten muß, so kann er sich für seinen neuen Beruf nicht vorbereiten. Sie kennen gewiß den Herrn, bei dem er als Arbeiter verdingt ist. Meinen Sie, daß er den Kontrakt aufheben wird?"

„Ja, ich kenne ihn sehr gut, es ist Mr. Rousseau auf Edgehill, einer Plantage, etwa dreiviertel Stunden von hier, seine Frau ist eine liebe Christin und wird Sie sicherlich in Ihren Verhandlungen mit Mr. Rousseau unterstützen, im Fall er Schwierigkeiten machen sollte."

„Sie meinen also, ich selbst solle die Sache in die Hand nehmen?"

„Es ist gewiß besser, denn ehrlich gesagt, Mr. Rousseau ist kein besonderer Freund von Missionsplänen und würde Christodas wahrscheinlich abweisen, wenn er ihn um die Aufhebung seines Kontraktes anginge."

„Haben Sie bemerkt, ob er heut' in der Kirche war?"

„Ja, im englischen Gottesdienst war er, aber zu dem Missionsgottesdienst war er nicht gekommen."

„Gut, suchen wir ihn also morgen vormittag auf."

Miß Newsam versprach mir, ihr Buggy zu dem Besuch zu schicken, und ich kehrte nach dem Ruhehause

Die Plantagen-Arbeiter in einer westindischen Kakaopflanzung.

„Ach ja, bitte," stimmte sie sogleich bei, „der versteht auch das Hindi ganz nett, er hat ja in seinem Amt fortwährend mit den Kulis zu tun, und er ist auch ihr Pate."

„Nun sehen Sie, ich lasse die beiden jungen Christen also in den besten Händen zurück und werde bei meinen jedesmaligen Besuchen gewiß nur Gutes über sie zu hören bekommen."

„Das gebe Gott," erwiderte Miß Newsam mit ernster Stimme.

„Vor allen Dingen scheint es mir jetzt notwendig, darauf hinzuwirken, daß Christodas von seinen kontraktlichen Verpflichtungen frei wird, denn wenn er in seiner Plantage den Tag über arbeiten muß, so kann er sich für seinen neuen Beruf nicht vorbereiten. Sie kennen gewiß den Herrn, bei dem er als Arbeiter verdingt ist. Meinen Sie, daß er den Kontrakt aufheben wird?"

„Ja, ich kenne ihn sehr gut, es ist Mr. Rousseau auf Edgehill, einer Plantage, etwa dreiviertel Stunden von hier, seine Frau ist eine liebe Christin und wird Sie sicherlich in Ihren Verhandlungen mit Mr. Rousseau unterstützen, im Fall er Schwierigkeiten machen sollte."

„Sie meinen also, ich selbst solle die Sache in die Hand nehmen?"

„Es ist gewiß besser, denn ehrlich gesagt, Mr. Rousseau ist kein besonderer Freund von Missionsplänen und würde Christodas wahrscheinlich abweisen, wenn er ihn um die Aufhebung seines Kontraktes anginge."

„Haben Sie bemerkt, ob er heut' in der Kirche war?"

„Ja, im englischen Gottesdienst war er, aber zu dem Missionsgottesdienst war er nicht gekommen."

„Gut, suchen wir ihn also morgen vormittag auf."

Miß Newsam versprach mir, ihr Buggy zu dem Besuch zu schicken, und ich kehrte nach dem Ruhehause

Die Plantagen-Arbeiter in einer westindischen Kakaopflanzung.

„Ach ja, bitte," stimmte sie sogleich bei, „der versteht auch das Hindi ganz nett, er hat ja in seinem Amt fortwährend mit den Kulis zu tun, und er ist auch ihr Pate."

„Nun sehen Sie, ich lasse die beiden jungen Christen also in den besten Händen zurück und werde bei meinen jedesmaligen Besuchen gewiß nur Gutes über sie zu hören bekommen."

„Das gebe Gott," erwiderte Miß Newsam mit ernster Stimme.

„Vor allen Dingen scheint es mir jetzt notwendig, darauf hinzuwirken, daß Christodas von seinen kontraktlichen Verpflichtungen frei wird, denn wenn er in seiner Plantage den Tag über arbeiten muß, so kann er sich für seinen neuen Beruf nicht vorbereiten. Sie kennen gewiß den Herrn, bei dem er als Arbeiter verdingt ist. Meinen Sie, daß er den Kontrakt aufheben wird?"

„Ja, ich kenne ihn sehr gut, es ist Mr. Rousseau auf Edgehill, einer Plantage, etwa dreiviertel Stunden von hier, seine Frau ist eine liebe Christin und wird Sie sicherlich in Ihren Verhandlungen mit Mr. Rousseau unterstützen, im Fall er Schwierigkeiten machen sollte."

„Sie meinen also, ich selbst solle die Sache in die Hand nehmen?"

„Es ist gewiß besser, denn ehrlich gesagt, Mr. Rousseau ist kein besonderer Freund von Missionsplänen und würde Christodas wahrscheinlich abweisen, wenn er ihn um die Aufhebung seines Kontraktes anginge."

„Haben Sie bemerkt, ob er heut' in der Kirche war?"

„Ja, im englischen Gottesdienst war er, aber zu dem Missionsgottesdienst war er nicht gekommen."

„Gut, suchen wir ihn also morgen vormittag auf."

Miß Newsam versprach mir, ihr Buggy zu dem Besuch zu schicken, und ich kehrte nach dem Ruhehause

Die Plantagen-Arbeiter in einer weiblichen Kakaopflanzung.

zurück, um nun endlich nach diesem ereignisreichen Tage die Ruhe zu suchen.

Am nächsten Vormittag fuhr ich nach Edgehill, um Mr. Rousseau meine Aufwartung zu machen. Der Name hatte mir die Idee gegeben, daß ich einen Franzosen, vielleicht einen Nachkömmling alter französischer Flüchtlinge finden würde, die zur Zeit der Revolution in den westindischen Inseln Zuflucht gesucht hatten. Man denke sich also mein Erstaunen, als mir bei meiner Ankunft ein behäbiger ältlicher Kreole als Mr. Rousseau vorgestellt wurde, dessen Frau, ebenso dunkelfarbig und wohlbeleibt, aber mit einem sehr gutmütigen Gesicht, mir freundlich entgegenkam und um Entschuldigung bat, daß sie gestern nicht zu den Gottesdiensten habe kommen können, ihr Mann leide an einem sehr schmerzhaften Anfall von Rheumatismus und bedürfe ihrer Pflege. In der Tat schien Mr. Rousseau recht krank zu sein, er lag in einem langen Bambusstuhl, stöhnte manchmal vor Schmerz und war augenscheinlich sehr schlechter Laune. Meine Hoffnungen sanken trotz der tropischen Hitze auf den Gefrierpunkt. Nachdem ich Mr. Rousseau meine aufrichtige Teilnahme mit seinem leidenden Zustand ausgedrückt und ihm erzählt, wie ich einmal auf ganz wunderbare Weise von einem ähnlichen schweren Leiden in Indien durch die Mittel eines eingeborenen Heilkünstlers geheilt worden sei, nachdem alle europäischen Medizinen nichts geholfen, kamen wir auf den Hindugottesdienst gestern und die Taufe der beiden Inder zu sprechen, wobei Frau Rousseau das lebhafteste Interesse zeigte. Meine Hoffnungen stiegen wieder.

„Sie wissen, daß einer der Bekehrten ein Hindu ist, der auf Ihrer Plantage arbeitet, nicht wahr?" wandte ich mich an sie.

„Ja, mein Oberaufseher hat es mir heut früh gesagt," grunzte Herr Rousseau dazwischen, ehe seine Frau mir antworten konnte, „ich hoffe, der Kerl wird seine Arbeit nun ebenso fleißig verrichten wie bisher. Ich —".

„Der Mann heißt jetzt Christodas," unterbrach ich ihn sofort mit einem Ton in meiner Stimme, der ihm klar machte, daß er nicht mehr der alleinige Herr des Kulis war (zu Frau Rousseau gewandt: Christodas heißt Christi Diener), „ich freue mich, von Ihnen zu hören, daß Christodas als Heide ein treuer Arbeiter gewesen ist; in der Tat, man hat ihm von allen Seiten, wo ich angefragt, das beste Lob gespendet, und ich bin der festen Zuversicht, daß er als Christ seinen neuen Pflichten ebenso gewissenhaft nachkommen wird."

„Wieso?" fragte Herr Rousseau erregt, „was für neue Pflichten? Er wird jetzt ebensogut wie früher mit der Hacke in der Plantage arbeiten müssen."

„Ich hoffe nicht," erwiderte ich in einem Ton, der nichts an Bestimmtheit zu wünschen übrig ließ. —

Mr. Rousseau starrte mich verblüfft an.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einige nähere Aufklärungen über Christodas gebe." Ich legte nun den beiden Eheleuten meine Pläne dar, sprach von der Missionstätigkeit, die auch in diesem Teil der Insel entwickelt werden solle, bei der ich naturgemäß auf die Mitwirkung der Plantagenbesitzer rechnen müsse, da der größte Teil der Kulis in ihrem Dienst sei, erzählte ihnen von den beiden Neugetauften und von dem besonderen Arbeitskreise, den ich denselben nun im Bezirk anweisen wolle, und kam so auf Christodas zurück, von dessen eigentlichem Charakter und Lebenslauf weder Mr. Rousseau noch seine Frau die geringste Ahnung hatten. Beide waren sehr erstaunt über das, was ich ihnen sagte.

„Sie werden es nun gewiß erklärlich finden, wenn Miß Newsam und ich der Ansicht sind, daß eine solche Kraft wie Christodas für die Mission ausgenutzt werden sollte —"

„Interessiert sich Miß Newsam auch für den Fall?" unterbrach mich Frau Rousseau neugierig.

„Ganz außerordentlich, was Sie schon aus der Tatsache entnehmen können, daß sie Patenstelle bei der Taufe des Mannes übernommen; sie wünscht ebenso dringend wie ich, daß Christodas sofort in den Missionsdienst übergehe, und auf ihre Veranlassung bin ich jetzt zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten (zu Mr. Rousseau gewandt), den Mann seiner kontraktlichen Verpflichtungen zu entbinden."

„So —," meinte der gedehnt, „wer ersetzt mir aber seine Arbeit, wenn ich ihn jetzt gehen lasse?"

„Wie lange dauert sein Kontrakt noch?" fragte ich.

Mr. Rousseau ließ die Kuliliste aus seinem Bureau holen. Es stellte sich heraus, daß Christodas noch zwei und einen halben Monat zu dienen hatte.

„Na, da könntest du ihn doch loslassen," meinte Frau Rousseau. Nach längerem Hin- und Herreden willigte Mr. Rousseau endlich ein; die Überzeugung, daß er Miß Newsam und wahrscheinlich auch ihrem Bruder, dem Bezirksrichter, einen Gefallen durch das Loslassen des Kulis erweise, gab augenscheinlich den Ausschlag für ihn. Christodas war frei! Die Stimmung wurde nun sogleich eine gemütlichere, und als ich schließlich noch die Bitte aussprach, Mr. Rousseau wolle mir erlauben, bei meinen monatlichen Besuchen von Cedros auch unter seinen Kulis missionieren zu dürfen, antwortete Frau Rousseau sofort, daß es ihnen sehr angenehm sein würde, besonders wenn

ich die Kranken im Hospital[1]) besuchen wolle, denen es oft recht elend zu gehen scheine. Ich sagte natürlich mit dem Ausdruck herzlichster Dankbarkeit zu und habe später noch viel Freundlichkeit von den beiden Leuten erfahren.

Glücklich über das Gelingen meiner Aufgabe, kehrte ich direkt zu Miß Newsam zurück, die sich sofort hinsetzte und einen liebenswürdigen Dankesbrief an das würdige Ehepaar schrieb.

Christodas war außer sich vor Freude, als ich ihm seine Befreiung vom Kulidienst mitteilte, und versprach, sich nun mit Leib und Seele dem Dienst des Herrn zu weihen.

Ich blieb noch drei Tage, unterrichtete an den Vormittagen die beiden Getauften und arbeitete mit ihnen ein Programm für ihre Tätigkeit während meiner Abwesenheit aus und besuchte an den Nachmittagen die zunächst zu erreichenden Plantagen, um mich den Besitzern vorzustellen und die Erlaubnis zum Missionieren unter ihren indischen Arbeitern zu erbitten. Ich erhielt dieselbe überall aufs bereitwilligste, und somit waren mir die Wege für meine Arbeit in Cedros gebahnt.

---

[1]) Auf Befehl der Regierung muß auf jeder Plantage ein Hospital für die kranken Kulis eingerichtet werden.

Ramlal.

Eine indische „Kalte-Zeit"-Plauderei, die in der Türkei aufhört.

Es war vor fünfunddreißig Jahren, als ich Ramlals Bekanntschaft machte. Die Umstände sind mir aber noch so lebendig in der Erinnerung, als wenn es gestern gewesen wäre. Es war im November. Die Regenzeit hatte ungewöhnlich lange angehalten, mit Sehnsucht erwartete man die kalte Zeit, welche gewöhnlich schon Anfang Oktober eintritt. Dies Jahr waren aber solche enormen Wassermassen gefallen, daß es selbst der heißen indischen Sonne schwer wurde, dieselben aufzutrocknen. Endlich trieb der kühlere Nordwest die schweren Regenwolken fort, das Erdreich wurde wieder fest, die dunstige Atmosphäre klärte sich auf, der Lalpatstrauch zeigte seine purpurfarbenen Blätter, das untrügliche Zeichen, daß die kalte Zeit gekommen, und Eingeborene und Europäer atmeten auf, wie von einem schweren Druck befreit, und freuten sich, ein jeder in seiner Weise, auf das wechselvolle Leben und die Annehmlichkeiten, welche diese für Indien so unentbehrliche Jahreszeit jedesmal von neuem mit sich bringt. Die heiße Zeit versengt alles und zieht das Lebensmark aus allem Lebendigen. Die Regenzeit, obgleich im Anfang erfrischend und befruchtend, bringt später die tödlichen Krankheiten, deren besondere Heimat Indien ist, wie Cholera, Dysenterie, Malaria-Fieber usw. in ihrem Gefolge. Die kalte Zeit aber mit ihrem frischen kühlen

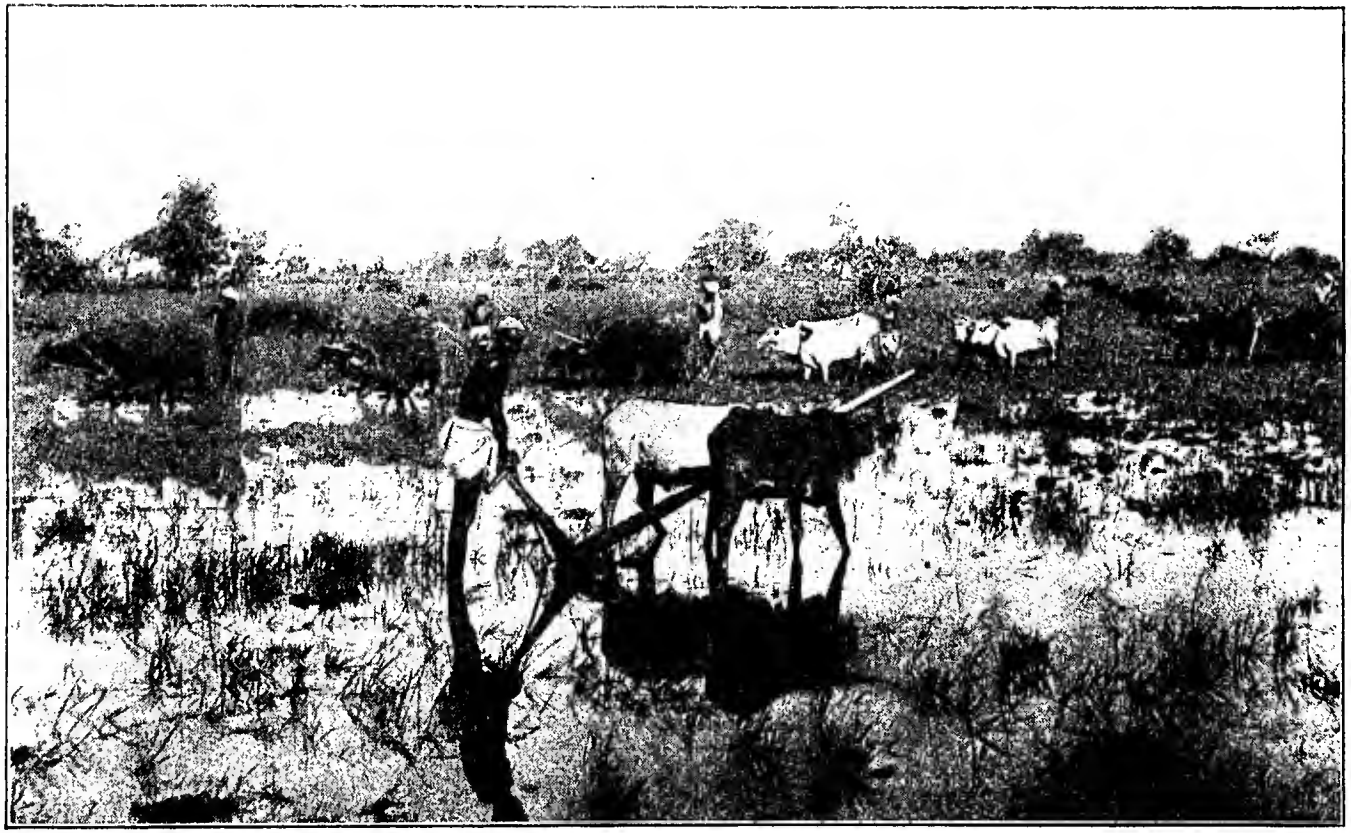
Lufthauch, der trocknen klaren Atmosphäre, dem tiefblauen heitern Himmel bringt Leben und Gesundheit zurück. Die schlaffen Muskeln spannen sich, der Geist wird frisch, Energie und Schaffenslust regen sich aufs neue. Weder Sonnenbrand noch Wasserflut halten uns länger in den Häusern gefangen. Man kann hinaus, umher, schaffen, reisen. „'S ist wie der Frühling im Norden! Die Eingebornen ziehen auf die Felder zur fröhlichen Ernte, zur lustigen Jagd in die Wälder."

Das ist hier ganz buchstäblich zu verstehen, denn die Ernte findet in Indien in den Monaten vom November bis Januar statt. Die Regenzeit hat die verschiedenen Reisarten, welche meistens viel Wasser bedürfen, kräftig emporschießen lassen, die milde, dabei doch warme Sonne der kalten Zeit bringt die Körner zur Reife. Man schneidet die Ähren ab und drischt sie auf den Feldern aus. Die Tennen werden auf höher gelegenen trockenen Plätzen in denselben hergerichtet. Der Boden wird von Gras und Gestrüpp gereinigt, geebnet, mit in Wasser aufgelöstem Kuhdung bestrichen, um ihn staubfrei und fest zu machen, und hier werden die Körner vom Vieh ausgetreten. Mit einer einfachen von Bambus geflochtenen Wurfschaufel wird die Spreu entfernt, die Körner werden in große aus Strohseilen zusammengedrehte Körbe gefüllt und nach Hause in die Vorratskammern gebracht, die Spreu wird verbrannt oder mit Kuhdung zusammengeknetet, um als Feuermaterial in den Häusern zu dienen. Bei dem wundervollen Wetter, bei dem man absolut weiß, daß es nicht regnen wird, bleiben die Erntearbeiter Tag und Nacht auf den Feldern; Strohhütten dienen ihnen zur Ruhe, an den Feuern bereiten sie ihre Abendmahlzeit. Nach Einnahme derselben wird die halbe Nacht gesungen und getanzt, dann wird es still. Nur die langgezogenen

Pflügen des Reislandes.

Lufthauch, der trocknen klaren Atmosphäre, dem tiefblauen heitern Himmel bringt Leben und Gesundheit zurück. Die schlaffen Muskeln spannen sich, der Geist wird frisch, Energie und Schaffenslust regen sich aufs neue. Weder Sonnenbrand noch Wasserflut halten uns länger in den Häusern gefangen. Man kann hinaus, umher, schaffen, reisen. „'S ist wie der Frühling im Norden! Die Eingebornen ziehen auf die Felder zur fröhlichen Ernte, zur lustigen Jagd in die Wälder."

Das ist hier ganz buchstäblich zu verstehen, denn die Ernte findet in Indien in den Monaten vom November bis Januar statt. Die Regenzeit hat die verschiedenen Reisarten, welche meistens viel Wasser bedürfen, kräftig emporschießen lassen, die milde, dabei doch warme Sonne der kalten Zeit bringt die Körner zur Reife. Man schneidet die Ähren ab und drischt sie auf den Feldern aus. Die Tennen werden auf höher gelegenen trockenen Plätzen in denselben hergerichtet. Der Boden wird von Gras und Gestrüpp gereinigt, geebnet, mit in Wasser aufgelöstem Kuhdung bestrichen, um ihn staubfrei und fest zu machen, und hier werden die Körner vom Vieh ausgetreten. Mit einer einfachen von Bambus geflochtenen Wurfschaufel wird die Spreu entfernt, die Körner werden in große aus Strohseilen zusammengedrehte Körbe gefüllt und nach Hause in die Vorratskammern gebracht, die Spreu wird verbrannt oder mit Kuhdung zusammengeknetet, um als Feuermaterial in den Häusern zu dienen. Bei dem wundervollen Wetter, bei dem man absolut weiß, daß es nicht regnen wird, bleiben die Erntearbeiter Tag und Nacht auf den Feldern; Strohhütten dienen ihnen zur Ruhe, an den Feuern bereiten sie ihre Abendmahlzeit. Nach Einnahme derselben wird die halbe Nacht gesungen und getanzt, dann wird es still. Nur die langgezogenen



Pflügen des Reislandes.

Rufe der wachthabenden Hirten tönen durch die vom klarsten Sternenhimmel beleuchteten Fluren, bis das Morgenrot die Schläfer weckt und die Arbeit von neuem beginnt. Doch nicht nur auf den Feldern, auch in den Dörfern selbst herrscht während dieser Jahreszeit die regste Tätigkeit. Hier sind es besonders die Öl- und Zuckerrohr-Mühlen, deren schauerliches Quietschen und Knarren man fast die ganze Nacht zu hören bekommt. Diese Pressen sind von der allerprimitivsten Konstruktion; sie bestehen aus einem runden Holztrog, der nach innen schief zuläuft und unten ein Loch hat. In demselben steckt ein beweglicher Baumstamm, an dem ein Querbalken befestigt ist. An diesen werden Ochsen oder Büffel gespannt, welche im Kreise umhergehend dem Holzstamm eine rotierende Bewegung geben. Dieser drückt das Zuckerrohr an die Seiten des Troges und preßt den Saft aus, welcher in ein unter dem Loch stehendes Gefäß läuft. Der Saft wird in großen, eisernen Pfannen eingekocht und kommt dann unter dem Namen Gur in den Handel. Die Ölpressen sind in ähnlicher Weise nur kleiner konstruiert. Das am Tage abgeschnittene Zuckerrohr muß sofort in die Presse kommen, weil es sonst welk werden und an Saftgehalt verlieren würde, daher das ohrenbetäubende Knarren der Pressen wärend der Nacht.

Und was die „lustige" Jagd betrifft, so bitte ich den Leser auch das buchstäblich zu nehmen. Die Inder, besonders aber die Ureinwohner des Landes, die Kols, Uraus usw. sind leidenschaftliche Jäger. Jedes Dorf veranstaltet in der kalten Zeit große Jagdpartien, an denen alle männlichen Einwohner und selbstverständlich alle Dorfhunde teilnehmen. In Ermangelung von Schießgewehren sind sie mit Pfeil und Bogen und langen Bambusstöcken bewaffnet, mit denen sie das Wild totschlagen. Wird also

z. B. ein Hase aufgestöbert, so schießt man nicht nach ihm, sondern es macht diesen Naturkindern viel mehr Spaß, mit wildem Hallo hinter ihm herzujagen und mit den Stöcken nach ihm zu werfen, bis er getroffen zusammenbricht. Wird nach langem Umherstreifen kein Wild angetroffen, so zieht man über die abgeernteten Reisfelder, wo die Ratten und Mäuse Nachlese halten, und jagt diese. Die erschreckten Tiere huschen hin und her, um in ihre Löcher zu schlüpfen, können sie aber, da alles um sie her zertreten wird, nicht mehr finden und suchen daher ihr Heil in der Flucht. Nun rast die ganze Bande, Hund und Mensch, mit Gebell und Gelächter hinter ihnen her von Feld zu Feld, bis das edle Wild unter den Zähnen der Hunde oder den mit Eisenringen beschlagenen Stöcken verendet.

Unter tollem Jubel wird die Beute mit den Schwänzen an die Bambusstangen gebunden. Dieselben werden von den Burschen an beiden Enden auf die Schultern genommen, und nun geht's im Triumph nach Hause. Der ganze Jagdzug ist elektrisiert, alles springt und tanzt in ausgelassener Lust, Jagd- und Kriegslieder werden gesungen, und es ist unmöglich, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einem solchen jubelnden Jagdzug begegnet und als Beute etliche Ratten an ihren Schwänzen von den Stöcken baumeln sieht. Ich traf sogar einmal einen, der nur ein- und eine halbe Ratte nach Hause brachte; einer der Hunde hatte nämlich die eine Ratte schon halb aufgefressen, ehe sie ihm abgenommen werden konnte. Das erlegte Wild wandert in die Reistöpfe und bildet die leckerste Zugabe zur Abendmahlzeit der Leute.

Auch wir rüsteten uns zur Reise. Während man in der heißen und Regenzeit nur kürzere Ausflüge machen kann, um etwa durchaus notwendige Besuche oder amtliche

Revisionen in einem oder dem andern Gemeindebezirke vorzunehmen, ist die kalte Zeit diejenige des Jahres, welche ein monatelanges Umherwandern und Leben im

Reifendes Reisfeld.

Freien gestattet und es dem Missionar möglich macht, seine zerstreuten Gemeinden aufzusuchen und auch den Heiden in weiteren Umkreisen das Evangelium zu predigen.

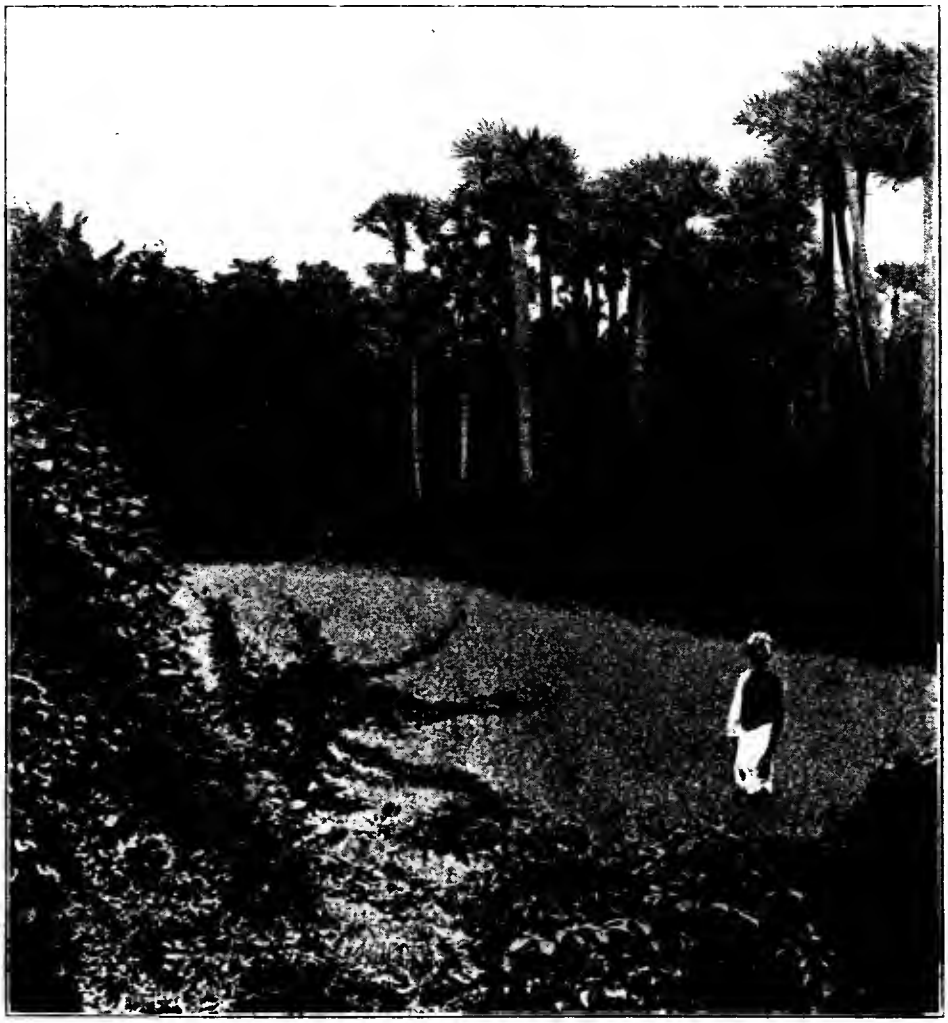
Jetzt hat man in den größeren Dörfern, auch der abgelegeneren Distrikte, Polizeistationen, Kapellen und

z. B. ein Hase aufgestöbert, so schießt man nicht nach ihm, sondern es macht diesen Naturkindern viel mehr Spaß, mit wildem Hallo hinter ihm herzujagen und mit den Stöcken nach ihm zu werfen, bis er getroffen zusammenbricht. Wird nach langem Umherstreifen kein Wild angetroffen, so zieht man über die abgeernteten Reisfelder, wo die Ratten und Mäuse Nachlese halten, und jagt diese. Die erschreckten Tiere huschen hin und her, um in ihre Löcher zu schlüpfen, können sie aber, da alles um sie her zertreten wird, nicht mehr finden und suchen daher ihr Heil in der Flucht. Nun rast die ganze Bande, Hund und Mensch, mit Gebell und Gelächter hinter ihnen her von Feld zu Feld, bis das edle Wild unter den Zähnen der Hunde oder den mit Eisenringen beschlagenen Stöcken verendet.

Unter tollem Jubel wird die Beute mit den Schwänzen an die Bambusstangen gebunden. Dieselben werden von den Burschen an beiden Enden auf die Schultern genommen, und nun geht's im Triumph nach Hause. Der ganze Jagdzug ist elektrisiert, alles springt und tanzt in ausgelassener Lust, Jagd- und Kriegslieder werden gesungen, und es ist unmöglich, sich des Lachens zu enthalten, wenn man einem solchen jubelnden Jagdzug begegnet und als Beute etliche Ratten an ihren Schwänzen von den Stöcken baumeln sieht. Ich traf sogar einmal einen, der nur ein- und eine halbe Ratte nach Hause brachte; einer der Hunde hatte nämlich die eine Ratte schon halb aufgefressen, ehe sie ihm abgenommen werden konnte. Das erlegte Wild wandert in die Reistöpfe und bildet die leckerste Zugabe zur Abendmahlzeit der Leute.

Auch wir rüsteten uns zur Reise. Während man in der heißen und Regenzeit nur kürzere Ausflüge machen kann, um etwa durchaus notwendige Besuche oder amtliche

Revisionen in einem oder dem andern Gemeindebezirke vorzunehmen, ist die kalte Zeit diejenige des Jahres, welche ein monatelanges Umherwandern und Leben im



Reifendes Reisfeld.

Freien gestattet und es dem Missionar möglich macht, seine zerstreuten Gemeinden aufzusuchen und auch den Heiden in weiteren Umkreisen das Evangelium zu predigen.

Jetzt hat man in den größeren Dörfern, auch der abgelegeneren Distrikte, Polizeistationen, Kapellen und

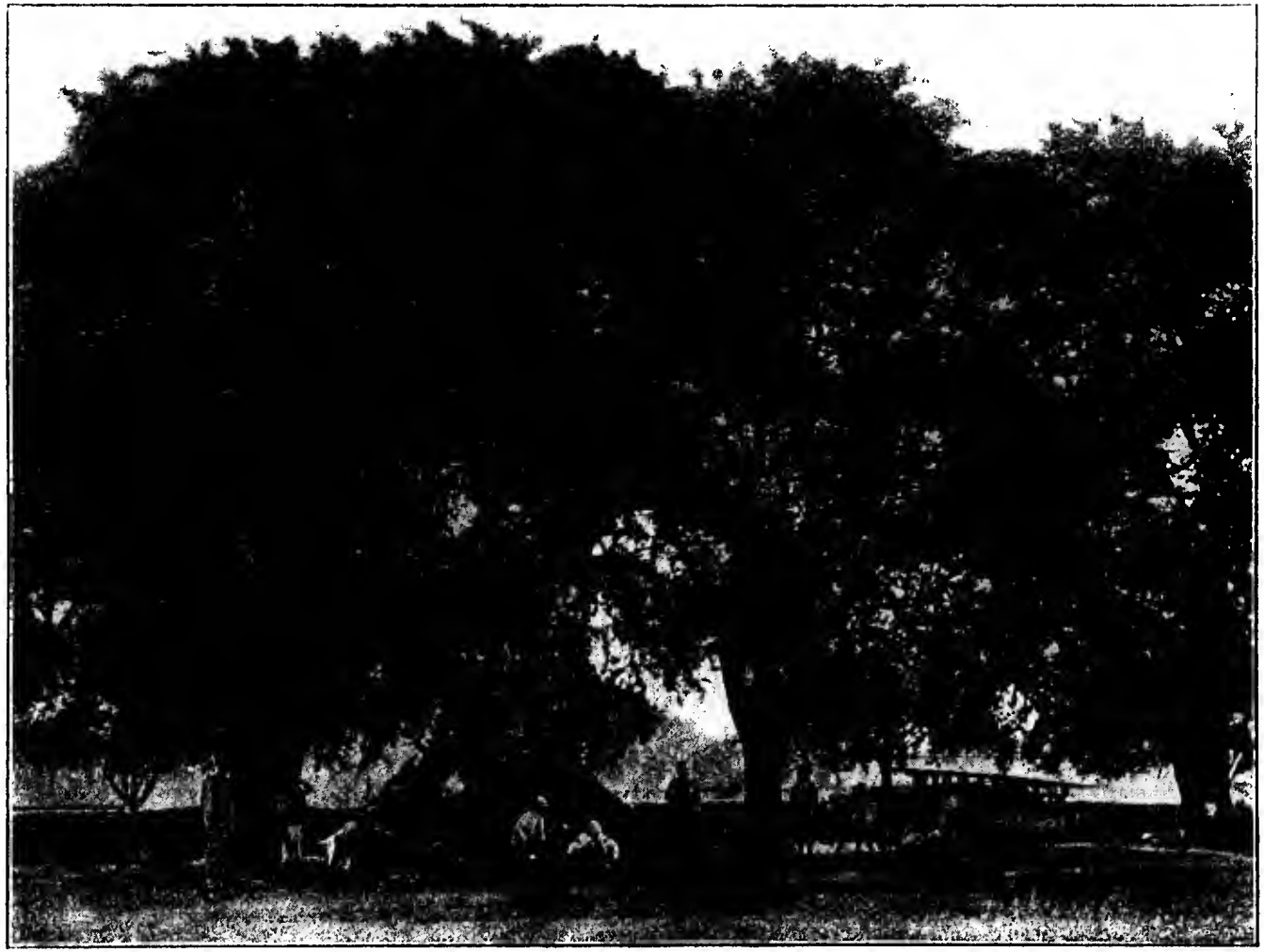
Schulhäuser, wo man allenfalls ein Nachtquartier finden und sich eine Mahlzeit zubereiten kann. In den Tagen, von denen ich schreibe, gab es deren jedoch noch sehr wenige. Man mußte in Zelten wohnen und Lebensmittel, ja manchmal sogar das Holz, um die letzteren zu kochen, von Ort zu Ort mitnehmen. Und darin lag gerade die Poesie des Ganzen. Sowie die Regenzeit nachließ, der Boden trocken und die Luft klar wurde, wurden die Reisezelte im Missionshof aufgestellt, ausgebessert und auf Karren verpackt; oder wenn das zu durchreisende Terrain wegelos war, in kleineren Stücken zusammengelegt, so daß je ein Stück von zwei Leuten auf einer Stange getragen werden konnte. Träger wurden angeworben; Bücher, Traktate, Medizinen in eigens dazu konstruierte Blechkisten gepackt, von denen immer zwei auf einen Träger kommen, und dann Anfang November die Reise per Palki oder zu Pferde angetreten. In Übereinstimmung mit der Praxis des Heilands, seine Jünger stets zu zweien auszusenden, pflegte man früher, wenn es irgendwie anging, auch zu zweien zu reisen. Bei der Vergrößerung des Missionsfeldes, der geringen Anzahl europäischer Missionare und dem Anwachsen der Zahl der eingeborenen Gehilfen kam die Sitte mehr und mehr ab, und jetzt reist der Missionar nur noch in Begleitung eingeborener Katechisten.

Der Vorfall, den ich in diesen Zeilen erzählen will, ereignete sich auf meiner ersten Missionstour, die ich in Mittelindien machte. Ich war erst acht Monate im Lande, hatte die Lehrsprache dieses Missionsbezirkes, das Hindi, schon in der Heimat eifrig studiert, und seit meiner Ankunft in Indien Tag und Nacht mit Hilfe eines eingeborenen Sprachgelehrten (Pandit) geübt, so daß die älteren Brüder meinten, ich könne nun mit der Arbeit

Reisepredigt unter Tamarinden.

Schulhäuser, wo man allenfalls ein Nachtquartier finden und sich eine Mahlzeit zubereiten kann. In den Tagen, von denen ich schreibe, gab es deren jedoch noch sehr wenige. Man mußte in Zelten wohnen und Lebensmittel, ja manchmal sogar das Holz, um die letzteren zu kochen, von Ort zu Ort mitnehmen. Und darin lag gerade die Poesie des Ganzen. Sowie die Regenzeit nachließ, der Boden trocken und die Luft klar wurde, wurden die Reisezelte im Missionshof aufgestellt, ausgebessert und auf Karren verpackt: oder wenn das zu durchreisende Terrain wegelos war, in kleineren Stücken zusammengelegt, so daß je ein Stück von zwei Leuten auf einer Stange getragen werden konnte. Träger wurden angeworben; Bücher, Traktate, Medizinen in eigens dazu konstruierte Blechkisten gepackt, von denen immer zwei auf einen Träger kommen, und dann Anfang November die Reise per Palki oder zu Pferde angetreten. In Übereinstimmung mit der Praxis des Heilands, seine Jünger stets zu zweien auszusenden, pflegte man früher, wenn es irgendwie anging, auch zu zweien zu reisen. Bei der Vergrößerung des Missionsfeldes, der geringen Anzahl europäischer Missionare und dem Anwachsen der Zahl der eingeborenen Gehilfen kam die Sitte mehr und mehr ab, und jetzt reist der Missionar nur noch in Begleitung eingeborener Katechisten.

Der Vorfall, den ich in diesen Zeilen erzählen will, ereignete sich auf meiner ersten Missionstour, die ich in Mittelindien machte. Ich war erst acht Monate im Lande, hatte die Lehrsprache dieses Missionsbezirkes, das Hindi, schon in der Heimat eifrig studiert, und seit meiner Ankunft in Indien Tag und Nacht mit Hilfe eines eingeborenen Sprachgelehrten (Pandit) geübt, so daß die älteren Brüder meinten, ich könne nun mit der Arbeit



Reisepredigt unter Tamarinden.

unter den Leuten beginnen. Über das „Wie, wann und wo" sollte mir Bruder B., der schon viele Jahre im Lande war, Anleitung geben.

An einem wundervollen Novembermorgen verließen wir also, von den andern Brüdern ein Stück Weges begleitet, mit weißüberzogenem Schirm und dickem Sonnenhut bewaffnet, unsere Hauptstation. Die Träger waren mit Zelt und Gepäck schon tags zuvor aufgebrochen, um in einem acht Stunden nach Süden gelegenen Dorf, in dem einige Christen wohnten, unsern Lagerplatz aufzuschlagen. Unsere Reisegefährten waren daher nur ein Pferd, das wir abwechselnd zu reiten beabsichtigten, wenn die eigenen Füße den Dienst versagten, und der Pferdeknecht.

Wir erreichten unsern ersten Halteplatz Kotwali gegen 4 Uhr nachmittags. Das Lager war schon vollständig eingerichtet, das Zelt aufgeschlagen, der Fußboden mit trocknem Reisstroh bedeckt, unsere charpays (aus Stricken und Stangen hergestellte Bettstellen, wie sie die Eingebornen brauchen) zugerichtet, und was augenblicklich die Hauptsache war, unter einem großen Pipalbaum prasselte ein Feuer, über dem der Koch unser Mittagsmahl bereitete. Man wählt zu diesen Lagerplätzen stets die bei jedem Dorf liegenden Mangohaine. Die Mangobäume werden so groß, wie hier die Eichen, sie geben mit ihrem dichten Laub den besten Schatten und sind nahe bei den Dörfern, so daß man die Einwohner bald erreichen kann. Da die Haine gewöhnlich Eigentum des Dorfbesitzers sind, so stehen sie allen Reisenden offen, und sind deshalb manchmal der Schauplatz der interessantesten Reisebilder. Auch wir waren heut nicht die einzigen, die des Weges müde hier Ruhe und Erquickung suchten. Am Straßenrande hatte sich eine Karawane Kabulis niedergelassen, deren Dromedare von ihren Lasten befreit, behaglich unter den

Bäumen ruhten, während ihre Treiber um mehrere Feuer gelagert ihre Hukkas rauchten, und der Bereitung des Mahles oblagen.

Nachdem wir uns durch eine gründliche Waschung vom Staub gereinigt, beschlossen wir, da unser Essen noch nicht ganz fertig war, einen Rundgang durch den Hain zu machen. Als wir an das südliche Ende desselben kamen, standen wir an einem großen Teich, dessen Wasser die zerbröckelten Mauern eines alten Tempels bespülten. Das zerfallene Dach des Priesterhauses, die zerbröckelnden Wände, die halbverdorrte Tulsipflanze[1]) in der Veranda zeigten, daß der Brahmane, welcher den Dienst dieses Tempels zu versehen gehabt, denselben aufgegeben. An dem Tempeleingang bemerkte ich einige unserer Kulis, doch schien dieselben auch mehr die Neugier als der Wunsch, religiöse Bedürfnisse zu stillen, hergetrieben zu haben. Am Ufer des Sees hatten sich einige wandernde Yogis niedergelassen, in deren Nähe zwei, augenscheinlich zur selben Kaste gehörige Bettelmusikanten ihre Mahlzeit bereiteten.

Der kleine See war dicht bedeckt mit Wassergewächsen, unter denen mir zu meiner größten Freude Lotusblumen gezeigt wurden. Wieviel hatte ich schon in der Heimat von dieser wunderbaren Blume gehört und gelesen. Auch seit meinem Aufenthalt in Indien hatte ich vieles von ihr gehört, und wenn wir bei dem Lesen indischer Bücher an Stellen gekommen waren, welche die Lotus erwähnten, so geschah das stets mit einer poetischen Überschwenglichkeit, in welche mein Pandit jedesmal mit begeistertem

[1]) Die Tulsi ist eine heilige, wohlriechende Pflanze, welche bei fast allen Tempeln gepflegt wird. Sie steht gewöhnlich in einem von Zement oder Mauerwerk umgebenen kleinen Erdbett. Die Legende sagt, daß sie die Verkörperung einer Göttin (Sita?) ist.

Ein Mangobaum.

Bäumen ruhten, während ihre Treiber um mehrere Feuer gelagert ihre Hukkas rauchten, und der Bereitung des Mahles oblagen.

Nachdem wir uns durch eine gründliche Waschung vom Staub gereinigt, beschlossen wir, da unser Essen noch nicht ganz fertig war, einen Rundgang durch den Hain zu machen. Als wir an das südliche Ende desselben kamen, standen wir an einem großen Teich, dessen Wasser die zerbröckelten Mauern eines alten Tempels bespülten. Das zerfallene Dach des Priesterhauses, die zerbröckelnden Wände, die halbverdorrte Tulsipflanze[1] in der Veranda zeigten, daß der Brahmane, welcher den Dienst dieses Tempels zu versehen gehabt, denselben aufgegeben. An dem Tempeleingang bemerkte ich einige unserer Kulis, doch schien dieselben auch mehr die Neugier als der Wunsch, religiöse Bedürfnisse zu stillen, hergetrieben zu haben. Am Ufer des Sees hatten sich einige wandernde Yogis niedergelassen, in deren Nähe zwei, augenscheinlich zur selben Kaste gehörige Bettelmusikanten ihre Mahlzeit bereiteten.

Der kleine See war dicht bedeckt mit Wassergewächsen, unter denen mir zu meiner größten Freude Lotusblumen gezeigt wurden. Wieviel hatte ich schon in der Heimat von dieser wunderbaren Blume gehört und gelesen. Auch seit meinem Aufenthalt in Indien hatte ich vieles von ihr gehört, und wenn wir bei dem Lesen indischer Bücher an Stellen gekommen waren, welche die Lotus erwähnten, so geschah das stets mit einer poetischen Überschwenglichkeit, in welche mein Pandit jedesmal mit begeistertem

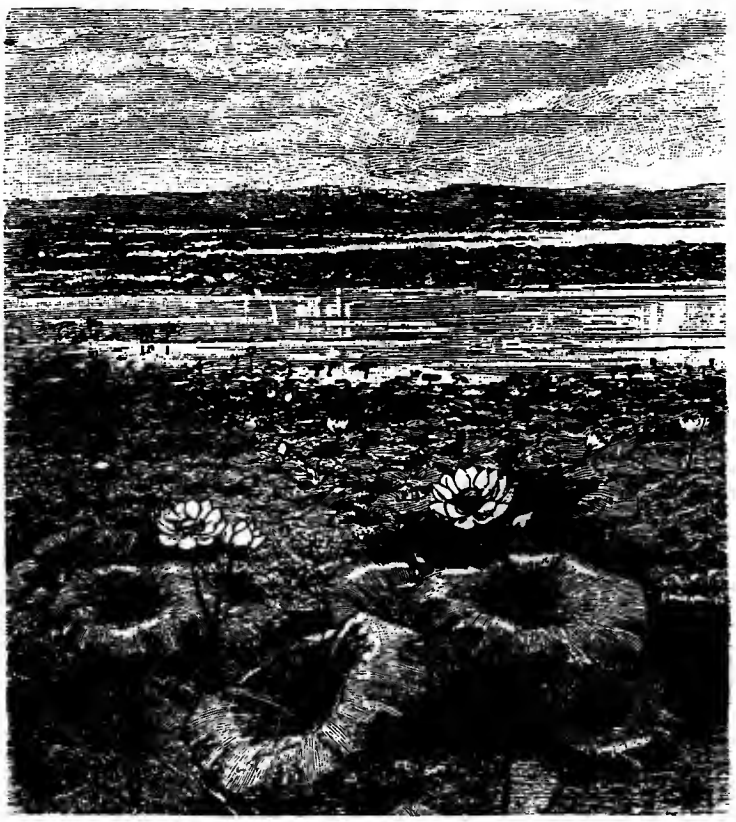
[1] Die Tulsi ist eine heilige, wohlriechende Pflanze, welche bei fast allen Tempeln gepflegt wird. Sie steht gewöhnlich in einem von Zement oder Mauerwerk umgebenen kleinen Erdbett. Die Legende sagt, daß sie die Verkörperung einer Göttin (Sita?) ist.

Ein Mangobaum.

Lobe einstimmte, so daß ich wirklich darauf gespannt war, einmal diese Zauberblume zu sehen.

„Da in der Mitte des Teiches, die rosa- und weißschimmernden Wasserrosen sind Lotus", meinte Br. B.

„Ob der Teich tief ist? Ich möchte welche haben", fragte ich.



Lotusblumen.

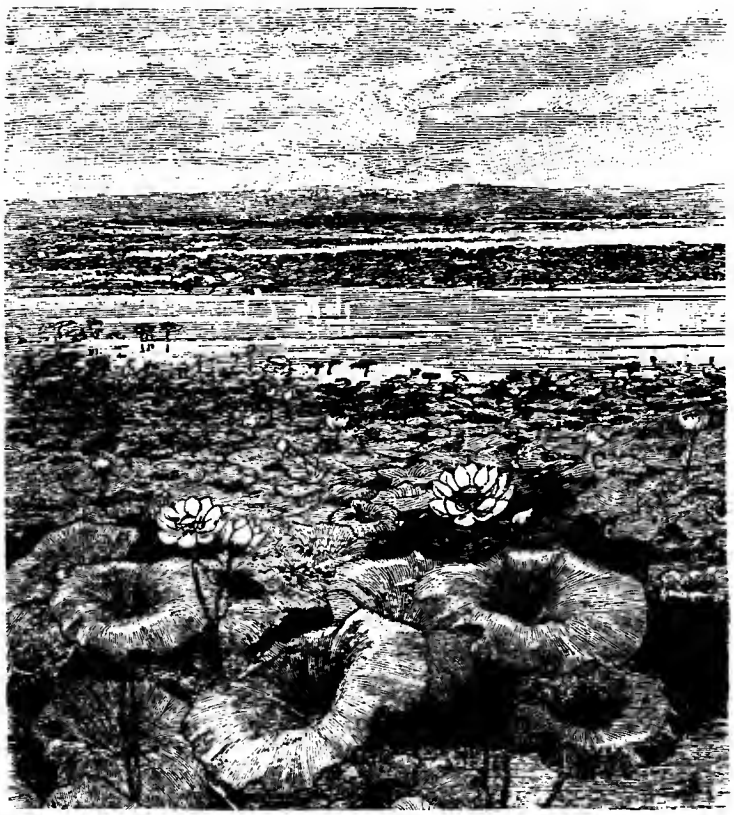
„Und im Schlamm stecken bleiben, so daß wir dich dann holen müßten", lachte B. „Das kann ein Kuli tun, die verstehen das besser."

Eben wollte ich einen von unseren Trägern, die sich den Tempel besahen, heranrufen und ihm den Auftrag geben, eine Blume aus dem Teich zu holen, als einer

Lobe einstimmte, so daß ich wirklich darauf gespannt war, einmal diese Zauberblume zu sehen.

„Da in der Mitte des Teiches, die rosa- und weißschimmernden Wasserrosen sind Lotus", meinte Br. B.

„Ob der Teich tief ist? Ich möchte welche haben", fragte ich.



Lotusblumen.

„Und im Schlamm stecken bleiben, so daß wir dich dann holen müßten", lachte B. „Das kann ein Kuli tun, die verstehen das besser."

Eben wollte ich einen von unseren Trägern, die sich den Tempel besahen, heranrufen und ihm den Auftrag geben, eine Blume aus dem Teich zu holen, als einer

der beiden Musikanten, welcher augenscheinlich meine Absicht erriet, an uns herantrat und seinen Salam machend fragte:

„Sahib, Kamal chahte hain.“ (Der Herr wünschen eine Lotus.)

„Ja, willst du mir eine holen?“

„Albatta, jitne chahen.“ (Gewiß, so viele Sie wollen.)

„Nein, nein, der Kuli kann sie holen,“ fiel hier B. ein, der die Reisekasse hatte, und der wußte, daß der Mann es nur auf ein Trinkgeld abgesehen hatte.

„Nahin! Sahib! Dewi hai, Khabardar se lana hoga.“ (O nein, Herr, es ist eine Göttin, man muß sie behutsam bringen) erwiderte der Musikant, und ehe wir noch ein Wort sagen konnten, stand er im Wasser, arbeitete sich vorsichtig durch die dichten Blattmassen hindurch und gelangte endlich, teils watend, teils schwimmend in die Mitte der Lotusgruppe. Er suchte die frischesten aus und war plötzlich im Wasser verschwunden.

„Der Mensch ist untergesunken!“ rief ich in äußerster Bestürzung aus, und warf meinen Rock ab, um ihm nachzuschwimmen. Doch da tauchte sein dunkler Kopf schon wieder aus den Fluten auf, und in seiner rechten Hand hielt er den schlanken Stengel einer Lotus, die er mit der Wurzel vom Boden des Sees geholt hatte. Er stellte sie vorsichtig zwischen die ihn umschwankenden Blätter und tauchte noch zweimal unter, jedesmal mit einem neuen Stengel erscheinend. Alle drei hoch in der Rechten haltend, näherte er sich langsam dem Ufer und überreichte sie uns. Es waren wundervolle Exemplare und infolge der großen Sorgfalt, mit der sie gepflückt worden, im Vollbesitz ihrer ganzen Schönheit, sogar der über die Farben-

pracht der Blütenblätter hingehauchte Tau war nicht verwischt.

„Han, Dewi hai“, wiederholte der Musikant bedeutungsvoll, als ich ihm dankbar zunickte und ein paar Kupfermünzen als Belohnung in seine Hand gleiten ließ. —

Ich hielt also nun wirklich das Wunder Indiens, von unzähligen indischen Dichtern besungen und gepriesen, die Königin aller Blumen in meinen Händen. Da gewiß nur wenige meiner Leser Gelegenheit haben, sie in ihrer Heimat zu betrachten, so will ich hier versuchen, die Unbeschreibbare zu beschreiben.

„Jal men rakhiye“ (Stellen Sie sie ins Wasser), unterbrach mich der Musikant, und senkte die Blumen am Uferrande in das klare Wasser, so daß sie ihr Haupt auf den Wellen wiegten und nun in ihrer natürlichen Lage von uns bewundert werden konnten. Auf schlankem, vier bis fünf Fuß langem Schaft schwankt graziös eine halb aufgesprungene Knospe, deren äußere Blätter noch geheimnisvoll den inneren Kelch bedecken, dessen dunkles Rosa schon durch die Blattspalten sichtbar wird. Die beiden anderen sind erschlossene Blüten und offenbaren den ganzen Zauber dieses in Gottes Schöpfung einzig dastehenden Wunderwerkes. Die Blumenblätter, an der Spitze strahlend rosa, nach unten allmählich verblassend und in zartester Schattierung ins reinste Weiß übergehend, umwallen die entschleierte Pracht des Kelches, in dessen Mitte sich, wie ein umgekehrter Obelisk, der sammetweiche, gelb und rot angehauchte Fußboden erhebt, dessen obere Rundung mit violetten, rosafarbenen, weißen und goldigen Punkten wie mit Sternen bestreut ist. Um ihn her wehen im Kreise die Fahnen der Staubfäden, welche, unten weiß, nach oben goldgelb, schneeweiße Staubbeutelchen balan-

zieren. Getragen von dunkelgrünen Kelchblättern und übergossen von dem zauberhaften Reiz der ineinander verschwimmenden Farben, ruht sie da, die Perle Hindustans, das imposanteste, zarteste und feenhafteste Bild des absolut Schönen, was unsere Erde aufzuweisen hat. — Was Wunder, daß der Hindu sie als eine Himmelsblume verehrt, daß er sie in seiner glühenden Phantasie aus den heiligen Körpern seiner Lieblingsgötter wachsen läßt, und wenn er ein Bild des Schönsten und Herrlichsten sucht, das Bild in der Kamal (Lotus) findet!

„Khana teyàr hai!“ (Das Essen ist fertig) meldete der Koch.

Wir luden den Musikanten ein, uns am Abend nach unserer Rückkehr vom Dorf mit seinem Kameraden beim Zelt zu besuchen. Auch die andern am See lagernden Wanderer wurden eingeladen. „Ja, ja“, sagten sie alle, aber nur unser Freund erschien.

Die Abende im Lager, nachdem des Tages Last und Hitze vorüber sind, gehören zu den angenehmsten Stunden, die man auf solchen Reisen genießt. Die Temperatur auf den Hochebenen Mittelindiens sinkt oft auf 5—6 Grad Wärme herab. Nachdem man den ganzen Tag der heißen Sonne ausgesetzt gewesen, empfindet man diesen Wärmegrad schon als Kälte. Es wird also ein Feuer vor dem Zelt angezündet, und man lagert sich um dasselbe. Die Erlebnisse des Tages werden besprochen; Pläne für den nächsten Tag gemacht; Christen aus dem Dorf, welche noch in eigenen oder Gemeindeangelegenheiten mit dem Missionar zu reden haben, setzen sich in den Kreis; neugierige Heiden etwas entfernter umher; unter den Bäumen in der Nähe leuchten die Herdfeuer des Kochs und weiterhin die der Träger und Kulis, welche in ihre Decken gehüllt, behaglich ihre Hukka rauchen, schwatzen oder singen.

Darüber hinaus ist alles dunkle Nacht. Von den Feldern ringsumher ertönen die Rufe der wachthabenden Erntearbeiter, eine Ölpresse quietscht dazwischen und das Geheul der Schakale, welche jetzt ihre Schlupfwinkel verlassen, um Raub zu suchen, und das monotone Gekrächz einiger Uhus, die in den ausgefaulten Löchern der alten Baumriesen ihre Wohnung haben, bilden den Chorus zu diesen Solostimmen.

Es war schon spät; die Christen waren fortgegangen, nur der Kuli, der das Feuer schürte, und B. und ich saßen noch vor dem Zelt, als unser Hund anschlug und auf eine aus dem Dunkel heraustretende Gestalt losfuhr. Es war der Musikant.

„Du kommst spät?" sagte B.

„Herr", erwiderte er, einen tiefen Salam machend, „ich habe fast eine Stunde dort hinter den Bäumen gesessen und gewartet, bis Sie allein sein würden. Sie sprachen mit den Dorfleuten, hamari dusri jat (meine Kaste ist eine andere, scil. bessere).

„Richtig", lächelte B., „bist du aber auch deswegen ein besserer Mensch?"

„Bhagwan jane" (das allein weiß Gott).

„Wohin wanderst du?" fragte B. weiter.

„Nach Puri, um den Djagarnath zu schauen." Der Mann erzählte uns nun, daß er auf einer Pilgerfahrt nach dem großen Djagarnathtempel in Orissa begriffen sei. Er habe in Gangotri[1]) angebetet und wolle nun noch nach Puri, „dharm pakka karne ke waste" (um seine Gerechtigkeit vollständig zu machen). Selbstverständlich gab uns dieser Ausdruck Gelegenheit, zu ihm von der

---

[1]) Gangotri = Quelle des Ganges, einer der berühmtesten Wallfahrtsorte der Hindu im Himalaya. —

Gerechtigkeit zu sprechen, die allein vor Gott gilt. Er hörte B.s Auseinandersetzungen ruhig mit an und erwiderte, daß ihm dies Gesagte nicht unbekannt sei. Er habe auf seinen Wanderungen schon zu wiederholten Malen Padris getroffen und ihrer Verkündigung der christlichen Lehre zugehört.

„Dekhiye" (Sehen Sie). Er öffnete sein Bündel und zog ein sorgfältig in Zeug eingeschlagenes Paket geschriebener und gedruckter Schriften heraus, unter denen sich eine Genesis und ein Ev. Lukas in Hindi befand. — Beide sahen sehr abgenutzt aus.

„Hast du die beiden Bücher gelesen?"

„Sie waren neu, als ich sie bekam. Seit fünf Jahren begleiten sie mich auf meinen Wanderungen, ich kann sie fast auswendig."

„Nun, und hat dich der Inhalt geneigt gemacht, die christliche Lehre anzunehmen?"

Der Mann blickte uns an, offen, nachdenklich und sagte endlich zaudernd:

„Unsere Shastras reden auch von Gott, von seiner Schöpfung, von der Sünde und Sündenvergebung, auch wir glauben an Awtara (Inkarnationen), welche zur Erlösung der Menschheit von der Sünde auf die Welt gekommen und als Mensch geboren wurden. Wer kann's wissen, welches der rechte Gott und der rechte Glaube ist?" B. ging selbstverständlich auf die Frage ein, erklärte ihm die Kennzeichen des Wortes Gottes, den Charakter des wahren Awtars und lud ihn schließlich ein, als er sah, daß der Mann vernünftig antwortete und wirklich ein Sucher nach Wahrheit zu sein schien, ein paar Tage mit uns zu ziehen, um Gelegenheit zu haben, ihn weiter zu unterrichten.

„Du wanderst ja doch nur umher, wandere ein paar Tage mit uns, damit wir weiter über diesen Gegenstand reden können," „dharm ki bat, pran ki bat" (die Religionsfrage ist die wichtigste Frage für die Seele).

„Sach, Sahib" (Wahr, o Herr). „Aber mit Ihnen wandern kann ich nicht. Mein Karm (Schicksal) ist, jetzt nach Puri zu pilgern, um Djagarnath zu schauen." — „Und dann?" fragte ich.

„Kya jane" (Wer weiß es), antwortete er seufzend. „Ich suche den wahren Gott, er wird sich mir zeigen."[1])

Der Mann wollte sich entfernen, ich aber hielt ihn zurück mit der Bitte, mir seine indischen Schriften zu zeigen. Es waren Abschriften von Volksliedern, Sagen und Stellen aus dem Ramayan. Mit großer Befriedigung erklärte er mir ihre Titel, und wo und wann er sie abgeschrieben habe, auch selbstverfaßte Hymnen und Inkantationen waren darunter. Hier war eine Schatzgrube! Besonders interessierten mich zwei Gesänge, von denen mir mein Pandit schon bei Durchlesung des Premsagar[2]) erzählt hatte: Sitaswayambhargit und Ramlila; hier fand ich Kopien von beiden. Die mußte ich haben. Ich bat den Musikanten, mir sie zu verkaufen, und obgleich er anfangs nicht willig war, so machte ihn doch der Anblick

[1]) „Darshan dega". „Darshan dena" (Erscheinung geben) und Darshan karna (Erscheinung d. h. wirkliches Anschauen machen) sind die stehenden Ausdrücke für das tatsächliche Erblicken und seelische Anschauen eines Gottes, wodurch das Verlangen der Seele nach ihm gestillt wird.

[2]) „Liebessee" erzählt die Geburt und Taten Krishnas, ist eins der Bücher, welche man gewöhnlich zuerst in Indien zum Sprachstudium liest.

blanker Rupien endlich geneigt, mir die kostbaren M.-S. zu überlassen.[1])

„Nun mußt du uns noch eine Probe deiner Gesangeskunst geben", bat ich, „sing uns eins deiner besten Lieder." Augenscheinlich erfreut über meine Bitte griff der Mann nach seiner Sarangi (indische Geige), stimmte sie, setzte sich neben das Feuer in Positur und begann nach einigen Strichen mit klangvoller, aber nach indischer Sangart modulierender Stimme das schwermütige, ergreifende:

Jiwana, jiwana, paramisht deo dana
Man santusht kar jas tera gana etc.[2])

ein Lied, in dem das tiefste Sehnen des Hinduherzens nach dem wahren Gott Ausdruck gefunden. Wie oft habe ich es auf meinen Wanderungen durch Indien später wiedergehört, und jedesmal erinnerte es mich an jenen Abend im Mangohain von Kotwali. Es war mir damals noch ganz neu, auch zum Teil noch unverständlich, aber ich fühlte wohl die wunderbare Macht des poetischen Zaubers und der religiösen Tiefe, die der sinnende, nach Gott verlangende Dichter in dem Liede zum Ausdruck bringt. Und jedesmal, wenn ich es später hörte, auf den Landstraßen Bengalens, an den Ufern des Ganges, hoch oben in den Bergen des Himalaya, des Abends im Lager, begleitet von dem Rauschen des machtvoll dahin brausenden Brahmaputr, da dachte ich an den Musikanten, aus dessen Munde ich es zuerst gehört, und untersuchte aufs genaueste die Züge des Singenden, ob es vielleicht mein alter Bekannter sei. Seit jenem Abend habe ich

[1]) Sie befinden sich jetzt in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, welcher ich sie im Jahre 1886 verkaufte.

[2]) Leben, o Leben, Gabe meines auserwählten Gottes, stille mein Herz, so will ich dich preisen.

eine Vorliebe für das fahrende Sängervolk in Indien gehabt. Wo ich sie traf, da hab ich mit ihnen gesessen, da haben wir unsere Schätze ausgetauscht, sie haben mir ihre Lieder gesungen, ihre Sagen erzählt und mich Blicke in das geheimste Seelen- und Herzensleben unserer Hindubrüder tun lassen, die wenigen Europäern zuteil werden und die mir von unbeschreiblichem Wert in meinem missionierenden Umgang mit dem Volke waren, und ich habe ihnen die Schätze des Evangeliums aufgetan. Wenn sie mir von Krishna und Ram erzählten, so erzählte ich ihnen von Christus, und wenn sie mir ihre Bhajans sangen, so sang ich ihnen die Psalmen und christliche Lieder und gab sie ihnen gedruckt in die Hand, und so trugen auch sie den Samen des ewigen Lebens mit sich fort.

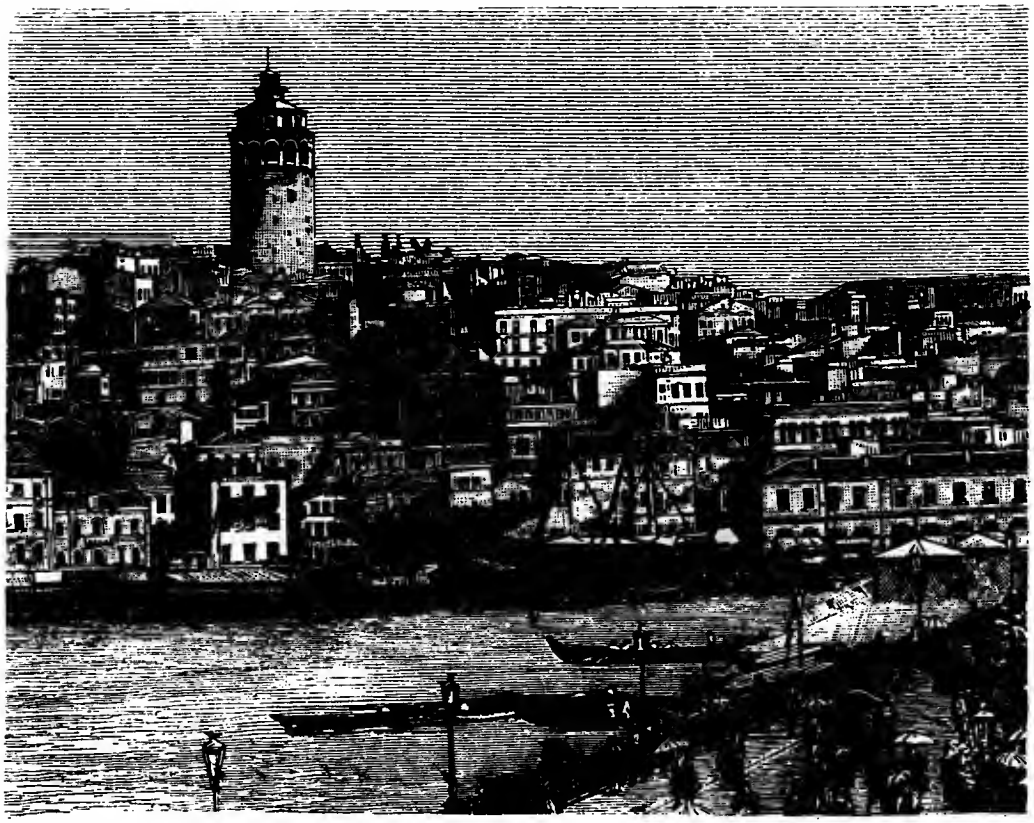
Noch andere Lieder sang der Musikant an jenem Abend. Als er wegging, fragte ich nach seinem Namen:

„Ich heiße Ramlal."

Brauche ich dem Leser zu sagen, daß B. und ich in unserm Gebet in jener Nacht auch Ramlals gedachten und den großen ewigen Herzenskündiger anflehten, sich einer Seele zu offenbaren, die ihn wirklich suchte?

Im Schatten des gewaltigen Galataturmes in Konstantinopel, von dessen hohen Galerien die Wächter Tag und Nacht ausschauen, um bei den ersten Anzeichen eines ausbrechenden Feuers sofort das Alarmsignal zu geben, liegt das englische Matrosenhospital. Der Hafen der türkischen Hauptstadt, das goldene Horn, ist viel besucht von den Schiffen aller Länder; der Bosporus, die große Verkehrsstraße zwischen dem Marmara-Meer und dem Schwarzen Meer, ist von Dampfern, Segelschiffen, griechischen Barken und den Kaiques, welche den Verkehr

zwischen dem europäischen und asiatischen Ufer vermitteln, so dicht besetzt wie eine öffentliche Handelsstraße auf terra firma. Die überwiegende Anzahl der Matrosen sind entweder englischer Herkunft oder auf englischen Schiffen angestellt. Bei der anstrengenden Arbeit, der großen Hitze



Galataturm und Matrosenhospital in Konstantinopel.

im Sommer und der ungesunden Luft der niedriggelegenen Stadtteile Galatas, in welchen die Matrosenkneipen liegen, und die deshalb am meisten von den Leuten besucht werden, gibt es viele Krankheitsfälle unter ihnen, aber alle finden sorgsame Pflege an Leib und Seele in dem genannten Hospital.

Vor acht Jahren war ich als Geistlicher an der Crimean Memorial Church, jener wundervollen Kirche, welche von der ganzen englischen Nation als ein Dankesmonument für den Friedensabschluß nach dem Krimkriege in Konstantinopel erbaut wurde, angestellt, und da der Gesandtschaftsgeistliche, dem sonst die Seelsorge im Hospital obliegt, mit dem Gesandtschaftspersonal während der heißen Sommermonate nach Therapia gehen mußte, so hatte ich auf seine Bitte das Abhalten der Gottesdienste und sonstiger Amtshandlungen im Hospital während seiner Abwesenheit übernommen. Es war eine Art Missionsarbeit, denn da kein Hafenmissionar angestellt war, so war es selbstverständlich, daß ich Matrosen, welche als Geheilte oder Konvaleszenten auf ihre Schiffe entlassen worden waren, an Bord besuchte und auch sonst mit den Kapitänen und Offizieren, die meine Kirche besuchten, in nähere Berührung trat.

So kletterte ich auch eines Abends nach Sonnenuntergang, als die Hitze etwas nachgelassen, die Schiffstreppe eines indischen Kauffahrers, der im Lauf des Nachmittags vor Anker gegangen war, hinan, um die Mannschaft zu besuchen.

Der Kapitän war, um die nötigen Meldungen zu machen, ans Land gegangen. Der erste Offizier empfing mich an seiner Statt, und als er hörte, daß ich auch ein alter Inder sei, so hatten wir uns bald angefreundet, und es gab viel zu fragen und zu erzählen vom alten Hindustan, das ich immer noch, obgleich ich nun so viele Jahre in Europa bin, als meine zweite Heimat ansehe. — Mr. Townsend erzählte mir, daß sein Schiff der großen Parsi-Firma Swamji Sorabhai & Co. in Bombay [1]) gehöre

[1]) Die Parsis gehören zu den reichsten Kaufleuten Indiens und haben besonders in Bombay große Handelshäuser.

zwischen dem europäischen und asiatischen Ufer vermitteln, so dicht besetzt wie eine öffentliche Handelsstraße auf terra firma. Die überwiegende Anzahl der Matrosen sind entweder englischer Herkunft oder auf englischen Schiffen angestellt. Bei der anstrengenden Arbeit, der großen Hitze

Galataturm und Matrosenhospital in Konstantinopel.

im Sommer und der ungesunden Luft der niedriggelegenen Stadtteile Galatas, in welchen die Matrosenkneipen liegen, und die deshalb am meisten von den Leuten besucht werden, gibt es viele Krankheitsfälle unter ihnen, aber alle finden sorgsame Pflege an Leib und Seele in dem genannten Hospital.

Vor acht Jahren war ich als Geistlicher an der Crimean Memorial Church, jener wundervollen Kirche, welche von der ganzen englischen Nation als ein Dankesmonument für den Friedensabschluß nach dem Krimkriege in Konstantinopel erbaut wurde, angestellt, und da der Gesandtschaftsgeistliche, dem sonst die Seelsorge im Hospital obliegt, mit dem Gesandtschaftspersonal während der heißen Sommermonate nach Therapia gehen mußte, so hatte ich auf seine Bitte das Abhalten der Gottesdienste und sonstiger Amtshandlungen im Hospital während seiner Abwesenheit übernommen. Es war eine Art Missionsarbeit, denn da kein Hafenmissionar angestellt war, so war es selbstverständlich, daß ich Matrosen, welche als Geheilte oder Konvaleszenten auf ihre Schiffe entlassen worden waren, an Bord besuchte und auch sonst mit den Kapitänen und Offizieren, die meine Kirche besuchten, in nähere Berührung trat.

So kletterte ich auch eines Abends nach Sonnenuntergang, als die Hitze etwas nachgelassen, die Schiffstreppe eines indischen Kauffahrers, der im Lauf des Nachmittags vor Anker gegangen war, hinan, um die Mannschaft zu besuchen.

Der Kapitän war, um die nötigen Meldungen zu machen, ans Land gegangen. Der erste Offizier empfing mich an seiner Statt, und als er hörte, daß ich auch ein alter Inder sei, so hatten wir uns bald angefreundet, und es gab viel zu fragen und zu erzählen vom alten Hindustan, das ich immer noch, obgleich ich nun so viele Jahre in Europa bin, als meine zweite Heimat ansehe. — Mr. Townsend erzählte mir, daß sein Schiff der großen Parsi-Firma Swamji Sorabhai & Co. in Bombay[1]) gehöre

[1]) Die Parsis gehören zu den reichsten Kaufleuten Indiens und haben besonders in Bombay große Handelshäuser.

und daß sie mit Baumwolle beladen nach Konstantinopel dirigiert seien, um entweder hier ihre Ladung zu löschen, oder, je nach den Angaben ihres Agenten über den Zustand des Markts, einen Teil ihres Kargos nach Marseille weiter zu führen. Die Nacht war längst herniedergesunken. Die Schiffslaternen warfen ihre flackernden Lichtstrahlen weithin über die von der Abendbrise leicht gekräuselten Wellen, ein erfrischender Lufthauch strich den Bosporus hinab. Die Schiffsmannschaft hatte ihre Abendmahlzeit eingenommen und lag in dunkeln Gruppen auf dem Vorderdeck umher, um von des Tages Last und Hitze auszuruhen. Ich wollte eben Mr. Townsend um Erlaubnis bitten, zu den Leuten gehen zu dürfen, um ein paar Worte mit ihnen zu reden, als die langgezogenen Töne einer Sarangi an mein Ohr schlugen: Ich lauschte. Die Klänge kamen vom Vorderteil des Schiffs. Nach kurzem Vorspiel sang eine leise gebrochene Stimme:

„Jiwana, jiwana, paramisht deo dana
Man santusht kar jas tera gana“ etc.

Mir fuhr's wie ein Schlag durch den Körper. Auch hier das alte Hindulied!

„Haben Sie auch Hindu unter Ihren Matrosen?“ fragte ich den Offizier, „die Laskars[1]) sind doch gewöhnlich Mohammedaner.“

„Jawohl“, erwiderte er, „aber da unsere Eigentümer Parsis sind, und unter ihren eigenen Glaubensgenossen nicht Leute in genügender Anzahl zu haben sind, die Matrosendienste tun würden, so geben sie den Hindubootleuten den Vorzug.“

„Hit mera tujh par sukh Kahan pana“[2])

klang es leise herüber.

[1]) Bezeichnung eingeborener Matrosen.

[2]) „Meines Herzens Verlangen ruht auf dir, wo soll ich Freude finden?“ (Dritte Strophe zu „Jiwana jiwana“.)

„Verstehen Sie, was der Mann da singt?" fragte ich den Offizier.

„No," lachte er, „do you?"

„Ja," erwiderte ich bedeutsam, „und ich möchte ihn sehen."

„Bitte, kommen Sie. Er ist einer unserer besten Leute. Leider hat er einen Unfall gehabt."

„Wieso?"

„Im Mittelländischen Meere hatten wir sehr rauhes Wetter und er hatte das Unglück, beim Segeleinraffen herabzustürzen und eine Rippe auf der rechten Seite zu brechen. Unser Doktor sagt, das sei nicht so schlimm, er scheine aber innerliche Verletzungen an der Lunge davongetragen zu haben; jedenfalls ist er sehr leidend und seit dem Tage arbeitsunfähig gewesen."

„Aber wäre es dann nicht besser, ihn in unser Hospital zu schaffen?"

„Gewiß, der Kapitän tut jetzt schon die nötigen Schritte dazu; wenn Platz da ist, so soll er morgen früh hinüber gebracht werden."

Ich trat auf den Mann zu und fragte ihn, wie es ihm ginge. Er hob seine trüben Augen auf, sah mich einen Augenblick fragend an und erwiderte augenscheinlich verwundert darüber, daß ich ihn in Hindi angeredet:

„Ap Kahe ko puchte?" (Warum fragen Sie mich).

„Ich bin der Padri hier und habe eben von dem Sahib gehört, daß du leidend bist."

„Han, marjaenge" (ja, ich werde sterben).

„Nun, so schlimm ist's hoffentlich nicht; du sollst morgen früh in unser Hospital gebracht werden, da werden wir dich gut pflegen, und mit Gottes Hilfe wirst du wieder gesunden."

„Bhagwan jane" (das mag Gott wissen).

Ein schmerzhafter Hustenanfall ergriff ihn; er legte seine Sarangi weg, stöhnte tief und streckte sich auf das Deck.

Der Mann war offenbar in großen Schmerzen. Es wäre grausam gewesen, ihn weiter zu beunruhigen. Ich empfahl mich Mr. Townsend und versicherte ihn, daß der Patient im Hospital gut aufgehoben sein würde, obgleich er kein Weißer sei.

„A propos, wie heißt er denn?"

„Ramlal, er ist eigentlich nicht aus der Kaste der Bootleute, er ist früher ein herumziehender Musikant gewesen, wie er sagt, und seine Gesangesfertigkeit hat ihn im ganzen Schiff beliebt gemacht. Warum er Matrose geworden, das hat er uns nie gesagt." —

Hatte mich schon das wundersame alte Lied an manche Orte und Personen in Indien, und besonders an jenen Abend erinnert, wo ich es zum erstenmal im Mangohaine von Kotwali hörte, so machte es der Name, den mir der Offizier eben genannt, fast zweifellos, daß der Kranke jener Jatri (Pilger) war, der uns damals die Lotus aus dem Teich geholt und mit seinem Gesang und seiner Sehnsucht nach dem wahren Gott das Herz gerührt hatte.

„Er muß es sein", der Gedanke verfolgte mich die ganze Nacht, und mit der größten Spannung sah ich meinem nächsten Zusammentreffen mit dem Mann im Hospital entgegen.

Als ich am Nachmittag des andern Tages hinüberkam, war meine erste Frage nach Ramlal. Man hatte ihn am Morgen gebracht und in einen der oberen Säle gebettet. Dr. Patterson sagte mir, es sei wenig Hoffnung, ihn durchzubringen, da offenbar innere schwere Verletzungen stattgefunden.

„Leider versteht er nicht viel Englisch, man kann ihn deshalb nicht genau über sein Leiden befragen."

Natürlich bot ich sofort meine Dienste als Dolmetscher an und fragte, ob ich Ramlal sehen dürfe.

„Ja, aber beunruhigen Sie ihn jetzt nicht mit Fragen. Die ungewohnte Umgebung hier und das gänzliche Getrenntsein von seinen indischen Gefährten hat ihn sehr aufgeregt."

„Dann werde ich ihn wahrscheinlich am besten beruhigen können, denn wenn ich mich nicht täusche, sind wir beide alte Bekannte."

Ich erzählte Dr. P. nun mein früheres Zusammentreffen mit dem Manne.

„Ja, wenn dem so ist, dann freue ich mich aufrichtig, daß Sie hier sind, denn ich will Ihnen nur offen gestehen, des Mannes Stunden sind gezählt; seine untere Lunge ist durch das Eindringen von Knochensplittern derartig zerrissen, daß an Heilung nicht zu denken, außerdem ist er physisch zu schwach, er hat keine Kräfte zum Zusetzen."

Hier also war mir meine Aufgabe vorgezeichnet: dem armen Wanderer für seine letzten Lebensstunden die Heimat zu ersetzen — ihn von derselben loszulösen — und mit Gottes Hilfe für die ewige Heimat vorzubereiten.

Mit einem Seufzer um Hilfe von oben stieg ich die breiten Treppen zum Krankensaal hinauf.

Der Wärter führte mich zu Ramlals Bett. Vor allen Dingen lag mir daran, festzustellen, ob er und mein alter Musikant wirklich dieselbe Person war, denn in diesem Falle hatte ich Anknüpfungspunkte zu eingehenderem Verkehr mit ihm.

Ich begrüßte ihn in seiner Sprache, drückte ihm meine Freude über seine Übersiedelung nach dem Hospital

aus und versicherte ihn, daß man hier alles tun würde, seinen leidenden Zustand zu erleichtern.

„Und wenn du etwas wünschest, so sag mir nur alles, ich bin auch ein alter Inder und weiß mit deiner Sprache vollständig Bescheid."

Ich studierte dabei jede Falte seines eingesunkenen, aschfahlen Gesichts, konnte aber beim besten Willen keine Ähnlichkeit mit dem Bilde Ramlals, wie es mir in meinem Gedächtnisse vorschwebte, herausfinden.

Er richtete seine trüben matten Augen auf mich und machte mit zitternder Hand den üblichen Salam:

„Atschha, Sahib" (es ist gut, Herr).

Der Wärter flüsterte mir zu, daß der Patient vor einigen Minuten ein Opiat erhalten, und daß die Wirkung desselben durch weiteres Reden aufgehalten werden würde.

Ich erhob mich natürlich gleich:

„So, jetzt mußt du schlafen, morgen komme ich wieder. Kann ich noch etwas für dich tun?"

„Sarangi, hamari Sarangi!" (Geige, meine Geige) bat er mit flehender Gebärde.

„Wo ist des Mannes indische Geige?" wandte ich mich an den Wärter. „Bitte, geben Sie sie ihm sogleich."

„Ah, nun verstehe ich doch, was er will; seit er hier ist, hat er in einem fort Sarangi von mir verlangt, und ich wußte nicht, was er damit meinte."

„Ja, der Mann ist von Hause aus ein wandernder Musikant, und da ist ihm seine Geige natürlich das Liebste, was er hat", erklärte ich, „geben Sie sie ihm nur, es wird viel zu seiner Beruhigung beitragen."

„Aber spielen darf er hier nicht", bemerkte zweifelnd der Wärter, „das würde die andern Kranken stören."

„Ich werde ihm das sagen; wo ist sein Gepäck?"

Der Wärter ging in ein Nebengemach und brachte einen Bambuskorb herein, welcher die wenigen Habseligkeiten Ramlals enthielt. Wir öffneten ihn und fanden unter Bücher- und Schriftenbündeln sorglich verpackt, die in einen Chaddr (Zeugstück) eingewickelte Sarangi.

Ich reichte sie Ramlal. Wie eine Mutter ihr verloren geglaubtes Kind empfängt, so nahm er seine Geige, strich leise rauschend über ihre Saiten und legte sie in seinen Arm, indem er mir dankbar zulächelnd wieder sein „Atschha" flüsterte und seine Augen schloß.

Zu meiner Freude fand ich Ramlal am andern Tage wohler aussehend. Der lange Schlaf, die Ruhe und geeignete Behandlung hatten ihn erquickt. Nur das Atmen war schmerzhaft und Reden schien ihm fast unmöglich. Ich redete also; ich erzählte ihm von meinem Leben in Indien, wie ich oft mit Leuten aus seiner Kaste zusammengekommen, auch vor vielen Jahren einmal einen seiner Kastengenossen getroffen, der den gleichen Namen wie er gehabt, der sei von Gangotri nach Puri auf einer Pilgerfahrt begriffen gewesen und habe mir und meinem Kameraden eines Abends im Lager bei Kotwali viele Lieder vorgesungen — er habe auch von unserer Religion gewußt und christliche Bücher gehabt" — —

Ein Blick des Staunens kam in Ramlals Augen, er sah mich forschend an.

„Auch Lotusblumen holte er mir aus dem Tempelteich und verkaufte mir nachher einige seiner Bücher; ich gab ihm einige von unseren Schriften" — —

„Sahib, Sahib" unterbrach er mich aufgeregt, „tokri!" (Meinen Korb!) „dekho, dekho!" (siehe nach!).

Ich tat's und fand in den Bücherbündeln die Psalmen und Traktate, zerlesen und fast bis zur Unkenntlich-

keit abgenützt, die wir ihm vor so vielen Jahren im Mangohain gegeben.

„Du bist es. Du bist der Ramlal!"

„Han, han, Sahib!" erwiderte er keuchend und vor Freude zitternd.

Aller Zweifel war nun gehoben. — Ach, wenn der Mann wieder gesund würde! Hier war eine Seele, reif für das Reich Gottes!

„Ramlal, es ist meine Pflicht, als Padri hier, mit den Kranken zu beten, nicht wahr, ich soll auch mit dir beten?"

Er nickte eifrig mit dem Kopf. Ich betete. Was? der Leser, der mir so weit gefolgt, wird gewiß fühlen, was ich in der Stunde für den todesmatten alten Pilger gebetet und erfleht habe.

Die Aufregung brachte einen neuen Hustenanfall. Ich beruhigte ihn.

„Morgen sehe ich dich wieder."

Anstatt des Nachmittags ging im am nächsten Tag schon des Morgens hinüber, um Dr. Patterson nach Ramlal zu fragen.

„Oh, he died this morning" (O, er starb diesen Morgen). „Innere Verblutung, wissen Sie, es war nicht anders zu erwarten."

Auf dem alten Militärkirchhof in Skutari, gegenüber von Konstantinopel, liegt in der östlichen Ecke ein einsames namenloses Grab. Dort hat der alte Musikant seine letzte Ruhestatt gefunden.

Eine hinterindische Plauderei.

1. Indische Erholungsreisen.

Leben und Arbeit in Indien ist höchst interessant, genußreich und fast immer lohnend. Ich meine das letztere nicht in Beziehung auf Gelderwerb, denn die Zeiten, in denen man nach Indien ging, um reich zu werden, sind vorbei, sondern in Anbetracht der Resultate, welche jede Arbeit auf religiösem, wissenschaftlichem oder gemeinnützlichem Gebiet in einem Lande haben muß, welches wie Indien aus einem beinahe zweitausendjährigen Zustand geistigen und moralischen Traumlebens erwacht und nun seine Riesenglieder streckt, den belebenden Odem moderner Kultur und Wissenschaft begierig einatmet, im Neugefühl seiner Kraft und seines Könnens die alten Bande sprengt und an seinem Lebensbaum mit der ganzen Macht einer nationalen Wiedergeburt frische Schößlinge treibt, welche auch dem geringsten Mitarbeiter an der Regeneration des alten Wunderlandes der schönste Lohn sind.

Leben und Arbeit in Indien ist aber auch sehr angreifend, aufreibend und oft todbringend. Welche Opfer an Gesundheit und Leben erfordert z. B. die Mission in Indien! Wie viele meiner Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind neben mir zusammengebrochen und, manchmal nach einer Krankheit von nur wenigen Stunden, ins Jenseits gerufen worden! Die glühende Sonne, aufregende Arbeit, anstrengende Reisen, ungenügende oder für den europäischen Magen unverdauliche Nahrung, das alles

schwächt das System, reibt die Nerven auf und untergräbt mit der Zeit auch die festeste Konstitution. Da haben die Doktoren oft schwere Arbeit und große Verantwortlichkeit, und wenn sie schließlich nicht mehr wissen, was sie mit einem Patienten anfangen sollen, so schicken sie ihn fort, am liebsten in seine Heimat; wenn das aber aus verschiedenen Gründen nicht geht, so verordnen sie ihm eine Schiffsreise. Die braucht nun nicht gleich übers Meer zu gehn, denn dergl. Reisen sind immer noch sehr kostspielig, sondern es genügt schon oft, wenn der Kranke einige Wochen einen der großen Ströme Indiens entweder in einem eigens dazu eingerichteten Boot oder per Dampfer befährt. Der vollständige Wechsel der Umgebung, die fortwährenden Verschiebungen der Szenerie, das absolute Ausruhen des erschlafften Körpers und der erkrankten Nerven, das Bewußtsein, eine Zeitlang für nichts mehr verantwortlich zu sein, und last but not least, die Gewißheit, nicht seekrank zu werden und keinen Stürmen ausgesetzt zu sein, geben dem Leidenden ein wundersames Gefühl von Beruhigung, das sich schon nach einigen Tagen zu einem wohligen Behagen entwickelt und mit der Zeit manche schwarze Wolke von seinem Herzen und seiner Stirn verscheucht, die sonst vielleicht zum Leichentuch für ihn geworden wäre.

Früher wurde zu solchen Gesundheitstouren gewöhnlich der Brahmaputr gewählt. Seine riesigen Dimensionen, die in ihrer Art ganz einzige Gebirgs- und Waldszenerie, welche ihn besonders in seinem Oberlauf, je mehr man sich dem Himalaya nähert, begleitet, die frisch aufschießenden Anlagen moderner Kultur[1]) inmitten der wildromantischen

[1]) Ich denke hierbei besonders an die europäischen Niederlassungen an den Mündungen der Flüsse, welche in den Brahmaputr gehen und auf denen die Produkte des Inlandes an den Strom gebracht werden,

Umgebung und die entzückende, erfrischende und belebende Luft, welche von der Snowy Range[1]) über das breite Brahmaputrtal und die niedriger gelegenen Ebenen Assams hinstreift, machen gerade eine Fahrt auf diesem Fluß zu dem Genußreichsten, was man haben kann. Es sind nun beinahe dreißig Jahre, seit ich meine erste Reise den Brahmaputr hinauf bis in die Ausläufer des Himalaya machte, aber ich denke heut noch mit wahrem Entzücken an diese Fahrt. Eine ganz neue Welt ging mir da auf. Ich habe die Reise nachher noch dreimal gemacht, und jedesmal neue Reize, neue Wunder in der Umgebung des Stromes entdeckt, und jedesmal einen neuen Vorrat von Lebensmut und Arbeitsfreudigkeit mit nach Hause gebracht.

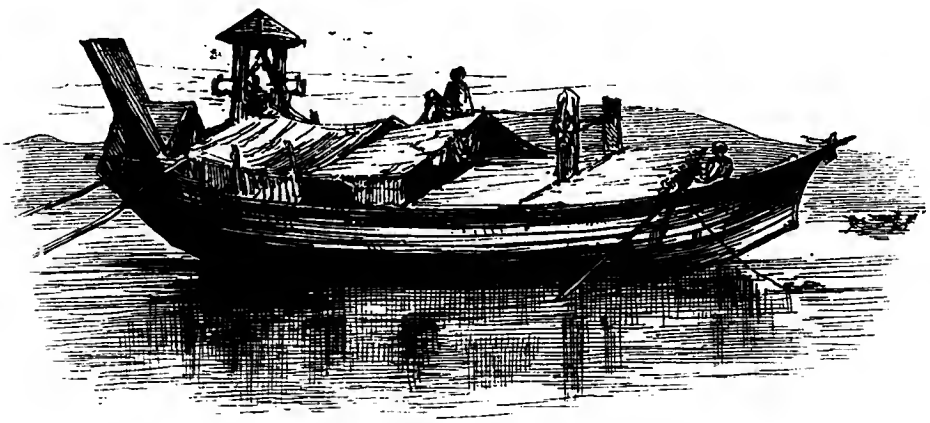
Später, als infolge der politischen Ereignisse in Barma, und besonders nachdem die britisch-indische Regierung Oberbarma annektiert hatte, die Kommunikation mit Akyab, Rangun, Maulmain und andern bedeutenden Handelsplätzen jener Provinz eine bequemere und schnellere wurde, da machte man diese Orte zum Zielpunkt notwendig gewordener Erholungsreisen, und als nun erst der Irawaddy dem Verkehr erschlossen und von der British India Steam Navigation Company mit einer ganzen Flotte von Dampfern befahren wurde, da ergoß sich eine Zeitlang der Strom der Erholungsbedürftigen in diese Gegenden, wo man so viel Neues und Interessantes fand

um mit den Dampfern nach Kalkutta verschifft zu werden, ferner an die überall angelegten Teeplantagen.

[1]) Snowy Range heißt die Schneelinie des Himalaya. Die höchsten Gipfel der gewaltigen Gebirgskette sind bei klarem Wetter vom Oberlauf des Brahmaputr sichtbar, und die kühle Luft, welche von diesen Regionen ewigen Schnees und Eises herniederwehend sich mit der glühenden Atmosphäre der Niederungen vermischt, erzeugt eine geradezu berauschende Temperatur, sie wirkt auf angegriffene Nerven viel besser als Seeluft, weil sie anregt, aber nicht aufregt.

und ungefährdet in das Innerste des Landes, bis hinauf zu den wilden Bergvölkern, den Shans, den Karenen und andern Stämmen dringen konnte, ohne den komfortablen Dampfer verlassen zu brauchen. Ich möchte den Leser bitten, mich auf einer dieser Fahrten bis Rangun zu begleiten.

Der Schiffsverkehr zwischen Kalkutta und Rangun ist, wie gesagt, jetzt ein so wohl organisierter, daß man alle möglichen Boote, vom elegantesten Vergnügungsdampfer, welcher die Entfernung in drei Tagen zurücklegt, bis zum



Indisches Boot.

schwerfälligen Kargoboot, welches gewöhnlich einen Tag mehr braucht, zur Verfügung hat. Wer sich wirklich erholen will, der wählt eins der letzteren Boote; obwohl sie hauptsächlich für den Frachtverkehr bestimmt sind, so haben sie doch auch sehr bequeme und geräumige Kabinen für Passagiere, und da sie von dem reisenden Publikum nicht viel benutzt werden, so ist man oft Herr der ganzen Situation, und mit einem unaussprechlichen Seufzer der Erleichterung sinkt man in den bequemen tiefen Bambussessel auf dem Deck, welches mit dickem Leinwanddach gegen die Sonne geschützt ist, legt den müden Kopf zurück

und sagt sich, so, nun brauch ich nicht mehr zu reden, zu denken, nur ruhen, ruhen!

Man wählt zu diesen Erholungsreisen naturgemäß die sogenannte kalte Zeit, d. h. die Monate November bis Februar, weil dann die Temperatur fast überall in diesen Breitengraden eine für den Europäer erträgliche ist, besonders die Morgen sind dann geradezu entzückend in ihrer ungewöhnlichen Frische, und ich kann mir kaum etwas Erquicklicheres denken, als die Morgenspaziergänge auf dem Deck eines der gewaltigen Flußdampfer, welche jetzt den Brahmaputr und den Irawaddy befahren. Die bleierne Müdigkeit in den Gliedern ist fort, der schwere Kopf fängt an leichter zu werden, das qualvoll irritierte Nervensystem beruhigt sich, die brennende Sonnenglut hat einer wohltuenden Wärme Platz gemacht, ein kühler Windhauch streicht das breite Flußtal hinab über die wogenden Wassermassen, welche mit rapider Schnelligkeit dahinschießen. Ein Hinbrüten und in eigenen Gedanken Versunkensein ist hier unmöglich, denn das Auge ruht alle Augenblicke auf etwas Neuem, Interessantem, das die Gedanken fesselt und die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

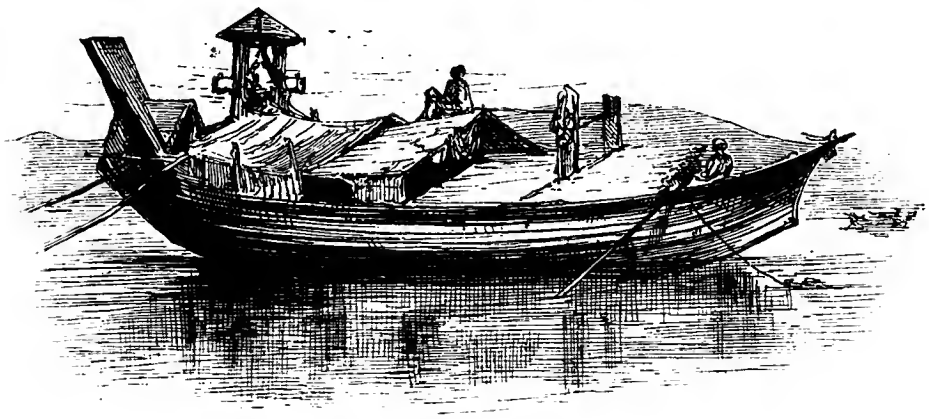
2. Rangun.

Auch das Stück Seereise von Kalkutta nach Rangun ist in der kalten Zeit nicht so gefährlich. Die Stürme, welche nach Anbruch des Monsuns[1]) und während der Regenzeit in der Bay of Bengal wüten und leider nur

[1]) Monsun von dem arabischen Wort Mausim, d. h. Jahreszeit, es sind das die periodischen Winde, welche sich zu Ende der heißen Zeit im Nordwesten Indiens erheben und den ersehnten Regen bringen. Sie treten oft mit geradezu elementarer Gewalt auf und richten großen Schaden an. Im Bengalischen Meerbusen und den

und ungefährdet in das Innerste des Landes, bis hinauf zu den wilden Bergvölkern, den Shans, den Karenen und andern Stämmen dringen konnte, ohne den komfortablen Dampfer verlassen zu brauchen. Ich möchte den Leser bitten, mich auf einer dieser Fahrten bis Rangun zu begleiten.

Der Schiffsverkehr zwischen Kalkutta und Rangun ist, wie gesagt, jetzt ein so wohl organisierter, daß man alle möglichen Boote, vom elegantesten Vergnügungsdampfer, welcher die Entfernung in drei Tagen zurücklegt, bis zum



Indisches Boot.

schwerfälligen Kargoboot, welches gewöhnlich einen Tag mehr braucht, zur Verfügung hat. Wer sich wirklich erholen will, der wählt eins der letzteren Boote; obwohl sie hauptsächlich für den Frachtverkehr bestimmt sind, so haben sie doch auch sehr bequeme und geräumige Kabinen für Passagiere, und da sie von dem reisenden Publikum nicht viel benutzt werden, so ist man oft Herr der ganzen Situation, und mit einem unaussprechlichen Seufzer der Erleichterung sinkt man in den bequemen tiefen Bambussessel auf dem Deck, welches mit dickem Leinwanddach gegen die Sonne geschützt ist, legt den müden Kopf zurück

und sagt sich, so, nun brauch ich nicht mehr zu reden, zu denken, nur ruhen, ruhen!

Man wählt zu diesen Erholungsreisen naturgemäß die sogenannte kalte Zeit, d. h. die Monate November bis Februar, weil dann die Temperatur fast überall in diesen Breitengraden eine für den Europäer erträgliche ist, besonders die Morgen sind dann geradezu entzückend in ihrer ungewöhnlichen Frische, und ich kann mir kaum etwas Erquicklicheres denken, als die Morgenspaziergänge auf dem Deck eines der gewaltigen Flußdampfer, welche jetzt den Brahmaputr und den Irawaddy befahren. Die bleierne Müdigkeit in den Gliedern ist fort, der schwere Kopf fängt an leichter zu werden, das qualvoll irritierte Nervensystem beruhigt sich, die brennende Sonnenglut hat einer wohltuenden Wärme Platz gemacht, ein kühler Windhauch streicht das breite Flußtal hinab über die wogenden Wassermassen, welche mit rapider Schnelligkeit dahinschießen. Ein Hinbrüten und in eigenen Gedanken Versunkensein ist hier unmöglich, denn das Auge ruht alle Augenblicke auf etwas Neuem, Interessantem, das die Gedanken fesselt und die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

2. Rangun.

Auch das Stück Seereise von Kalkutta nach Rangun ist in der kalten Zeit nicht so gefährlich. Die Stürme, welche nach Anbruch des Monsuns[1]) und während der Regenzeit in der Bay of Bengal wüten und leider nur

[1]) Monsun von dem arabischen Wort Mausim, d. h. Jahreszeit, es sind das die periodischen Winde, welche sich zu Ende der heißen Zeit im Nordwesten Indiens erheben und den ersehnten Regen bringen. Sie treten oft mit geradezu elementarer Gewalt auf und richten großen Schaden an. Im Bengalischen Meerbusen und den

zu oft in Verderben bringende Zyklone ausarten, haben jetzt ausgetobt. Das Meer ist ruhig, nur leicht gekräuselte Wellen, denen die frische von den Bergen Arrakans herabwehende Brise eine kleine, weiße Schaumkrone aufsetzt, tänzeln über die glitzernde Oberfläche hin, welche von dem Widerschein des während der kalten Zeit stets heiteren und tief dunkelblauen Himmels stahlblau gefärbt ist und, durchleuchtet vom Sonnenlicht, das Auge tief in sein wogendes Innere blicken läßt. Nur einmal auf meinen Meerfahrten habe ich ein so klares, durchsichtiges Wasser gesehen, und das war im Jonischen Meer, als ich zwischen den Inseln Ithaka, Zante, Kephalonia und andern hindurchfuhr, auch da konnte sich das Auge immer tiefer in den Abgrund der Flut, welche wie geschmolzenes grünes Glas in ihrer Durchsichtigkeit alle ihre Geheimnisse offenbarte, senken. Unmittelbar nach dem Verlassen der indischen Küste merkt man freilich davon noch nichts, denn das ungeheure Wassernetz des Ganges und Brahmaputr, welche in Hunderten von Flußarmen die Sunderbans durchschneidend ihr Wasser dem Meere zuführen, färben dasselbe meilenweit dunkelbraun und gelb. Als ich das erstemal die Bay of Bengal durchschiffte und von Ceylon herumkommend, nachdem wir Madras passiert hatten,

---

immensen Flußtälern des Brahmaputr und des Irawaddy entstehen Gegenströmungen in der Luft, welche dann in der Form von teifunartigen Wirbelstürmen auf ihrer Bahn alles zerstören. Auf meinen Stationen am Brahmaputr habe ich drei solcher Zyklone durchgemacht, zweimal ging ihnen ein Erdbeben voran, ich verlor in denselben mehrere wertvolle Häuser und drei Menschenleben. Im Bengalischen Meerbusen erzeugen diese Zyklone sog. Sturmwellen, welche meilenlang bis zu 14 und 16 Fuß Höhe anschwellen, vom Sturm auf die Küste getrieben werden und daselbst alles in ihren Fluten begraben. Selbstverständlich verursachen die Zyklone auch unter den Schiffen unberechenbaren Schaden.

erwartungsvoll nach den ersten Anzeichen des Ganges ausschaute und den Steuermann mit Fragen quälte, wann wir seine Ufer sehen würden, da sagte er jedesmal: Wait until you see peasoup. (Warten Sie, bis Sie Erbsensuppe sehen.) Auf eine Erklärung dieser rätselhaften Antwort ließ er sich nicht ein. Als wir aber am nächsten Morgen aufs Deck kamen und zu unserm Erstaunen auf einmal unsern Dampfer in der oben beschriebenen Flüssigkeit schwimmen sahen, da grinste er und sagte: there is your peasoup, und genau so sah das Meer aus, am selben Abend schon fuhren wir in den Ganges ein.

Auch der Irawaddy färbt das Meer weilenweit bei seiner Mündung. Die Küste liegt ziemlich niedrig und ist mit dichtem jungle bedeckt, so daß man von Rangun selbst nichts sieht, bis man in den Hafen eingebogen. Aber schon lange vorher, in noch meilenweiter Entfernung sieht man aus dieser dunkelgrünen Masse eine glänzende, blitzende Flammenzunge emporschießen. Wie ein Feuerstrahl steigt es auf, verschwindet im Schatten einer vorüberziehenden Wolke und flammt im nächsten Augenblick heller als zuvor auf. Es ist die „Goldene Pagode", der Shway-Dagon, der größte buddhistische Tempelbau in Unterbarma, welcher uns weit hinaus in die See entgegenleuchtet.

So wie der Dampfer in Sicht kommt, umschwärmen ihn die barmanischen Bootsleute, um Passagiere und Gepäck zu landen. Sie sind jetzt mit der Erscheinung von Dampfern selbstverständlich ganz vertraut, als aber vor vielen Jahren das erste Dampfboot den Irawaddy hinaufkam, da verbreitete es allgemeinen Schrecken. Man hielt es erst für einen feurigen Drachen, und als man endlich sah, daß es ein Schiff war, welches Menschen trug und sich ohne Segel stromauf bewegte, da wurde das Entsetzen

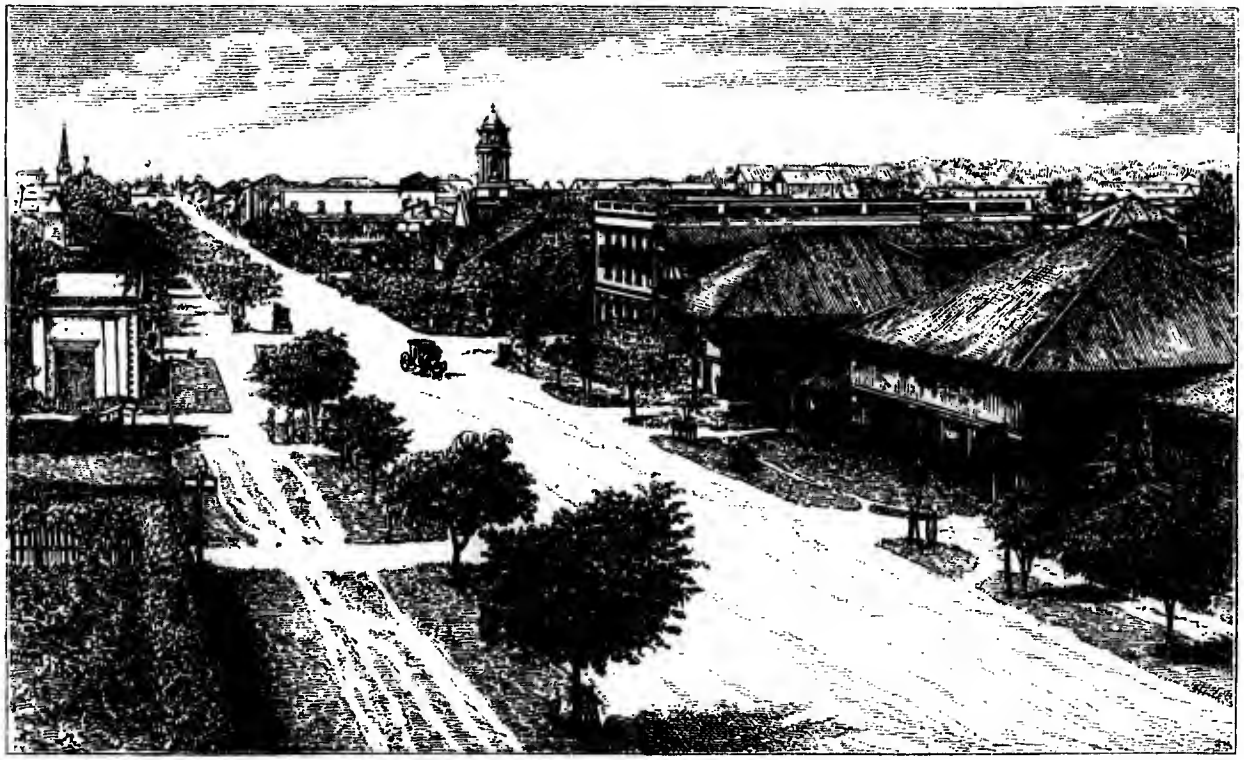
noch größer, und man glaubte, der Untergang des Landes stehe bevor, denn mit dem Erscheinen des Ungetüms schien eine alte Prophezeiung, welche seit undenklichen Zeiten im Volke verbreitet war, buchstäblich in Erfüllung gegangen zu sein. Die Weissagung lautet frei ins Deutsche übertragen:

„Wenn am Fuße des heiligen Hügels,
auf welchem die Goldene Pagode steht,
sich ein fremdes, huttragendes Volk
als Einwohner in unserm Lande niederläßt;
wenn von der südlichen Küste herkommend
ein stattliches Schiff ohne Segel und Ruder
den Irawaddy hinauffährt,
dann, so hat der Prophet gesagt,
dessen Worte alle wahr sind,
werden die goldenfüßigen Prinzen [1])
wanken und fallen.

Zu dieser Jahreszeit, Ende der sogenannten kalten Zeit, bietet der Schiffsverkehr bei Rangun einen überaus großartigen Anblick. Die Reisernte im Innern des Landes hat zu Anfang der kalten Zeit stattgefunden. Im November und Dezember ist er ausgedroschen, auf kleineren Booten an den Irawaddy gebracht, dort auf größere von den Eingeborenen zu diesem Zweck gebaute Fahrzeuge verladen worden, welche ihn nun nach Rangun bringen, wo er auf den Handelsdampfern nach allen Weltteilen verschifft wird. Der breite Strom ist bedeckt mit Fahrzeugen aller Nationen, und die wunderlich gebauten Boote der Eingebornen, welche fast ohne Ausnahme mit Drachen- und andern fabelhaften Tiergestalten, in Holz geschnitzt, und oft rot bemalt, ausgestattet sind, geben dem Ganzen einen überaus grotesken, märchenhaften Anblick.

---

[1]) Die Könige Barmas.



Ansicht von Rangun.

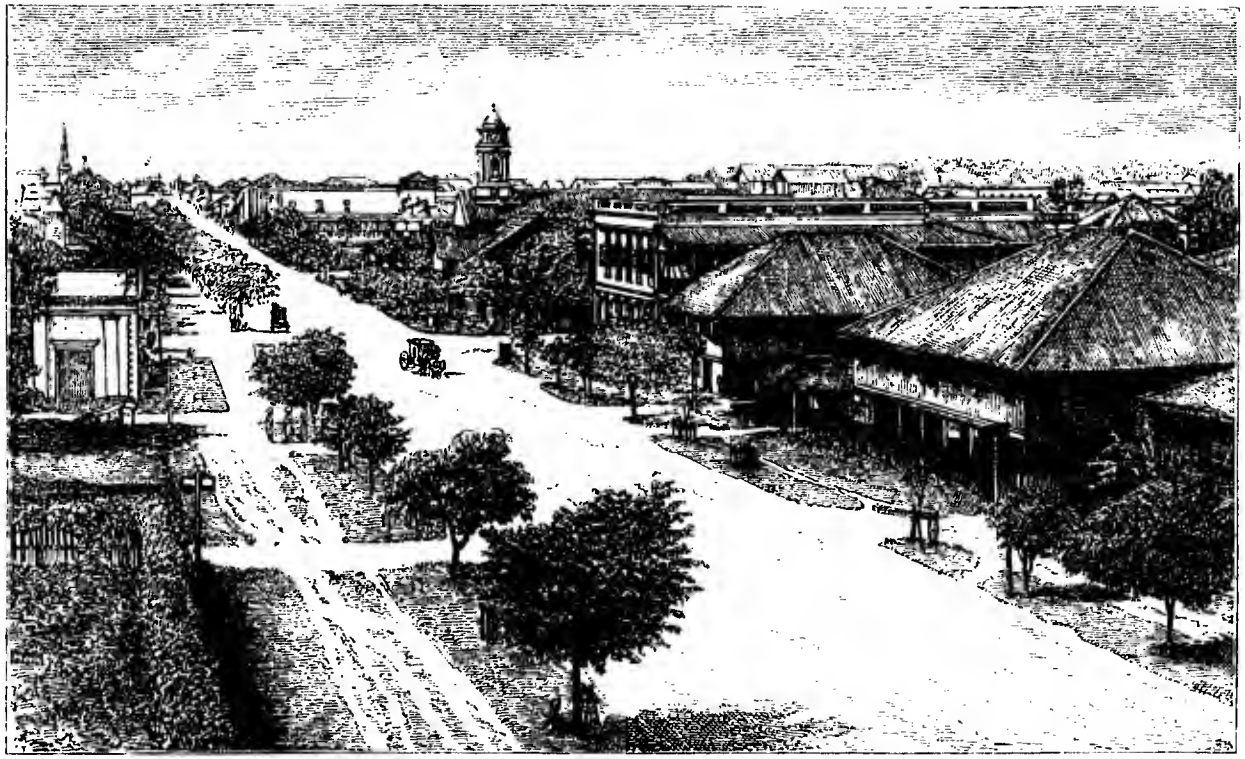
noch größer, und man glaubte, der Untergang des Landes stehe bevor, denn mit dem Erscheinen des Ungetüms schien eine alte Prophezeiung, welche seit undenklichen Zeiten im Volke verbreitet war, buchstäblich in Erfüllung gegangen zu sein. Die Weissagung lautet frei ins Deutsche übertragen:

„Wenn am Fuße des heiligen Hügels,
auf welchem die Goldene Pagode steht,
sich ein fremdes, huttragendes Volk
als Einwohner in unserm Lande niederläßt;
wenn von der südlichen Küste herkommend
ein stattliches Schiff ohne Segel und Ruder
den Irawaddy hinauffährt,
dann, so hat der Prophet gesagt,
dessen Worte alle wahr sind,
werden die goldenfüßigen Prinzen [1])
wanken und fallen.

Zu dieser Jahreszeit, Ende der sogenannten kalten Zeit, bietet der Schiffsverkehr bei Rangun einen überaus großartigen Anblick. Die Reisernte im Innern des Landes hat zu Anfang der kalten Zeit stattgefunden. Im November und Dezember ist er ausgedroschen, auf kleineren Booten an den Irawaddy gebracht, dort auf größere von den Eingeborenen zu diesem Zweck gebaute Fahrzeuge verladen worden, welche ihn nun nach Rangun bringen, wo er auf den Handelsdampfern nach allen Weltteilen verschifft wird. Der breite Strom ist bedeckt mit Fahrzeugen aller Nationen, und die wunderlich gebauten Boote der Eingebornen, welche fast ohne Ausnahme mit Drachen- und andern fabelhaften Tiergestalten, in Holz geschnitzt, und oft rot bemalt, ausgestattet sind, geben dem Ganzen einen überaus grotesken, märchenhaften Anblick.

---

[1]) Die Könige Barmas.



Ansicht von Rangun.

Der Landungsplatz von Rangun selbst läßt einen allerdings für den Augenblick vergessen, daß man in Hinterindien ist, man glaubt vielmehr in einer großen englischen Hafenstadt zu sein. Die Gebäude, fast alle nach europäischem Muster gebaut, bergen die unzähligen Offices, Stores und Geschäftsräume, in denen der Umsatz der inländischen und eingeführten Handelsprodukte bewerkstelligt wird. Welchen Umfang derselbe hat, geht daraus hervor, daß die Revenüen aus demselben schon vor zehn Jahren 39 764 880 M. betrugen, und seitdem sind sie stetig gewachsen.

Sowie man die Stadt selbst betritt, wechselt der Charakter der Gebäude, und je weiter man z. B. auf der Hauptstraße derselben, Merchant Street, entlang geht, desto mehr findet man den indischen Banglowstil vorherrschend. Merchant Street ist eine prachtvolle breite, gut chaussierte und mit Schatten spendenden Bäumen bepflanzte Straße, welche direkt vom Hafen ausgehend die Stadt durchschneidet. Rangun hat einige prachtvolle öffentliche Bauten, wie das Rathaus, Museum u. a., es hat einen großen Stadtpark und eine Anzahl öffentlicher Gärten, ein literarisches und wissenschaftliches Institut, Kasinos und Klubs, gegen zehn christliche Kirchen und Kapellen, mohammedanische Moscheen und, neben seinen eigenen Pagoden, Tempel für Hindu und Chinesen.

Einer der S. P. G. Missionare, Rev. M., mit dem ich von Indien aus wegen meiner Reise den Irawaddy hinauf korrespondiert, hatte mir während meines kurzen Aufenthalts in Rangun in liebenswürdiger Weise Gastfreundschaft angeboten, und so fand ich denn, als der Dampfer am Quai anlegte, schon seinen Hausdiener mit einer Droschke bereit, um mich und mein Gepäck in Empfang zu nehmen.

Eine kurze Fahrt von etwa 15 Minuten brachte mich zu seiner Wohnung, welche wie alle von Europäern bewohnten Häuser in diesen Teilen des Landes ein wenig abseits von der Straße in einer gartenähnlichen Anlage stand und von Verandas umgeben war.

3. Vorbereitungen zum Fancy-Bazar.

M. eilt mir aus seinem Arbeitszimmer entgegen, begrüßt mich aufs herzlichste und entschuldigt sich, daß er mich nicht selbst vom Dampfer habe abholen können: „Aber ich hatte absolut keine Zeit, morgen soll nämlich unser jährlicher Fancy-Bazar abgehalten werden, und da hat man mich zum Arrangeur der ganzen Geschichte gemacht." —

„Oh, I see," unterbrach ich ihn, „dann fürchte ich aber, ich störe." —

„Not at all, my dear fellow, come in and make yourself comfortable, Sie wissen, ich bin Junggesell und kann mich nicht viel um das Hauswesen kümmern, also bitte keine Umstände; tiffin[1]) will be on the table in about half an hour, will you have a wash first?"

„Thank you, yes."

Der Diener schaffte meinen Koffer in die mir zugewiesene Gaststube, ich folgte ihm, und nachdem ich in dem daranstoßenden Baderaum meinem äußeren Menschen die nötige Politur gegeben, trat ich in das Eßzimmer.

„Master will be here directly," sagte der Madrassidiener und bat mich, Platz zu nehmen.

[1]) tiffin = lunch, eine Art Gabelfrühstück um 1 oder 2 Uhr nachmittags.

Ich zog es jedoch vor, auf die Veranda herauszutreten und die frische Luft, welche von der See herüberstrich, zu genießen.

„So, nun bin ich mit der letzten Einladung fertig," rief M. aus seiner Arbeitsstube tretend, und mir noch einmal die Hände zum Willkommen schüttelnd, aus. Wir setzten uns zu Tisch, und M., der den Kopf voll von seinem Fancy-Bazar hatte, lenkte sogleich das Gespräch wieder darauf.

„Sie glauben nicht, welche Mühe mir die Sache macht. Im vorigen Jahr war der Bischof hier, und dessen beide Töchter arrangierten alles. Dies Jahr hatten wir niemand, dem wir diese Arbeit zumuten konnten, und so habe ich es neben all meinen Stunden im College [1]) und den täglichen Services übernommen, durch Besuche bei den leitenden Persönlichkeiten unserer Gesellschaft und massenhafte schriftliche Einladungen an hochgestellte Barmanen, Bengalen und andere den nötigen Enthusiasmus für die Angelegenheit hervorzurufen."

„Finden Sie es denn so schwierig, einen Fancy-Bazar in Rangun zustande zu bringen? Ich sollte doch meinen, in einer so großen Stadt müßte genügendes Interesse für die Sache zu finden sein."

„Am Interesse im allgemeinen fehlt es auch nicht; unsere Schwierigkeit bestand diesmal in der Notwendigkeit, jemand zu finden, der den Bazar protegieren und anziehend genug machen konnte, um Käufer aus allen Ständen anzulocken. Das letztemal hatten, wie ich schon andeutete, der Bischof und seine Töchter die nötigen Arrangements getroffen, Sie wissen ja, welch schwerer Schlag ihn betroffen, seine älteste Tochter starb, und die zweite wurde

[1]) St. Johns College, eine große Missions-Hochschule in Rangun.

so lebensgefährlich krank, daß er sie nach England bringen mußte. Nun ist zwar Mrs. S., die Frau unseres Oberrichters, so gütig gewesen, ein einflußreiches Damenkomitee zu bilden und eine Anzahl liebenswürdiger Verkäuferinnen aus ihrem Bekanntenkreise zu gewinnen, ich konnte ihr aber doch nicht zumuten, die ausgedehnte Korrespondenz mit unseren native Honoratioren zu besorgen."

„Haben Sie einen passenden Platz gefunden, auf dem Sie all diese verschiedenen Elemente Ihrer christlichen und heidnischen Bevölkerung zusammenbringen können?"

„Das ist's eben, was uns in diesem Jahre noch besondere Anstrengungen kostete; denn nicht jeder Europäer ist bereit, seinen Compound einer gemischten Gesellschaft aus allen hier vertretenen Nationalitäten zu öffnen. Da kam uns die glückliche Idee, die Väter der Stadt um die Erlaubnis zu bitten, den Stadtpark benutzen zu dürfen, da hat jeder freien Eintritt, und niemand braucht sich zu genieren."

„Und haben sie zugesagt?"

„O certainly! dafür haben die ladies gesorgt. Es ist uns gelungen, ein, wie ich hoffe, anziehendes Programm zusammenzustellen. Der Oberst des hier stationierten Regiments hat uns auf unsere Bitte versprochen, die Militärkapelle zu schicken; wir werden also ein ausgezeichnetes Konzert hören. Vom Kommissariat-Department erhalten wir ein paar Dutzend größere und kleinere Zelte, die sich ausgezeichnet zu Verkaufsbuden und Refreshment saloons eignen. Einige Offiziere der Garnison beabsichtigen, athletische Spiele zu arrangieren, an denen selbstverständlich alle unsere Schüler von St. Johns College teilnehmen, und ich sollte mich gar nicht wundern, wenn wir sogar ein Elefantenwettrennen zustande brächten, das hat, wie Sie wissen, für die Eingeborenen eine ganz

besondere Anziehungskraft. An ruhigeren games, wie lawn-tennis, cricket, football usw., wird's natürlich auch nicht fehlen."

„Wann soll der Bazar abgehalten werden?"

„Morgen nachmittag, Sie kommen doch natürlich auch?"

„Wenn ich so lange hier bleiben kann; wann geht der nächste Dampfer stromauf?"

„Einer geht heute abend, der nächste am Donnerstag, Sie haben also gerade Zeit, den Bazar mitzumachen, und die Zerstreuung wird Ihnen in Ihrem Gesundheitszustande gut tun."

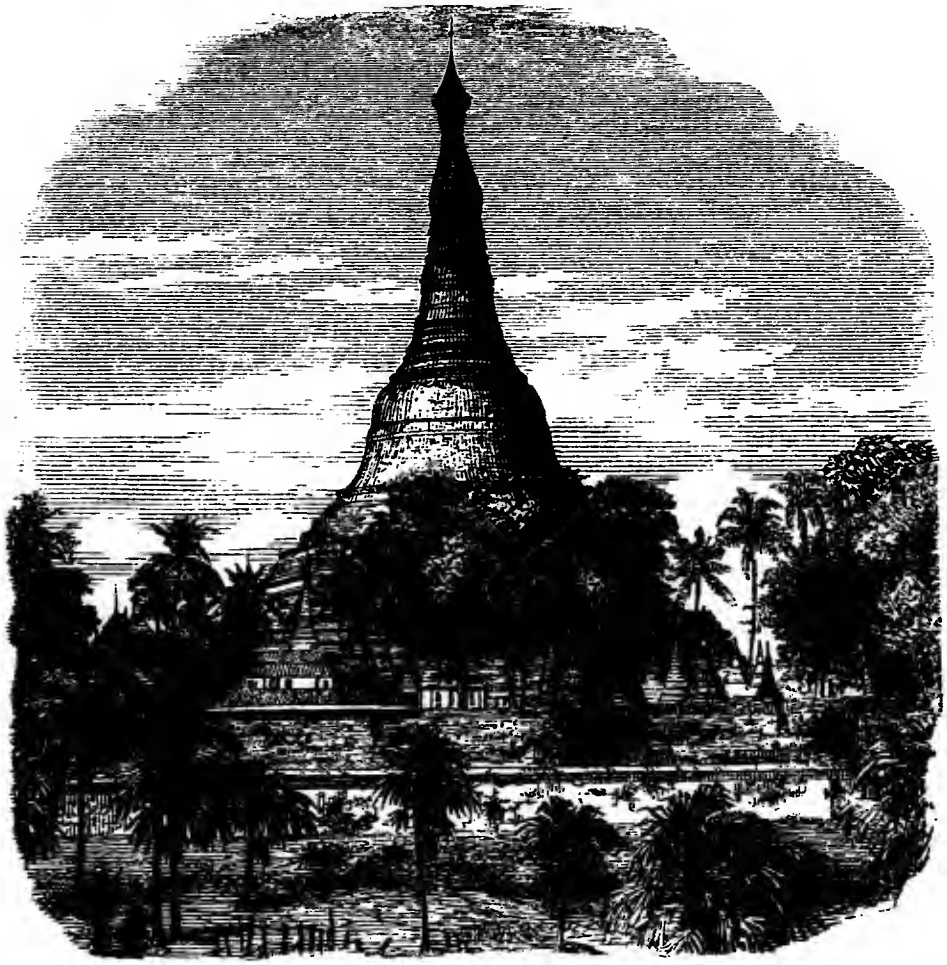
Das dachte ich im stillen auch; ich gab also die Idee, heute abend weiterzufahren, auf und beschloß, die Zwischenzeit zu einer eingehenden Besichtigung Ranguns zu verwenden.

Ein junger Student, Mr. Kali, welcher sich zurzeit in Mr. M.s Hause aufhielt, um sich unter seiner Leitung für das Diakonats-Examen vorzubereiten, bot sich freundlicherweise an, mein Führer zu sein. Wir traten also, nachdem die Temperatur sich etwas abgekühlt hatte, gegen 5 Uhr nachmittag unsere Wanderung an.

4. Die Shway Dagon Pagode.

Die größte Sehenswürdigkeit der Stadt ist die schon oben erwähnte Pagode. Sie bildete früher einen Teil der Fortifikationen der Stadt und mußte im zweiten barmanischen Kriege von den Engländern erstürmt werden. Sie fiel im April 1852 und mit ihr Rangun. Während der Belagerung hatten einzelne Teile unvermeidlicherweise gelitten, der Schaden ist aber überall ausgebessert, so daß man jetzt wieder den ganzen Tempel in seiner ursprünglichen Gestalt sehen kann. Wir richteten also unsere

Schritte sofort dahin, und ich hatte nun Gelegenheit, mich durch eigene Anschauung von der Wahrheit der schon so oft gehörten Behauptung, daß die Shway[1]) Dagon Pagode



Goldene Pagode.

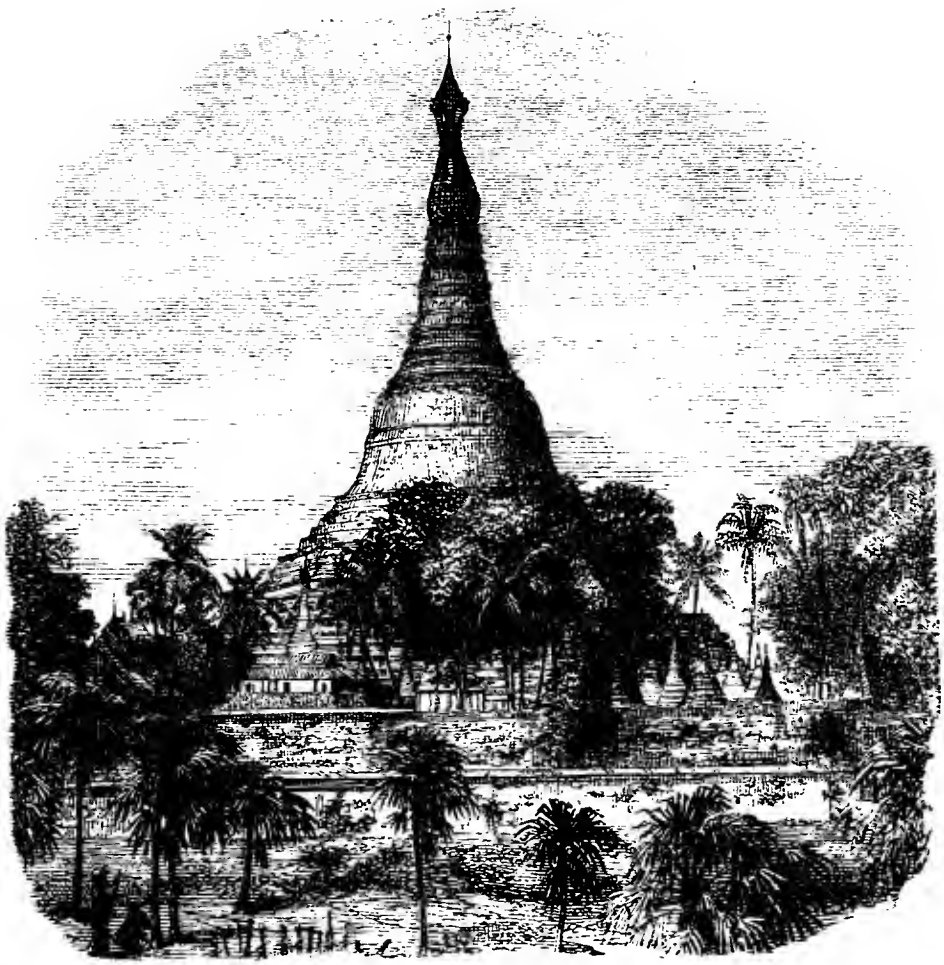
in Rangun eins der wunderbarsten Bauwerke sei, welches der Buddhismus seinem Kultus in Barma errichtet hat, zu überzeugen. Eine eingehendere Beschreibung wird den Lesern willkommen sein.

[1]) Shway heißt Gold, und hat diese Pagode den Namen von ihrer überaus reichen Vergoldung.

Der Unterbau besteht aus einem hügelmäßig aufgeführten Quadrat von festgestampfter Erde, welches einen Flächeninhalt von mehreren Äckern umfaßt und an allen Seiten von einem tiefen, jetzt ausgetrockneten Graben eingeschlossen ist. In der Mitte jeder der vier Seiten führt eine breite Treppe, welche von einem imposanten torähnlichen Überbau bedacht ist, auf das Plateau. Diese Torbauten ruhen auf starken, runden Holzsäulen. Die Überdachung besteht aus einer Anzahl, gewöhnlich vier bis fünf, übereinander errichteter Dächer, deren Umfang nach oben zu gleichmäßig abnimmt, so daß jedes folgende Dach immer kleiner ist als das vorhergehende; die Giebelenden und Ständer dieser Dächer sind mit den groteskesten Schnitzereien verziert, in denen die Figur des Drachen und des Krokodils am meisten vertreten sind. Das Eingangstor und die Treppe, welche auf der nach Rangun zugekehrten Seite liegen, werden von den Barmanen, welche die Pagode besuchen, als Verkaufsplätze für Blumen und Früchte benutzt. In der Mitte des Plateaus erhebt sich die eigentliche Pagode. Ein breiter Weg führt um dieselbe. Der übrige Raum ist dicht besetzt mit kleineren Pagoden, Fahnenstangen und den Figuren der Hansa, d. i. die heilige Gans,[1]) welche als König der Vögel angesehen wird. Als Gautama ein Büßer wurde, schnitt er sich sein lang herabwallendes Haar mit dem Schwerte ab und warf es in die Luft, indem er bei sich sagte: „Wenn ich der Buddha werden soll, so möge mein Haar zum

[1]) Diese heilige Gans spielt auch in der Religion der Hindu eine große Rolle. Mein Pandit (sprachgelehrter Brahmane), bei dem ich Hindi lernte, sagte mir unter anderem auch, daß die Seele beim Scheiden aus dem Körper die Gestalt einer Gans annehme und aus dem oberen Teil des Kopfes herausfahre, weswegen viele Hindu sich eine runde Stelle auf dem Kopfe glattrasierten.

Schritte sofort dahin, und ich hatte nun Gelegenheit, mich durch eigene Anschauung von der Wahrheit der schon so oft gehörten Behauptung, daß die Shway[1]) Dagon Pagode



Goldene Pagode.

in Rangun eins der wunderbarsten Bauwerke sei, welches der Buddhismus seinem Kultus in Barma errichtet hat, zu überzeugen. Eine eingehendere Beschreibung wird den Lesern willkommen sein.

[1]) Shway heißt Gold, und hat diese Pagode den Namen von ihrer überaus reichen Vergoldung.

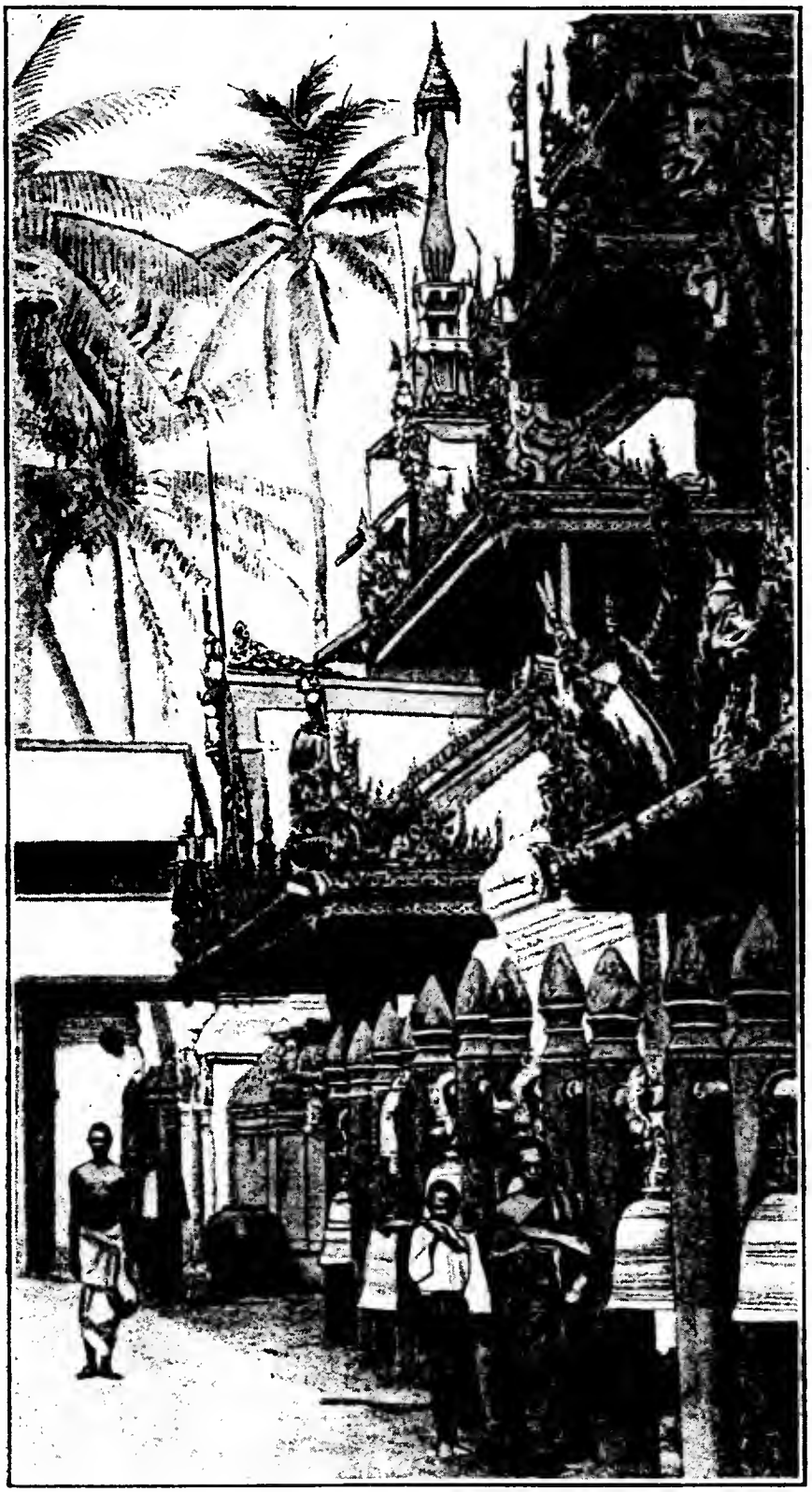
Der Unterbau besteht aus einem hügelmäßig aufgeführten Quadrat von festgestampfter Erde, welches einen Flächeninhalt von mehreren Äckern umfaßt und an allen Seiten von einem tiefen, jetzt ausgetrockneten Graben eingeschlossen ist. In der Mitte jeder der vier Seiten führt eine breite Treppe, welche von einem imposanten torähnlichen Überbau bedacht ist, auf das Plateau. Diese Torbauten ruhen auf starken, runden Holzsäulen. Die Überdachung besteht aus einer Anzahl, gewöhnlich vier bis fünf, übereinander errichteter Dächer, deren Umfang nach oben zu gleichmäßig abnimmt, so daß jedes folgende Dach immer kleiner ist als das vorhergehende; die Giebelenden und Ständer dieser Dächer sind mit den groteskesten Schnitzereien verziert, in denen die Figur des Drachen und des Krokodils am meisten vertreten sind. Das Eingangstor und die Treppe, welche auf der nach Rangun zugekehrten Seite liegen, werden von den Barmanen, welche die Pagode besuchen, als Verkaufsplätze für Blumen und Früchte benutzt. In der Mitte des Plateaus erhebt sich die eigentliche Pagode. Ein breiter Weg führt um dieselbe. Der übrige Raum ist dicht besetzt mit kleineren Pagoden, Fahnenstangen und den Figuren der Hansa, d. i. die heilige Gans,[1]) welche als König der Vögel angesehen wird. Als Gautama ein Büßer wurde, schnitt er sich sein lang herabwallendes Haar mit dem Schwerte ab und warf es in die Luft, indem er bei sich sagte: „Wenn ich der Buddha werden soll, so möge mein Haar zum

[1]) Diese heilige Gans spielt auch in der Religion der Hindu eine große Rolle. Mein Pandit (sprachgelehrter Brahmane), bei dem ich Hindi lernte, sagte mir unter anderem auch, daß die Seele beim Scheiden aus dem Körper die Gestalt einer Gans annehme und aus dem oberen Teil des Kopfes herausfahre, weswegen viele Hindu sich eine runde Stelle auf dem Kopfe glatt rasierten.

Zeichen dessen in der Luft hängen bleiben." Der Haarbusch stieg höher und höher und blieb endlich 16 Meilen über der Erde schweben, strahlend und glänzend wie die Hansa. In der Nähe der Pagode ist eine ungeheure Glocke angebracht. Der Oberbau erhebt sich in der Form eines Konoids bis zu einer Höhe von 250 Fuß. Das ganze gigantische Gebäude ist von der Spitze bis zum Boden vergoldet. Eine mit Stufen versehene Umfassungsmauer schützt den unteren Teil. Die Spitze krönt ein metallener korbähnlicher Turm, welcher den goldenen Schirm, das Zeichen königlicher Gewalt darstellt. Am Rande desselben sind unzählige Metallstückchen angehängt, welche vom Winde bewegt aneinander klingen. Das Grundgeschoß weitet sich den vier Eingangstoren gegenüber zu hallenartigen Räumen aus, welche große vergoldete Statuen Gautamas enthalten. Der Gesichtsausdruck ist in allen der vollkommenster Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. Die Gewandung ist die, welche man an alten Skulpturen in Zentral-Indien findet. Es ist ein bemerkenswerter Zug in diesen Darstellungen Gautamas, daß die älteren in ihren Gesichtsformen ein entschieden arisches oder indisches Gepräge tragen, während die neueren ganz den barmanischen Gesichtstypus zeigen. Die Figuren sind aus Holz, Stein, Elfenbein und Bronze gearbeitet und in allen Größen vorhanden, einige nur etliche Zoll, andere bis 40 Fuß hoch. Sie stellen Gautama in allen möglichen Positionen dar. Die gewöhnlichste ist die bekannte sitzende Stellung mit untergeschlagenen Beinen und dem Ausdruck des tiefsten Versunkenseins im Meer der Gedanken, als er zum Buddha wurde. Eine andere zeigt ihn auf der Seite liegend und stellt seinen Tod vor. Manchmal stehen sechs Figuren zusammen zur Bezeichnung der sechs Tugenden (Vollkommenheiten), die er besaß.

Eingang zur Pagode.

Zeichen dessen in der Luft hängen bleiben." Der Haarbusch stieg höher und höher und blieb endlich 16 Meilen über der Erde schweben, strahlend und glänzend wie die Hansa. In der Nähe der Pagode ist eine ungeheure Glocke angebracht. Der Oberbau erhebt sich in der Form eines Konoids bis zu einer Höhe von 250 Fuß. Das ganze gigantische Gebäude ist von der Spitze bis zum Boden vergoldet. Eine mit Stufen versehene Umfassungsmauer schützt den unteren Teil. Die Spitze krönt ein metallener korbähnlicher Turm, welcher den goldenen Schirm, das Zeichen königlicher Gewalt darstellt. Am Rande desselben sind unzählige Metallstückchen angehängt, welche vom Winde bewegt aneinander klingen. Das Grundgeschoß weitet sich den vier Eingangstoren gegenüber zu hallenartigen Räumen aus, welche große vergoldete Statuen Gautamas enthalten. Der Gesichtsausdruck ist in allen der vollkommenster Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. Die Gewandung ist die, welche man an alten Skulpturen in Zentral-Indien findet. Es ist ein bemerkenswerter Zug in diesen Darstellungen Gautamas, daß die älteren in ihren Gesichtsformen ein entschieden arisches oder indisches Gepräge tragen, während die neueren ganz den barmanischen Gesichtstypus zeigen. Die Figuren sind aus Holz, Stein, Elfenbein und Bronze gearbeitet und in allen Größen vorhanden, einige nur etliche Zoll, andere bis 40 Fuß hoch. Sie stellen Gautama in allen möglichen Positionen dar. Die gewöhnlichste ist die bekannte sitzende Stellung mit untergeschlagenen Beinen und dem Ausdruck des tiefsten Versunkenseins im Meer der Gedanken, als er zum Buddha wurde. Eine andere zeigt ihn auf der Seite liegend und stellt seinen Tod vor. Manchmal stehen sechs Figuren zusammen zur Bezeichnung der sechs Tugenden (Vollkommenheiten), die er besaß.



Eingang zur Pagode.

Andere zeigen mehrere Figuren, welche in gebeugter Stellung vor ihm liegen, diese Gruppe versinnbildlicht den Akt der Übertragung seiner großen Lehren auf seine Schüler.

Viermal im Monat kommen die barmanischen Einwohner Ranguns, Männer, Frauen und Kinder, angetan mit bunten Feiertagskleidern, in fröhlichen Scharen, um ihre Opfergaben von Früchten und Blumen vor den Gautamafiguren niederzulegen und die vorgeschriebenen Gebete zu sagen. Die Opfergaben bleiben da liegen, und wer Lust hat, kann sie sich aneignen, niemand bewacht sie.

Die Pagode ist der zweitälteste buddhistische Tempel in Barma (der älteste ist in Pegu). Der Anfang des Baus datiert 2000 Jahre zurück, und er wird für den heiligsten gehalten, weil er acht Haare Gautamas birgt. —

Die Treppenaufgänge, sowie die ausgedehnte Terrasse dienen nun keineswegs nur den Andächtigen und Betenden zum Aufenthalt, sondern sie bieten mit ihren kühlen, schattigen Hallen, ihren Rundgängen und Nischen jedermann ein angenehmes Ruheplätzchen. Die Sonne brennt in Rangun heiß, und man fühlt auch hier, daß der Schatten eine „Göttergabe" ist. Die Umgebung der Pagode ist daher besonders in den Nachmittagstunden angefüllt mit Spaziergängern und Müßiggängern, welche im Schatten der Hallen oder Baumgruppen Erholung suchen.

Mir selbst gefiel der Platz außerordentlich. Der majestätische Bau des Tempels, das mystische Dunkel seines Innern, die grotesken Schnitzereien, die auf und ab wallende Menschenmasse in ihren unendlich mannigfaltigen, farbigen Kostümen, die prachtvolle Aussicht über die Stadt, das alles hatte einen neuen Reiz für mich. Ich hatte viele und großartige Tempelbauten in Indien gesehen. Die meisten von ihnen sind inwendig überaus

düster und kahl, besonders diejenigen, welche noch dem Dienst der Göttin Kali geweiht sind, deren Bild mit der Halskette von Menschenschädeln, dem blutigen Haupt in einer ihrer sechs Hände und auf einem Leichnam stehend, allein schon genügt, einem ein Gefühl des Grausens einzuflößen, welches durch die finstern, kalten Räume, die ungeheuren Mauern und die ringsumher herrschende Totenstille noch vermehrt wird. Hier war alles licht, freundlich, lebendig. Die leichtlebige Sorglosigkeit der Barmanen macht sich auch in ihrem Kultus geltend. Er erinnert viel mehr an die klassische Periode der Vedas in Indien oder der vorindischen Heimat der Arier, als sie noch die freundlichen Elemente, das Licht, die Sonne, die Luft usw. verehrten und diese Naturkräfte zu strahlenden, hehren Göttern machten, die sie in ihren wunderbaren Hymnen verherrlichten.

Wir hatten unsern Rundgang durch die Pagode beendet und setzten uns nun unter einen der weitästigen Bäume, welche den Tempelhof und die Terrassen beschatten, um auszuruhen und das buntfarbene Bild der auf- und abströmenden Menge zu betrachten. Hierbei fiel mir der Kontrast in der Tracht der uns umgebenden Barmanen und meines Führers auf. Er war nicht nach Art der Eingeborenen gekleidet, sondern trug die Kleidung, welche jetzt die jungen gebildeten Inder kennzeichnet. Der Name, sowie die Gesichtszüge des jungen Mannes hatten mir schon die Gewißheit gegeben, daß er kein Barmane sei, denn sie zeigten den vollständig ausgeprägten bengalischen Typus, und als ich mir jetzt seinen Anzug näher betrachtete, da wurden meine Vermutungen, daß er ein modernisierter Hindu sei, zur Gewißheit.

Der Anzug des gebildeten Bengalen aus guter Kaste bestand früher aus einer weißen Toga und einem weißen

Gewand, welches die Lenden und Beine verhüllte. Der graziöse Faltenwurf dieser Gewandung, welche den rechten Arm, den Nacken und die Füße frei ließ, die aufrechte Körperhaltung, die etwas zum Embonpoint neigende Rundung der Glieder, der klassisch gebaute Kopf mit dem feingeschnittenen Profil, das rabenschwarze, kurzgeschnittene Haar, die hohe freie Stirn verkörperten das leibhaftige Bild des alten Römers.

Als europäische Tracht und Sitte allmählich in den großen Städten Indiens Eingang fand, da nahm der junge Bengale von den Europäern die Strümpfe und patentlederne Schuhe an, und mit der Zeit verwandelte sich das bauschige Lendengewand in eng anliegende weiße Beinkleider (auch schwarze wurden endlich Mode) und die Toga schrumpfte zu einem kaftanartigen Rock zusammen, welcher bis über die Knie reicht, und den Kopf bedeckte eine schwarze Kappe ohne Schild.

Früher würde ein Bengalistudent nicht daran gedacht haben, einen Vollbart zu tragen, ein kleiner, sorgsam gepflegter, glänzendschwarzer Schnurrbart war alles, was man sich erlaubte, und er verfehlte selten, dem hübschen Gesicht einen kecken, schneidigen Zug zu verleihen. Das Beispiel europäischer Kollegen und Mitschüler auf den indischen und englischen Hochschulen [1]) hat ihn nun auch endlich dahin

---

[1]) Die Zahl der indischen Schüler auf englischen Hochschulen wächst von Jahr zu Jahr, um so mehr, weil mehrere Examina, welche zur Erlangung höherer Staatsämter berechtigen, in England abgelegt werden müssen. Auch viele junge Christen, welche Theoloie studieren wollen, gehen nach England. Vor einiger Zeit besuchten mich hier in Deutschland drei dieser jungen indischen Studenten, zwei von ihnen, der Kaste nach vornehme Hindu, hatten zur Zeit gar keine Religion, sie studierten in London Medizin und wollten sich, wenn es nötig sein sollte, nach Absolvierung der Staatsexamina, mit der religiösen Frage

gebracht, den Vollbart zu tragen und zwar in der affektierten französischen, unten zugespitzten Form, und damit ist der letzte Rest der Poesie seiner äußeren Erscheinung verschwunden. Nichts aber hat bisher den geistvollen, intelligenten Ausdruck seines Gesichts verwischen können, im Gegenteil, die gelehrte moderne Ausbildung, welche er auf den Regierungs- und Missionsschulen erhalten und die ihn aus dem Bann träumerischer Spekulationen herausgerissen und „face to face" mit den Resultaten und Anforderungen exakter Wissenschaften gebracht, hat noch dazu beigetragen, den Ausdruck hochgradiger Intelligenz und selbständigen Denkens zu verschärfen.

Mein Führer gehörte augenscheinlich zu dieser interessanten Menschenklasse. Ich lenkte allmählich das Gespräch auf seine Examenarbeiten und fragte ihn schließlich, ob er als Christ geboren oder später bekehrt worden sei.

„Meine Eltern waren orthodoxe Hindu, sie gehörten der Kayshtkaste (Schreiberkaste) an".

„So sind Sie von Geburt Inder?"

„Ja, ich wurde in Kalkutta geboren."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie bitte, mir einige Mitteilungen über Ihre Bekehrung zu machen; Sie wissen, ich bin Missionar, der Gegenstand ist also von höchstem Interesse für mich. Darf ich fragen, was Sie bewog, das Christentum anzunehmen?"

„O, die Sache war einfach genug, ich fand, daß es die beste Religion ist, die wir haben."

---

näher beschäftigen. Der dritte war ein in der amerikanischen Mission in Indien erzogener Christ. Er wollte Theologe werden. Die Spaltungen und die vielen verschiedenen Konfessionen und Sekten der christlichen Kirche waren ihm aber so anstößig, daß er sich für keine bestimmte Konfession entscheiden konnte, und vorderhand unsectarian theology in Cheshunt College bei London studierte.

„Sie haben also auch andere Religionen kritisch untersucht, und schließlich gefunden, daß die christliche die wahre sein muß?"

„So war es in der Tat, obgleich der Weg, auf dem ich zu diesem Resultat gelangte, nicht so kurz war, wie Sie anzunehmen scheinen."

„Nun machen Sie mich wirklich neugierig, Näheres über Ihren Lebensgang zu erfahren."

„Ich kam zuerst mit dem Christentum hier im Missionskollege der S. P. G. in Berührung. Meine Eltern waren nach Rangun herübergekommen, weil meinem Vater eine lukrative Stellung am hiesigen High Court angeboten worden war. Er war schon in Kalkutta am Oberappellationsgerichtshof als Clerk angestellt gewesen, und da wollte man seine Fähigkeiten bei der Reorganisierung des hiesigen Gerichtshofes weiter ausnutzen, indem man ihn zum Sherishtadar machte. Leider starb er schon nach einigen Jahren. Meine Mutter, deren Verwandte es ihr nie verziehen hatten, daß sie nach Barma gegangen war, wagte nicht, nach Kalkutta zurückzukehren. Wir blieben also in Rangun. Der Kummer über den verlassenen Zustand zehrte aber fortwährend an ihrem Herzen, und sie starb endlich am Heimweh. Sie hatte bis dahin eine kleine Unterstützung von der Regierung bezogen. Diese fiel nun selbstverständlich fort, und ich stand als achtjähriger Knabe ohne Mittel und Hilfe allein in der Welt. Da vermittelte der frühere Vorgesetzte meines Vaters meine Aufnahme in St. John's College, wo ich meinen ersten Unterricht in der christlichen Religion erhielt. Hier teilte mir unser Prinzipal, Rev. Marks, eines Tages mit, er habe einen Brief von dem Bruder meines verstorbenen Vaters, der als Bengali Master in einer Regierungsschule in Kalkutta arbeitete, erhalten, in welchem ihn derselbe aufforderte,

mich zu ihm zu senden, er habe seinen einzigen Sohn verloren, und wolle mich nun als Kind annehmen und auf seine Kosten erziehen lassen. Weder ich noch Mr. Marks wünschten darauf einzugehen, ich befand mich in St. John's College wohl und hatte eine große Zuneigung zu Mr. Marks gefaßt, und er selbst verlor mich ungern, um so mehr, als er fürchten mußte, daß ich in Kalkutta als Hindu erzogen werden würde. Ich kannte meinen Onkel gar nicht, bat daher Mr. Marks, mit ihm über die Sache zu korrespondieren und womöglich mein Verbleiben in dem Missionskollege auszuwirken. Mein Onkel bestand jedoch auf seinem Willen, und so mußte ich schweren Herzens nach Kulkutta zurückkehren.

Zu meiner großen Beruhigung fand ich, daß mein Onkel in seinen religiösen Ansichten liberal war. Er war lange Zeit Mitglied der Brahma Samaj gewesen; nach dem Tode ihres Leiters Babu Keshab Chander Sen, als sich die Samaj zersplitterte, hatte er sich von derselben wieder getrennt und nahm jetzt zu allen religiösen Fragen eine vollständig passive Stellung ein. Er verfolgte jedoch mit großem Interesse die zur Zeit von englischen und französischen Philosophen aufgestellten Systeme und beschäftigte sich mit Vorliebe mit dem Studium der Comteschen Philosophie.

Ich besuchte nun die Regierungsschule, an welcher mein Onkel als Bengaliprofessor angestellt war. Er wünschte, daß ich Jurisprudenz studieren sollte, ich besuchte also vorzugsweise die englischen Klassen, machte nachher mein erstes Universitätsexamen und erhielt schließlich meinen B. A. degree.[1])

---

[1]) Bachelor of Arts = Baccalaureus artium, ein englischer Universitätsgrad.

Ich hätte nun nach England gehen sollen, um meine juristischen Studien daselbst zu vollenden, und dadurch Anspruchsrecht auf eine höhere Stelle im indischen Staatsdienst zu erwerben, mein Onkel fand aber, daß die ungeheuren Kosten seine Mittel übersteigen würden. Er war schon bejahrt und hatte sich pensionieren lassen müssen, und nun war es ihm unmöglich, die erforderlichen Summen für einen längeren Aufenthalt in London aufzubringen, ich mußte daher notgedrungen mich nach einer Anstellung als Pleader an einem der Mufassil Courts[1]) umsehen."

„Wie stand es nun aber mit Ihrem religiösen Leben während dieser langen Zeit?" unterbrach ich ihn hier.

„Ich befand mich während dieser Jahre in einem Zustand des Suchens oder vielmehr Umhertastens. Die mir gegebene Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung, welche so ziemlich alle Gegenstände umfaßte, mit denen sich die Wissenschaft des Westens beschäftigt, die Religion ausgenommen, denn wie Sie wissen wird kein Religionsunterricht auf den Regierungsschulen gegeben, hatte selbstverständlich den letzten Rest des Glaubens an unsere Götter in mir zerstört, andrerseits waren aber auch die christlich-religiösen Eindrücke, die ich im St. John's College erhalten, mit der Zeit verwischt worden. Mr. Marks schrieb mir im Anfang einige Male, um mein Interesse am Christentum aufrecht zu erhalten, ich antwortete auch, aber mit der Zeit nahmen mich meine professionellen Studien so in Anspruch, daß ich eine Zeitlang zur eingehenden Untersuchung irgend eines Religionssystems keine Muße fand. Trotzdem war ich nicht gleichgiltig gegen die Religion im allgemeinen, sie fand eben augenblicklich keinen

---

[1]) Pleaders an Mufassil Courts sind Advokaten an Provinzial-Gerichtshöfen.

Platz auf meinem Studienplan. Als ich meine Advokatenexamenarbeiten hinter mir hatte, nahm ich den Gegenstand wieder auf. Wie ich das Wahre auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Forschens gefunden, so drängte es mich, es nun auch auf religiösem Gebiet zu suchen und wenn möglich, zu finden. Zuerst, als das ganze Gebäude indischer religiöser und moralischer Anschauungen in mir zusammenbrach, da befand ich mich in einem Zustand absoluten Stillstandes, den man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Atheismus bezeichnet, obgleich das bei mir nicht paßte, denn ich war einfach ohne Gott, weil ich noch keinen annehmbaren Gott kannte. Ich fand aber bald, daß ein solcher Zustand sich weder mit den Forderungen meiner Vernunft noch meines Gewissens vereinbaren ließ. Ich wandte mich daher zunächst dem Agnostizismus zu, gab aber denselben bald auf, denn es schien mir nur eine Art Ruhebett für indolente geistige Schwächlinge zu sein, die die Mühe scheuten, das scheinbar Unerkennbare trotzdem zu untersuchen. Es war mir klar, daß wenn auch Gott für den beschränkten Menschenverstand unerreichbar

Junger Birmane.

sei, so sei das doch kein Grund, alles Nachdenken und Forschen über sein Wesen überhaupt aufzugeben. Ich untersuchte darauf unsere eigene phantastische Philosophie genauer, in der Hoffnung, in derselben etwas Haltbares zu finden, kam aber auch davon zurück. Die Idee einer göttlichen Kraft, welche, unendlich und universal in ihrer Tätigkeit, dennoch von keinem denkenden und moralisch vollkommenen Wesen geleitet sein sollte, war meinem einfachen natürlichen Instinkt zuwider. Der Materialismus befriedigte mich ebensowenig. Er verneint die menschliche Verantwortlichkeit und bietet dem Geist keine Nahrung. Ich kam also schließlich auf die einzige Glaubensform, welche noch übrig blieb, den Glauben an eine persönliche erste Ursache aller Dinge, der Materie sowohl als auch des Geistes, welche ewig lebt, schafft, Gegensätze ausgleicht und alles von ihr Hervorgebrachte einer idealen Vollkommenheit zuführt.

„Wie kamen Sie aber nun zum Christentum?"

„Vorzüglich durch die Hilfe einiger Studienfreunde, welche das Bishop's College besuchten. Wir sahen uns jede Woche einige Male und besprachen uns über die wichtigsten Tagesgegenstände. Sie waren Mitglieder eines Debating Club,[1]) in welchem hauptsächlich philosophische und religiöse Fragen ventiliert wurden. Auf ihr dringendes Verlangen trat ich auch in denselben ein und hatte nun die beste Gelegenheit, das Christentum in seiner lebendigen Einwirkung auf das innerste Wesen des Einzelnen zu beobachten. Meine Freunde von Bishop's College hatten sich die Aufgabe gestellt, das Christentum nicht nur zu studieren, sondern zu leben,

[1]) Etwa, was wir mit „Disputationskränzchen" übersetzen könnten, solche Clubs gibt's auf allen englischen Colleges.

Platz auf meinem Studienplan. Als ich meine Advokatenexamenarbeiten hinter mir hatte, nahm ich den Gegenstand wieder auf. Wie ich das Wahre auf dem Gebiet des wissenschaftlichen Forschens gefunden, so drängte es mich, es nun auch auf religiösem Gebiet zu suchen und wenn möglich, zu finden. Zuerst, als das ganze Gebäude indischer religiöser und moralischer Anschauungen in mir zusammenbrach, da befand ich mich in einem Zustand absoluten Stillstandes, den man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Atheismus bezeichnet, obgleich das bei mir nicht paßte, denn ich war einfach ohne Gott, weil ich noch keinen annehmbaren Gott kannte. Ich fand aber bald, daß ein solcher Zustand sich weder mit den Forderungen meiner Vernunft noch meines Gewissens vereinbaren ließ. Ich wandte mich daher zunächst dem Agnostizismus zu, gab aber denselben bald auf, denn es schien mir nur eine Art Ruhebett für indolente geistige Schwächlinge zu sein, die die Mühe scheuten, das scheinbar Unerkennbare trotzdem zu untersuchen. Es war mir klar, daß wenn auch Gott für den beschränkten Menschenverstand unerreichbar

Junger Birmane.

sei, so sei das doch kein Grund, alles Nachdenken und Forschen über sein Wesen überhaupt aufzugeben. Ich untersuchte darauf unsere eigene phantastische Philosophie genauer, in der Hoffnung, in derselben etwas Haltbares zu finden, kam aber auch davon zurück. Die Idee einer göttlichen Kraft, welche, unendlich und universal in ihrer Tätigkeit, dennoch von keinem denkenden und moralisch vollkommenen Wesen geleitet sein sollte, war meinem einfachen natürlichen Instinkt zuwider. Der Materialismus befriedigte mich ebensowenig. Er verneint die menschliche Verantwortlichkeit und bietet dem Geist keine Nahrung. Ich kam also schließlich auf die einzige Glaubensform, welche noch übrig blieb, den Glauben an eine persönliche erste Ursache aller Dinge, der Materie sowohl als auch des Geistes, welche ewig lebt, schafft, Gegensätze ausgleicht und alles von ihr Hervorgebrachte einer idealen Vollkommenheit zuführt.

„Wie kamen Sie aber nun zum Christentum?"

„Vorzüglich durch die Hilfe einiger Studienfreunde, welche das Bishop's College besuchten. Wir sahen uns jede Woche einige Male und besprachen uns über die wichtigsten Tagesgegenstände. Sie waren Mitglieder eines Debating Club,[1]) in welchem hauptsächlich philosophische und religiöse Fragen ventiliert wurden. Auf ihr dringendes Verlangen trat ich auch in denselben ein und hatte nun die beste Gelegenheit, das Christentum in seiner lebendigen Einwirkung auf das innerste Wesen des Einzelnen zu beobachten. Meine Freunde von Bishop's College hatten sich die Aufgabe gestellt, *das Christentum nicht nur zu studieren, sondern zu leben*,

[1]) Etwa, was wir mit „Disputationskränzchen" übersetzen könnten, solche Clubs gibt's auf allen englischen Colleges.

ebenso wie der orthodoxe Hindu oder der wirkliche Buddhist eine lebende, zu Fleisch und Blut gewordene Exposition seines Glaubens ist. Wir lasen die Bibel an der Hand der besten englischen Kommentare, die in derselben entwickelte Theologie und besonders die im Neuen Testamente aufgestellte Ethik befriedigte mich außerordentlich. Die letzten Bedenken, die ich über den einen oder andern Punkt noch hatte, wurden schließlich durch das Studium des Ihnen gewiß auch bekannten Buches Philosophy of the Plan of Salvation[1]) entfernt. Als ich das Buch aus der Hand legte, war ich im Innersten meiner Seele überzeugt, daß die christliche Religion die wahre sei. Ich war durch meine Freunde mit einigen der Professoren am Bishop's College bekannt geworden, ich besuchte, soweit es meine Zeit gestattete, ihre Vorlesungen, trat wieder mit Mr. Marks in Rangun in Korrespondenz, und das Ende war, daß ich in St. John's Church in Kalkutta getauft wurde. Mr. Marks sowohl als auch meine Freunde drangen nun in mich, das Advokatenhandwerk aufzugeben und mich der Missionsarbeit zu widmen. Besonders Mr. Marks war der Ansicht, daß die Art und Weise, wie meine Bekehrung zum Christentum zustande gekommen, mich befähigen würde, dasselbe den gebildeten und vornehmen Klassen der nichtchristlichen Bevölkerung Indiens in annehmbarer Form nahezubringen."

„Ihr Christwerden," schrieb er, „ist nicht eine Bekehrung im landläufigen Sinne des Worts, sie ist das

---

[1]) Ein ausgezeichnetes Buch, welches besonders dem wissenschaftlich geschulten Christen von großer Hilfe zur Befestigung seines Glaubens ist: ich setze den vollen Titel her im Fall einer der Leser Gebrauch davon machen will: Philosophy of the Plan of Salvation; a book for the times, by an American Citizen. London. Religious Tract Society.

Finden und Ergreifen des in aufrichtigem Forschen und Fühlen nach Wahrheit Gesuchten, Ihre Glaubensstellung ist nicht wie eine Offenbarung von außen an Sie herangebracht worden, sie ist das Resultat streng wissenschaftlich geführter Untersuchungen und die Errungenschaft einer gesunden Vernunft, welche zu ihrem göttlichen Ursprung zurückkehrt und dem Glaubensleben eine viel festere Basis gibt als bereitwillig akzeptierte und oft unverstandene Dogmen. Sie werden daher Hunderten Ihrer Landsleute, die sich in demselben Zustand des Ringens und Suchens nach Licht und Wahrheit befinden, in dem Sie waren, ein helfender Freund sein können. In der Tat, ich möchte Sie zum Mitarbeiter haben, treten Sie in das Bishop's College in Kalkutta ein, absolvieren Sie das vorgeschriebene theologische Curriculum dort und bereiten Sie sich auf Ihr Diakonats-Examen bei uns vor, damit Sie vom Bischof hier für die Mission ordiniert werden können, das wird Ihnen außerdem Zeit geben, sich wieder mit der barmanischen Sprache bekannt zu machen, die Sie gewiß ziemlich vergessen haben."

„Es wurde mir nicht schwer, den für mein ganzes Leben entscheidenden Schritt zu tun. Ich habe an der Ausübung des Advokatenberufs nie Geschmack gefunden, und Mr. Marks Vorschlag öffnete mir die Aussicht auf eine Tätigkeit, welche meinem innersten Wesen entsprach, ein absolut unbegrenztes Feld der Forschung und die Möglichkeit, ohne Hindernis und Schranke meine religiösen Überzeugungen praktisch zum Besten anderer und meiner selbst verwerten zu können. Ich führte Mr. Marks Plan aus, und wie Sie wissen, stehe ich jetzt vor meiner ersten Ordination.

Ich drückte Mr. K. warm die Hand und dankte ihm herzlich für seine Mitteilungen.

„Stehen Sie noch mit ihren früheren Studiengenossen in Verkehr."

„Ja, und zwar in täglichem Verkehr."

„Wie meinen Sie das?" fragte ich etwas verwundert.

„Meine Freunde sind jetzt nach allen Richtungen zerstreut; einige haben Anstellungen im Staatsdienst erhalten, andere sind Lehrer, zwei von ihnen haben sich dem Missionsdienst gewidmet, einer ist Pastor an einer native Gemeinde in den Sunderbans. Wir haben uns aber alle das feierliche Versprechen gegeben, uns jeden Abend um 8 Uhr im Gebet vor dem Thron Gottes zusammenzufinden. Wir wissen also, daß wir jeden Tag zur bestimmten Stunde einander nahe sind. Die Gebetsgemeinschaft und die Macht des Gebets hat von Anfang an den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Als meine Freunde noch auf dem College in Kalkutta waren, kamen sie jede Woche zweimal zum gemeinschaftlichen Gebet zusammen. Ich sagte Ihnen schon, sie wollten ihr Christentum leben, die dazu gehörige Kraft und Erleuchtung suchten sie im innigsten Gebet. Als ich mit ihnen näher bekannt geworden, luden sie mich ein, an diesen Gebetsvereinigungen teilzunehmen, und diesen Vereinigungen, in denen wir jede, auch die kleinste Frage, welche unser Inneres beschäftigte, Gott darlegten, und mit aufrichtigem Verlangen um Erleuchtung und Führung flehten, verdanke ich die Vertiefung und Verinnerlichung meines Geisteslebens. Meine Studien nährten und befriedigten den Verstandesmenschen in mir, diese Gebete brachten mich dem verstandenen und erkannten Gott näher und näher, sie wurden endlich die notwendige Speise meiner Seele, und ich schreibe jetzt dem Gebetsleben die höchste und wichtigste Bedeutung für die gesunde Entwicklung des gesamten christlichen Lebens zu.

„Und Sie werden diese Seite des christlichen Lebens gewiß auch als Seelsorger in Ihrer Gemeinde pflegen."

„Gewiß, umsomehr als dies gerade eine der Pflichten ist, die dem Hindu wie dem Buddhisten leichter als manchen andern Bekehrten werden, weil sie von Jugend auf an die äußere Beobachtung der Gebetsformen gewöhnt sind. Das Dhyankarna, das Sich-Vertiefen in das Wesen Gottes und der Dinge ebenso wie das Japna[1]) sind ja leider im Lauf der Zeit bei vielen zu rein äußerlichen Observanzen geworden, aber der religiös beanlagte Hindu und Buddhist weiß sehr wohl, daß sie wertlos sind, wenn ihnen das geistige Element fehlt, man braucht sie nur daran zu erinnern und sie durch das eigene Beispiel lehren, ihrer Gebetspraxis eine geistige und lebendige Grundlage zu geben."

Wie gern hätte ich mit Mr. K. weiter gesprochen. Die Sonne ging aber zu Rüste, es war schon in der achten Stunde und ich erinnerte mich zum Glück daran, daß mein junger Freund um 8 Uhr allein sein mußte. Ich bat ihn um Verzeihung, daß ich ihn so lange aufgehalten, und trat mit ihm den Heimweg an.

4. Der Fancy-Bazar.

Das Hauptereignis des nächsten Tages war also der Fancy-Bazar. Ich hatte Mr. M. nur ganz flüchtig beim Frühstück gesehen. Er war den ganzen Vormittag beschäftigt, der Bazar sollte um 4 Uhr eröffnet werden, und er hatte alle Hände voll zu tun, um die letzten Arrangements zu treffen.

---

[1]) Sprich Dshapna, wiederholtes, oft mit Hilfe der Mala (Rosenkranz) ausgeführtes Anrufen des Namens Gottes.

„Ich werde zum lunch nicht zurückkommen können, wollen Sie mein Arbeitszimmer benutzen, im Fall Sie Briefe zu schreiben haben, um 4 Uhr sehen wir uns dann im Stadtpark wieder."

Ich hatte keine Briefe zu schreiben und trat daher eine weitere Wanderung durch die Stadt an.

Rangun ist so oft beschrieben worden, daß ich bei dem Leser eine Bekanntschaft mit den Eigentümlichkeiten der Stadt voraussetzen darf, ich gehe daher zur Schilderung des Fancy-Bazars über.

Derselbe wurde, wie schon gesagt, in einem der öffentlichen Gärten abgehalten. Diese Gärten sind für die großen Städte des Ostens eine unbeschreibliche Wohltat, denn sie sind besonders während der heißen Zeit der einzige Platz, welcher dem von der blendenden Sonnenglut und dem Staub ermüdeten und erhitzten Auge den Anblick grüner Sträucher, grünen Rasens und wohlgepflegter Blumen bietet. Wenn die ganze Natur von der tropischen Hitze versengt und verdorrt ist und Auge und Lunge nach Schatten und kühler Luft lechzen, dann bieten diese Gärten beides. Die Anlagen sind gewöhnlich im englischen Parkstil gehalten und mit großem Kostenaufwand hergestellt. Kleine Seen, plätschernde Kaskaden und Springbrunnen verbreiten ringsumher Kühlung. Reinliche Kieswege, mit den schönsten Erzeugnissen europäischer und eingeborner Flora eingefaßt, laden zum Spaziergang ein; geschmackvoll angebrachte Lauben von in üppiger Pracht wuchernden und blühenden Schlingpflanzen gebildet, Bambusgrotten mit den wundervollsten in phantastischen Formen und nie geahnter Farbenzusammenstellung prangenden Orchideen geschmückt, zierliche Sitze unter Rosenboskets, gewähren Gelegenheit, sich zurückzuziehen, um auszuruhen und die Reize dieser idyllisch schönen Plätze ungestört genießen zu

können. Die Grasplätze, durch unaufhörliches Bewässern im saftigsten Grün glänzend, sind mit seltenen Palmen und andern Zierbäumen Barmas, Indiens und Chinas bepflanzt, deren Blüten einen berauschenden Duft ausströmen.

Eine mehrere Acker umfassende Abteilung des Parks ist ganz frei gelassen und für die auch in den Tropen von den Engländern eifrig betriebenen games wie lawn tennis, cricket, football und dergleichen bestimmt; weiterhin erhebt sich die elegante Plattform, auf welcher die Kapellen der in Rangun stationierten englischen Regimenter konzertieren. Hierher strömt also besonders das musikliebende Publikum, unter welchem die schwarzen, braunen, gelben und weißen Kinderfrauen mit ihren kleinen Pflegebefohlenen eine hervorragende Stelle einnehmen.

Es kann kaum ein lieblicheres Bild geben, als diese hüpfende, leichtgekleidete weiße Kinderschar, die sich unter den Klängen der Musik in ausgelassenster Fröhlichkeit auf dem Grase herumtummelt. Die Kleinen müssen jahraus jahrein während des heißen Teils des Tages im Zimmer bleiben. Der mehrstündige Aufenthalt im Park auf grünem Rasen, umduftet von bunten Blumen und umrauscht von fröhlichen Melodien, bildet daher den Glanzpunkt des Tages für sie. Die hier vertanzten Stunden werden ihnen später, wenn sie sieben oder acht Jahre alt ihre Eltern in Barma verlassen haben und zu ihrer Eriehung nach England gegangen sind, oft noch wie süße Träume und Märchen vorschweben.

Doch auch das erwachsene Publikum weiß gute Musik zu schätzen und bei dem vielen Anziehenden und Interessanten, was heut den Besuchern des Parkes geboten wird, bildet das Orchester immer wieder den Mittelpunkt, um den sich die aus allen Nationen der Erde zusammen-

gesetzte Masse schart. Barmanen, Hindu, Mohammedaner, Chinesen und Parsis in ihren glänzenden, buntschillernden Trachten wogen durcheinander: Engländer, Amerikaner, Deutsche, Italiener, die Vertreter großer Handelshäuser, wandern auf und ab, die sonoren Klänge der abendländischen Sprachen mischen sich überall mit den weicheren Wohllauten der orientalischen Zungen und machen den Platz zu einem kleinen Babel. Vor allen stark vertreten ist das militärische Element. Rotröckige, von der heißen Sonne dunkelgebräunte Offiziere, die wer weiß wieviel Kampagnen mitgemacht, junge Leutnants und Fähnriche, eben erst aus England nach Barma kommandiert, finden sich hier zusammen; stattliche Kapitäne und behende Midshipmen kommen von ihren im Flusse vor Anker liegenden Schiffen herüber und amüsieren sich unter den Landratten. Das religiöse Element ist durch einige Missionare und Militärgeistliche und die Zöglinge der Missionsschulen, welche heut selbstverständlich einen freien Nachmittag haben, vertreten.

Auf dem großen Platz, welcher sonst von den Cricketspielern besetzt ist, sind die geräumigen Zelte aufgestellt, in welchen all die Herrlichkeiten ausgelegt sind, welche Hunderte von Nähvereinen in England zum Besten der Mission angefertigt haben. Aber auch die Damenvereine in Rangun haben reichlich beigesteuert. Die wundervollsten Näh- und Strickarbeiten in Seide, Gold und Silber liegen da zum Verkauf aus und besonders die Arbeiten, welche von den Schülerinnen der S. P. G. Mädchenschule geliefert worden, erregen allgemeine Bewunderung. Was diesen Bazar noch in hohem Grade anziehend macht, das ist die Gegenwart barmanischer christlicher Damen, welche mit der ihnen eigenen Grazie den Verkauf der Artikel in verschiedenen

Zelten leiten oder an den Buffettischen die Bewirtung hungriger und durstiger Kunden besorgen.

Die barmanischen Frauen schließen sich ja nicht von der Außenwelt so ab, wie die vornehmen Hindufrauen, man kann sie überall sehen, es ist aber doch etwas anderes, ob man eine gewöhnliche Barmanin sieht, oder eine Barmanin, welche, wie z. B. eine der hier anwesenden, von vornehmer Geburt, reich und angesehener Stellung, aus voller Überzeugung und mit mutiger Überwindung aller Hindernisse, welche ihr von seiten ihrer Verwandten in den Weg gelegt wurden, den Christenglauben angenommen und öffentlich bekannt hat, und nun durch ihren Wandel und guten Werke zeigt, wie ernst es ihr mit ihrem Christsein ist. Ich hörte von den Missionaren, daß diese Dame die Mission reichlich unterstütze und daß man die Möglichkeit, unter den in Rangun ansässigen Chinesen das Evangelium predigen zu können, hauptsächlich ihrer Opferfreudigkeit zu verdanken habe. Ihre äußere Erscheinung war eine durchaus noble, dabei anmutig und elegant. Ich hätte mich ihr gern vorstellen lassen, sie war aber förmlich belagert von kauflustigen Herren und Damen und hatte mit der Wartung ihres augenblicklichen Amtes so viel zu tun, daß es unbescheiden gewesen wäre, ihre Aufmerksamkeit durch ein Privatgespräch in Anspruch zu nehmen. Da aber unter den Lesern dieses Buches gewiß auch Frauen sind, so halte ich es für meine Schuldigkeit, denselben wenigstens mitzuteilen, wie diese interessante Dame gekleidet war.

Das Hauptgewand, welches sich eng um die Hüften legte und dann in reichen Falten bis über die Füße herabfiel, war von schneeweißer Seide, ein Produkt des Landes, in Indien Tassar genannt. Den Oberkörper hüllte, von der Brust bis zum Schoß reichend, ein in

buntfarbenen Mustern gewebter Seidenstoff ein, welcher so arrangiert war, daß die Farbenlinien sich quer über den Körper legten, wodurch der Kontrast mit den senkrechtfallenden Linien des weiß glitzernden Untergewandes außerordentlich gehoben wurde. Schultern und Arme waren von einem losen, weitärmligen Jacket aus schwerer, violetter Seide bedeckt, welches vorn offen stand und den Hals frei ließ. Nach Landessitte trug auch sie reiches Geschmeide, doch nicht in solcher Menge wie die gewöhnlichen Frauen, welche damit überladen sind und oft das ganze Vermögen ihres Hauses in Schmuckgegenständen an ihrem Körper herumtragen. Um den Hals trug sie nur eine Doppelschnur von prachtvollen weißen Perlen, am Handgelenk breite silberne Bracelets, in denen phantastische Figuren eingraviert waren. An jeder Hand blitzte ein Diamantring, ebenso waren ihre kleinen zierlichen aus Goldfiligran gearbeiteten Ohrgehänge mit Brillanten besetzt. Das kohlschwarze Haar war stramm über den Kopf zurückgekämmt, am Hinterkopf in einen Knoten aufgenommen und von einer schweren Kette von Silberkugeln zusammengehalten.

Der sonst hierzulande allgemein beliebten Mode, Blumen im Haar zu tragen, und Augenlider und Fingernägel zu färben, schien diese Dame als Christin nicht zu huldigen, auch bedurfte sie dergleichen Verschönerungsmittel nicht, ihr liebliches, etwas bleiches aber volles Gesicht, mit den nur ein klein wenig oblique eingesetzten großen dunklen Augen, der klein geschnittene Mund, das lebhafte und ausdrucksvolle Mienenspiel beim Reden, ihre vollständig ungezwungenen und dabei graziösen Bewegungen gaben der ganzen Erscheinung etwas überaus Anziehendes, der Zauber einer naiven, unschuldigen Natürlichkeit sprach aus jedem Blick, jeder Geste, und die Frau, wie sie da stand, erschien mir als das verkörperte Ideal einer vornehmen

native Christin. Was Wunder, daß Bishop Titcomb, als er bei Gelegenheit eines Schulfestes in der Mission zum ersten Male mit dieser und einigen andern eingeborenen Christinnen zusammenkam, ausrief: O si sic omnes!

5. Das Diskuswerfen.

Unter den Spielen, welche zur Unterhaltung des Publikums und selbstverständlich zum eigenen Amüsement der daran Beteiligten veranstaltet wurden, nahmen die Gymkhana Sports [1]) der Offiziere die erste Stelle ein. Lawn tennis und Cricket hatte man alle Tage, aber diese athlethischen Spiele, welche gewöhnlich in den Kasernenhöfen und Gärten geübt wurden, waren für die Außenwelt ein selteneres Schauspiel. Das Interesse an denselben wurde noch durch die Tatsache erhöht, daß sich nicht nur englische Offiziere und Soldaten sondern auch eingeborene Mannschaften dabei beteiligten und zwar waren es die Sikhs, welche hier eine hervorragende Rolle spielten.

Die Sikhregimenter gehören zu den stattlichsten und schneidigsten der indischen Armee. Sie rekrutieren sich nur aus den im Nordwesten Indiens wohnenden Stämmen dieses Namens und den Radschputs.[2]) Die Leute sind groß, kräftig gebaut, infolge ihrer vegetabilen Nahrung und naturgemäßen Lebensweise geht ihnen jede Fleischesfülle ab, ihr Körper ist sehnig, muskulös und von nicht zu ermüdender Ausdauer. Ihre schmucke Uniform: roter

---

[1]) Graeco-indische Nachbildung des Wortes Gymnasium im ursprünglichen Sinne, es umschließt also körperliche Übungen, Turnen, Fechten, teutpegging usw.

[2]) Eigentlich: Königssöhne, dann Leute, welche aus königlichen oder fürstlichen Familien stammen, also von Geburt schon der Kriegerkaste angehören. —

oder grüner Turban, weißer oder dunkler Rock, etwas faltiges Beinkleid, welches in hohen Reiterstiefeln steckt, steht ihnen aufs vorteilhafteste, ihr martialischer Gesichtsausdruck und stramme Haltung verraten auf den ersten Blick, daß sie geborene Krieger sind.

Diese Sikhs kultivieren nun mit großer Vorliebe ein Spiel, welches uns aus dem klassischen Altertum bekannt ist, nämlich das Diskuswerfen. Sie haben es in der Handhabung desselben zu einer erstaunlichen Fertigkeit gebracht. Von ihren, mit enormer Muskelkraft begabten Armen geschleudert, saust der schwere Diskus durch die Luft und verfehlt fast nie sein Ziel. Hier sind die Ränder des Diskus natürlich stumpf, aber wenn man sieht, mit welcher Wucht derselbe noch auf 60—70 Schritt Entfernung in den als Ziel dienenden Baumstamm hineinfährt, so kann man verstehen, welche furchtbare Waffe er in den Händen dieser Leute gewesen sein muß, als sie ihn, an den Rändern scharf geschliffen, im Kriege brauchten.

Die englischen Offiziere, welche in ihren Regimentern dergleichen Sports aufs angelegentlichste fördern und pflegen, haben auch das Diskuswerfen unter das Programm ihrer Gymkhanaübungen aufgenommen, und es ist eine wahre Freude zu sehen, mit welcher Gewandtheit und elastischen Kraft diese athletisch geschulten Herren mit ihren indischen Kameraden wetteifern und die schwere Wurfwaffe durch die Luft fliegen lassen. —

Ich sah Mr. Marks erst am nächsten Morgen beim Frühstück wieder.

„Nun, sind Sie mit dem Resultat des gestrigen Bazars zufrieden?“

„Außerordentlich. Wir haben fast alles verkauft und beinahe 2000 Rupies eingenommen. Ich bin eben dabei, einen ausführlichen Bericht darüber an die hiesigen Tages-

blätter zu schicken, damit ihn die Leser morgen früh in den Händen haben."

„Schicken Sie auch einen Bericht an indische Zeitungen?

„Ich hatte nicht daran gedacht, aber nun Sie es erwähnen, so scheint es mir auch rätlich, wenigstens an den Englishman und den Pioneer[1]) einen Bericht zur Veröffentlichung einzusenden."

„Nicht nur das, Sie sollten auch an einige unserer native Papers Berichte einsenden, besonders an die in Hindi erscheinenden, welche am meisten von den eingebornen Christen gelesen werden, es wird denselben interessant sein, zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit alle Klassen der hiesigen Einwohner der Mission helfen, und vergessen Sie nur nicht, der Mitwirkung der barmanischen Damen beim Bazar in eingehender Weise Erwähnung zu tun, das wird einen außerordentlichen Eindruck machen."

„Ausgezeichnete Idee. Aber wer soll den Artikel ins Hindi übertragen?"

„Sie könnten das englische Original an die Redakteure senden und denselben die Übersetzung überlassen, denn sie verstehen alle Englisch, aber damit würde sich die Veröffentlichung verzögern, da die Babus vielleicht nicht gerade Zeit haben, die Übersetzung eines längeren Artikels in die Hand zu nehmen. Wissen Sie was? Wenn Sie den Artikel innerhalb einer Stunde fertigmachen können, so kann ich ihn noch übersetzen. Der Dampfer geht erst nachmittags um 4 Uhr ab, ich habe also noch Zeit, Ihnen zu helfen."

„Sie wollten wirklich?"

„Gewiß, nur her mit dem Manuskript, so weit Sie

---

[1]) Zwei der bedeutendsten englischen Zeitungen in Indien.

es fertig haben, es ist mir höchst angenehm, Ihnen diesen kleinen Dienst als Zeichen meiner Dankbarkeit für Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft erweisen zu können."

Das Frühstück wurde rasch beendet, und bald flogen unsere Federn in Englisch und Hindi über das Papier. Um 12 Uhr waren die Berichte in beiden Sprachen fertig. Der erste Clerk in M.s Bureau mußte, ehe er zum tiffin fortging, noch mehrere Kopien auf der Kopierpresse abziehen, und um 2 Uhr gingen sie mit der Mail nach Kalkutta, Allahabad und Benares ab.

Eine Stunde später stand ich an Bord des Thuriah, die riesigen Dampfkrähne hoben eben die letzten Ballen in das Schiff — die letzten Passagiere balanzierten sich über die schmalen schwankenden Landungsbretter. Mr. M. hatte mir das Geleit gegeben.

„Good Bye, F."

„Good Bye, M."

Ein herzlicher, kräftiger Händedruck, „and mind, you look me up again, when you come back," sagte M. noch einmal.

„Certainly."

Er eilt ans Ufer, und zischend und brausend greifen die mächtigen Schaufelräder in die Flut. „Farewell, Rangun."

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Süd-Indien.

Land und Volk der Tamulen.

Von **Hans Gehring.**

Mit 91 Abbildungen und 1 Karte. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Inhalt: Indien und das Tamilland. — Tamulische Schönheiten. — Bilder aus dem Tierleben. — Das Volk und die Kaste. — Die äußere Erscheinung der Tamulen. — Die Frauen des Tamillandes. — Volkscharakter, Sitten und Gebräuche. — Die Riesenstadt Madras. — Im Distrikte von Sengelpat. — Im Garten von Kudelur. — Die alte Königsstadt Tandschaur. — Nach Madurei, der Perle des Südens — Im äußersten Süden. — Der „Garten von Koimbatur". — Die Berginsel der Sarwarajas.

Hier haben wir einen gediegenen Lesestoff für den Familientisch wie für Missionsvereine. Was sonst in Büchern und Zeitschriften über jenes wunderbare Land zerstreut veröffentlicht ist, das lesen wir hier in einem Zusammenhange, der dem Missionsforscher ebensoviel bieten wird, wie dem Missionsfreunde. Überall tritt uns der Reiz des Selbsterlebten entgegen. Nicht so leicht wird das Interesse des Lesers ermüden. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch besonders durch seinen **vorzügl. Bilderschmuck** in weiteren Kreisen Freunde finden wird.

Theol. Literatur-Bericht.

François Coillard

und die Mission am oberen Sambesi.

Von Pfarrer **Martin Schlunk.**

Mit 15 Bildern. Preis geh. 2,50 M., geb. 3 M.

Missionar Fr. Coillard war der Begründer und langjährige Leiter der Mission in Barotseland in Zentralafrika und haben auch die deutschen Missionsfreunde die Arbeit desselben schon lange verfolgt. Die „Evangelischen Missionen" nennen Coillard „einen der tüchtigsten Missionare der Pariser Miss.G., vielleicht einen der bedeutendsten evang. Missionare unserer Zeit."

Julius Richter,

Herausgeber der „Evangelischen Missionen".

Deutsche Mission in Südindien.

Nordindische Missionsfahrten.

Erzählungen und Schilderungen
von einer Missions-Studienreise durch Ostindien.

Preis jedes Bandes 3 M., geb. 3,60 M.

Lebensvolle Gestaltung, lichtvolle Anschaulichkeit, der Wirklichkeit entsprechende Zeichnung, Besonnenheit des Urteils, gelungene Verbindung der Kleinmalerei mit großen Gesichtspunkten machen diese Bücher zu einer missionsliterarischen Erscheinung von großer Bedeutung und dürfen sie als eine instruktive Einführung in die indische Missionskunde bezeichnet werden.

Allgem. Miss.-Zeitschrift.

Indische Missionsgeschichte.

Mit 65 Bildern. 6 M., geb. 7 M.

. . . Mit Sachkenntnis und Urteilsbefähigung ausgerüstet, durfte Vers. den Versuch wagen, eine allgemeine indische Missionsgeschichte zu schreiben; und was Gründlichkeit, Zuverlässigkeit und Allseitigkeit der vorliegenden Leistung betrifft, so überragt sie die drei bisher erschienenen englischen Monographien bei weitem. . . . Das auch in würdiger Ausstattung gebotene Buch lockt zum Studium und ist wert, einen großen Leserkreis zu finden.

Prof. D. **Warneck** in der „Allg. Miss.-Zeitschr."

Vom großen Missionsfelde.

Erzählungen u. Schilderungen aus der neueren Missionsgeschichte.

2,40 M., geb. 3 M.

Die Aufsätze sind so anziehend im Inhalt und so anmutig in der Form, daß sie sich und der heiligen Missionssache viele Freunde erwerben können. Wir empfehlen dies Büchlein allen Missionsfreunden. **Kirchl. Wochenschr.**

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Die

Evangelischen Missionen.

Illustriertes Familienblatt.

Herausgegeben von Pfarrer **Julius Richter.**

Erscheint seit 1895.
Monatlich ein Heft von 24 S. gr. Lex.-Oktav-Format mit 10—16 Bildern.
Preis jährlich 3 M., mit Porto 3,60 M.

Die **Leipziger Zeitung** sagt: Die Heidenmission hat in unserem kirchlichen und politischen Leben gegenwärtig eine derartige Bedeutung erlangt, daß eine gewisse Kenntnis von ihr zur allgemeinen Bildung gehört. Eine solche auf die angenehmste Weise zu vermitteln, hat sich das von P. Richter herausgegebene Familienblatt zur Aufgabe gestellt. Es unterscheidet sich von den meisten deutschen Missionsblättern dadurch, daß es nicht Organ einer einzelnen Gesellschaft ist, sondern allen Missionsbestrebungen der evangelischen Kirche seine Aufmerksamkeit schenkt. Sämtliche Missionsgebiete der Erde werden behandelt, teils in längeren Abhandlungen und Erörterungen, teils in kleinen charakteristischen Einzelzügen. Die Zeitschrift gehört zu den besten Familienblättern für das christliche Haus und sollte auch in alle guten Lesezirkel aufgenommen werden, welche nicht grundsätzlich religiöse Schriften ausschließen.

Zugleich als Beiblatt erscheint:

Saat und Ernte

auf dem Missionsfelde.

Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend.

Herausgegeben von

P. J. Richter und **P. P. Richter.**

Erscheint seit 1899. Monatlich ein Heft von 8 S. Lex.-8. mit 4—5 Bildern. Jährl. 1 M., mit Porto 1,36 M. (In Partien billiger.) Beide Blätter zus. 3,75 M., mit Porto 4,35 M.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Blicke in die Geisteswelt der heidnischen Kols.

Sammlung von Sagen, Märchen und Liedern der Oraon in Chota Nagpur

Von

Ferdinand Hahn,

Missionar der Goßnerschen Mission.

Bevorwortet von **Hermann Dalton.**

Preis 1,50 M., geb. 2 M.

Der unbestritten gründlichste Kenner des indischen Bergvolkes der Oraon, Missionar Ferdinand Hahn, hat in dem vorliegenden Werkchen einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der indischen Literatur gebracht. Es läßt uns einen überaus interessanten Blick in das Leben dieser indischen Ureinwohner tun. Wenn man diese Anekdoten und Märchen durchblättert, so fühlt man sich im Geist in die Täler am Koël- und Sankh-Fluß versetzt und die Welt des Dschangels und des Reisackers, die Freuden und Leiden des primitiven Dorflebens jenes Bauernvölkchens erstehen unwillkürlich vor unsern Augen. Besonders zahlreich vertreten sind die Geschichten aus der Tiersage. Die mitgeteilten Lieder sind alle Tanzlieder. Schlicht und natürlich in ihrer Form, zuweilen neckisch gehalten. Natürlich handelt es sich um Stücke aus der Literatur eines heidnischen Volkes. Das darf namentlich der Missionsfreund bei der Lektüre nicht außer acht lassen. **Aber gerade dem Missionsfreund, der das fortschreitende Einwurzeln des Christentums in jenem Volke mit Interesse verfolgt, wird es interessant und lehrreich sein, in diesen Geschichten und Liedern das Rohmaterial an Menschen kennen zu lernen, aus denen unser Gott durch sein Wort Christen formt.**

Zernick, Missions-Inspektor.

In Vorbereitung befindet sich von demselben Verfasser:

Die Kols in Chota Nagpur.

Ihre Geschichte, Gebräuche und Religion.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Indische Reisebriefe

von

Hermann Dalton.

4,40 M., geb. 5 M.

Diese „Reisebriefe" sind weit mehr als ein unterwegs geführtes Tagebuch mit dem kaleidoskopartigen Durcheinander wechselnder Reiseeindrücke, sie sind in sich abgerundete, fein und sorgfältig durchgearbeitete Schilderungen, deren jedes eine mächtige Seite des indischen Lebens zur Anschauung bringt. Dalton reist als Missionsfreund, und macht kein Hehl daraus, daß es ihm überall die wichtigste, liebste Aufgabe gewesen ist, der evangelischen Mission nachzugehen und sie in ihrer reichgeordneten Tätigkeit zu beobachten. Dabei aber ist er so vielseitig angeregt, so voller Interessen für die Kunst, die Religion, die Kultur und die Geschichte Indiens, daß er in alle diese Gebiete den Leser einführt und auf denselben orientiert. Die „Reisebriefe" sind nicht für den Fachmann geschrieben, sie wenden sich an den großen Kreis des gebildeten Publikums, an die Missionsfreunde zumal und an alle, welche sich für das herrliche Indien begeistern können. Möge das inhaltreiche Buch viele und dankbare Leser finden. **P. Julius Richter.**

Der Brahmanensohn.

Erzählung aus dem indischen Missionsleben von **L. Reutter.**

Preis 1 M., geb. 1,50 M.

Inhalt: Die Waise. — Die Pagode. — Der Purohita. — Der Missionar. — Prüfung und Trübsal. — Monika. — Der Teich von Kombakonam. — Das Pongolfest. — Dewadatta oder Theodor.

In Form einer ansprechenden Erzählung schildert die Verf. das indische Heidentum mit der Pracht und der Armut seiner Götzendienste und das schlichte, ernste, aber segensvolle Wirken eines Missionars.